



Netzwerk Frauenforschung NRW

THEMEN:

- **Wissenschaftskultur provoziert Kinderlosigkeit**
- **Soziomedizinische Genderforschung – eine Innovation nicht ohne Risiken und Nebenwirkungen?**
- **Gehälterungleichheit und Geschlechtergerechtigkeit**
- **15 Jahre Wissenschaftlerinnen-Datenbank: „Es tut mir leid, aber eine qualifizierte Wissenschaftlerin mit diesem Schwerpunkt gibt es einfach nicht“**
- **Wissenschaftliches Publizieren – die Verlagsperspektive**
- **Genderkompetenz als innovatives Element der Professionalisierung der LehrerInnenausbildung für das Fach Mathematik**
- **Hochschuldidaktik und Genderkompetenz – Expertinnen vernetzen sich**
- **Welche Einstellungen haben Lehrende zur Lehre?**
- **Die Wahl des Praktikumsplatzes und das damit verbundene Berufswahlverhalten – mal geschlechtsspezifisch betrachtet**
- **„Weil ich nie gedacht hätte, dass mir so was Spaß machen kann!“ – Gender und MINT an der Uni Paderborn**
- **Warum die Tomatensuppe keine Hausmannskost ist und trotzdem bald in aller Munde: Einblicke in die Gender Studi(e)s**
- **„Ich habe zwanzig Kinder, und mein Mann ist schön!“**

Journal Netzwerk Frauenforschung NRW

Nr. 25

Koordinationsstelle
NETZWERK FRAUENFORSCHUNG NRW
Prof. Dr. Ruth Becker
Dr. Beate Kortendiek

c/o Technische Universität Dortmund
Fachgebiet Frauenforschung und Wohnungswesen
in der Raumplanung
44221 Dortmund
Tel: (0231) 755-5142
Fax: (0231) 755-2447
kortendiek@netzwerk-frauenforschung.de

Redaktion
Dr. Beate Kortendiek

Dortmund, Juni 2009

ISSN 1617-2493

Editorial

Netzwerk-News

Blitzlichter zur Ausgabe Nr. 25 - Das Journal Netzwerk Frauenforschung...	6
Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor	8
Prof. Dr. Barbara Rendtorff	8
Prof. Dr. phil. Katja Sabisch	9
Prof. Dr. Renate Kosuch	10
Prof. Dr. Claudia Ohlschläger	11
Vertretungsprofessorin Dr. Ulrike Graff	12
Vertretungsprofessorin Dr. Angelika Koch	14
Prof. Dr. Diane Sainsbury - Marie-Jahoda-Gastprofessorin	15
In Memoriam Doris Janshen	16
Personalien	19
Kurznachrichten	22

Beiträge

Christina Möller, Sigrid Metz-Göckel: Wissenschaftskultur provoziert Kinderlosigkeit	27
Doris Janshen: Soziomedizinische Genderforschung – eine Innovation nicht ohne Risiken und Nebenwirkungen?	30
Doris Lucke: Gehälterungleichheit und Geschlechtergerechtigkeit	38
Jana Girlich: 15 Jahre Wissenschaftlerinnen-Datenbank: »Es tut mir leid, aber eine qualifizierte Wissenschaftlerin mit diesem Schwerpunkt gibt es einfach nicht«.	41
Barbara Budrich: Wissenschaftliches Publizieren – die Verlagsperspektive	43
Anina Mischau, Bettina Langfeldt, Sabine Mehlmann: Genderkompetenz als innovatives Element der Professionalisierung der LehrerInnenausbildung für das Fach Mathematik	50
Nicole Auferkorte-Michaelis, Anette Schönborn, Eva Wegrzyn: Hochschuldidaktik und Genderkompetenz – Expertinnen vernetzen sich	53
Marion Kamphans, Anna FUNGER: Welche Einstellungen haben Lehrende zur Lehre?	56
Stephanie Kurbjuhn: Die Wahl des Praktikumsplatzes und das damit verbundene Berufswahlverhalten – mal geschlechtsspezifisch betrachtet	59
Miriam Gwisdalla, Gudrun Schäfer: „Weil ich nie gedacht hätte, dass mir so was Spaß machen kann!“ – Gender und MINT an der Uni Paderborn	60
Eva Wegrzyn, Anna C. Weber: Warum die Tomatensuppe keine Hausmannskost ist und trotzdem bald in aller Munde: Einblicke in die Gender Studi(e)s	63
Gudrun Schäfer: „Ich habe zwanzig Kinder, und mein Mann ist schön!“	66

Tagungsberichte

Mechthild Budde, Monika Demming-Pälmer, Renate Petersen, Henrike Wolf: Alltag an Uni-Klinika: Mehr Zeit – Mehr Wert?	73
Karin Mohn, Jutta Wergen: Wagnis Wissenschaft – Perspektiven der Promotionsförderung und -forschung	75
Babette Berkels: „100 Jahre Frauen im Studium“ an der Universität Duisburg-Essen	77
Sigrid Metz-Göckel, Felizitas Sagebiel: Über die Grenzen Brücken bauen – irritieren und sich engagieren	79
Open Space Tagung „Diversity Management an der Hochschule“	82
Anne Casprig: Ringvorlesung „Raum und Geschlecht“	82

Veröffentlichungen

Buchbesprechungen

Christine Roloff rezensiert: Karin Zimmermann, Sigrid Metz-Göckel: „Vision und Mission“ – Die Integration von Gender in den Mainstream europäischer Forschung	86
Ingrid Galster rezensiert: Christine Färber, Ulrike Spangenberg: Wie werden Professuren besetzt? Chancengleichheit in Berufungsverfahren	87
Linda Wotzlaw rezensiert: Ilse Modelmog, Diana Lengersdorf und Mona Motakef (Hg.): Annäherung und Grenzüberschreitung. Konvergenzen – Gesten – Verortungen	89

Neuerscheinungen	91
-------------------------	----

Liebe LeserInnen,

hiermit legen wir die Ausgabe Nr. 25 unseres Journals Netzwerk Frauenforschung NRW vor und freuen uns sehr, dass es uns mit dem Journal gemeinsam gelingt, nach außen wie nach innen zu dokumentieren, „wer, wo, wie, was“ an nordrhein-westfälischen Hochschulen im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung erforscht und diskutiert. Die auf den folgenden Seiten abgedruckten „Blitzlichter“ unserer Leserinnen als Antwort auf die Frage, welche Bedeutung sie dem Journal zumessen, bestärken uns darin, das Journal in der bewährten Weise fortzuführen.

Die Dynamik, Ausstrahlung und Notwendigkeit des Netzwerks Frauenforschung NRW wird auch durch seine neuen Mitglieder deutlich. Es ist uns eine große Freude folgende neue Netzwerkprofessorinnen begrüßen zu können: Prof. Dr. Barbara Rendtorff und Prof. Dr. Claudia Ohlschläger von der Universität Paderborn, Prof. Dr. Katja Sabisch und die Marie-Jahoda-Gastprofessorin Prof. Dr. Diane Sainsbury von der Ruhr-Universität Bochum, Prof. Dr. Renate Kosuch (FH Köln) sowie die Vertretungsprofessorinnen Dr. Ulrike Graff (FH Düsseldorf) und Dr. Angelika Koch (Universität Duisburg-Essen).

Berichten müssen wir jedoch auch über einen sehr schmerzlichen Verlust. Mit großer Erschütterung haben wir vom Tode der langjährigen, engagierten und dem Netzwerk eng verbundenen Netzwerkprofessorin Dr. Doris Janshen erfahren. In einem Nachruf würdigen ihre Kolleginnen Mona Motakef und Karin Shire Leben und Werk von Doris Janshen. Außerdem enthält das Journal den letzten Artikel von Doris Janshen über die Soziomedizinische Genderforschung in einem Vorabdruck. Es liegt uns sehr daran, dazu beizutragen, dass ihre Ideen und Gedanken fortleben.

Das Journal hält darüber hinaus viele spannende und nützliche Beiträge bereit: So stellt die Verlegerin Barbara Budrich in ihrem Beitrag die Verlagsperspektive auf das wissenschaftliche Publizieren dar, ein – nicht nur für den wissenschaftlichen Nachwuchs – wesentlicher Aspekt beim Transfer von Forschungsergebnissen in die Fachöffentlichkeit. Einen Beitrag der etwas „anderen Art“ verdanken wir den Studierenden des Master Studiengangs Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum, allen voran Eva Wegrzyn und Anna C. Weber, die uns vom Küchentisch aus einen Einblick in die Motive von Gender Studi(e)s gewähren. Ebenso anregend ist der kulturwissenschaftliche Blick auf den Zusammenhang von Geschlecht und Utopie in der aktuellen Pop-Musik, den uns Gudrun Schäfer ermöglicht sowie der Vortragsabdruck von Doris Lucke zu Gehälterungleichheit und Geschlechtergerechtigkeit.

Darüber hinaus erhalten Sie durch Kurznachrichten, Tagungsberichte und Buchbesprechungen einen guten Überblick über Personen und Themen – einschließlich der Möglichkeit der Kontaktaufnahme und weiteren Vernetzung. Insbesondere ist festzustellen, dass die Frage nach „guter Lehre“ im Sinne einer geschlechtergerechten Lehre an Bedeutung gewinnt, was eine Reihe von Beiträgen im Journal belegt. Vorgestellt wird u. a. das Expertinnen-Netzwerk „Hochschuldidaktik und Genderkompetenz“ sowie das Projekt zur Genderkompetenz in der LehrerInnenausbildung für das Fach Mathematik.

Auch von der Koordinationsstelle Netzwerk Frauenforschung NRW gibt es Neues zu berichten: Nach dem Verkauf des Kleine Verlags, in dem die seit 3 Jahren von der Koordinationsstelle redaktionell betreute Zeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung erscheint, haben sich Redaktion und Herausgeberinnen entschlossen, zurückzutreten und die Zusammenarbeit mit dem Verlag einzustellen. Nachdem auch der Versuch, die Rechte an der Zeitschrift zu erwerben, an den für uns nicht akzeptablen Preisvorstellungen des neuen Verlegers gescheitert ist, haben wir uns entschlossen, eine neue wissenschaftliche, im Doppelblindverfahren begutachtete Zeitschrift zu gründen. Wir verweisen hierzu auf die Notiz zur Gründung von „GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft“ im Barbara Budrich Verlag unter der Rubrik „Veröffentlichungen“.

Noch nicht endgültig geklärt, aber (hoffentlich) auf gutem Weg ist die nach Auslaufen der derzeitigen Finanzierung anstehende dauerhafte Sicherung und Verstetigung der Koordinationsstelle. Wir haben in den letzten Monaten hierzu viele Anstrengungen unternommen und Gespräche geführt und hoffen, im nächsten Journal vom endgültigen Erfolg unserer Bemühungen berichten zu können.

In Hinblick auf die Jubiläumsausgabe des Journals und auf die Ereignisse der letzten Monate wird eines deutlich: Wir lassen uns unsere Handlungsfähigkeit nicht nehmen. Wir arbeiten mit Ihnen an vielen weiteren Journalen und Vernetzungen – trotz aller Unterschiede in den Fachdisziplinen verbunden durch das Ziel einer geschlechtergerechten Hochschule und Wissenschaft.

Ihre Ruth Becker und Beate Kortendiek
Dortmund, Juni 2009

Blitzlichter zur Ausgabe Nr. 25

Das Journal Netzwerk Frauenforschung...

„... ist für mich als Netzwerkprofessorin primär eine wichtige Informationsquelle über die Aktivitäten und Entwicklungen unseres Netzwerkes. Es stellt ein Medium dafür dar, wie vielfältig auch die wissenschaftlichen Ansätze und thematischen Schwerpunkte des Netzwerkes sind – es gibt kein Heft, von dem ich nicht in irgend einer Weise für meine eigene fachliche Ausrichtung profitiert hätte.“

(Prof. Dr. Ulrike Schildmann, Frauenforschung in der Behindertenpädagogik, Technische Universität Dortmund, Fak. f. Rehabilitationswissenschaften)

„... wirft ein erhellendes Licht auf die eigene Zukunft.“

(Prof. Dr. Brigitte Hasenjürgen, KFH NRW)

„... ist ein lebendiger Beweis für die Vielfalt der Frauenforschung in Nordrhein-Westfalen.“

(Prof. Dr. Beate Rudolf, Freie Universität Berlin)

„... bedeutet für mich einen schönen Zugang zu aktuellen Themen innerhalb der deutschen Geschlechterforschung.“

(Dr. Ines Schell-Kiehl, Saxion Hogeschool Enschede)

„... ermöglicht mir ein ‚Wiedersehen‘ mit Themen, Personen und Standpunkten.“

(Dr. Nicole Auferkorte-Michaelis, Team Hochschuldidaktik, Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung, Universität Duisburg-Essen)

„... ist für mich wichtig, weil es angesichts der sich ständig weiter differenzierenden Hochschullandschaften Strukturen frauen- und geschlechterbezogener Forschung und Lehre sichtbar macht, Kontinuitäten in institutioneller oder personeller Hinsicht aufzeigt und Entwicklungen in den jeweiligen Forschungsfeldern anzeigt. Nur so wird das Netzwerk überhaupt greifbar. Gleichzeitig stärkt es das Gefühl, mit anderen an interessanten Fragestellungen zu arbeiten.“

(Dr. Uta C. Schmidt, Kulturhistorikerin, Projektleiterin FRAUEN.RUHR.GESCHICHTE)

„... erleuchtet mich und ...feels like HOME“.

(Dr. Gudrun Schäfer, Universität Paderborn)



„... lese ich nun schon seit Jahren immer mal wieder gerne zwischendurch, um mich über die neusten Entwicklungen in der Frauenforschung auf dem Laufenden zu halten – und das, obwohl ich gar keine Wissenschaftlerin bin.“

(Anja Tillmann, Interne Fortbildung und Beratung der Ruhr-Universität Bochum)

„... gibt einen hervorragenden Überblick über die neuesten Entwicklungen in der Frauen- und Geschlechterforschung und spiegelt die Vielseitigkeit der Ausrichtungen der Kolleginnen insbesondere in NRW wider“

(Dr. Birgitta Wrede, Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung, Universität Bielefeld)

„... ist für mich eine Fundgrube neuester Entwicklungen im Feld der Geschlechterforschung“
(PD Dr. Ute L. Fischer, Vertretungsprofessorin „Qualitative Methoden“ an der LMU München)

„... lese ich, wenn es in meinem Fach liegt, leider nur flüchtig, dann verschwindet es im Regal. Sollte sich das ändern?“
(Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel, TU Dortmund)

„... ist unentbehrlich geworden. Ich danke allen, die schon so lange dazu beitragen.“
(Prof. Dr. Sabine Hering, Universität Siegen)

„... ist sehr informativ, sehr solide, sehr engagiert.“
(Prof. Dr. Ingrid Galster, Universität Paderborn)

„... gibt einen unverzichtbaren Überblick über aktuelle Themenschwerpunkte.“
(Silvia Boßmann, Referat 134 Gleichstellung von Frau und Mann, Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie NRW)

„... zeigt für mich immer wieder neu wie spannend Frauen- und Geschlechterforschung ist. Außerdem erinnert es mich an die Erfolge und (leider auch) daran, wie dringend notwendig nach wie vor die Umsetzung vieler „ewig alter“ Forderungen ist. Es gibt so erstaunlich viele Felder und Bereiche, in denen die Forschung alte Ergebnisse befestigt, alte Benachteiligungen wieder aufdeckt.“
(Barbara Budrich, Verlegerin)

„... gibt immer wieder - und immer neue umfassende und lebendige Einblicke in die vielfältigen Themenfelder der Frauen- und Geschlechterforschung“
(Dr. Carmen Leicht-Scholten, Leitung Integration Team- Human Resources, Gender and Diversity Management (IGaD), RWTH Aachen)

„... nutze ich, um zu wissen, zu welchen Themen meine Kolleginnen im Netzwerk forschen und veröffentlichen“.
(Prof. Dr. Anne Schlüter, Universität Duisburg-Essen, Campus Essen)

„... ist nicht nur eine spannende Lektüre, sondern hilft mir auch, im Hinblick auf Forschungsergebnisse und -projekte des Netzwerks orientiert zu sein.“
(Dr. Sabine Graap, Referat 134 Gleichstellung von Frau und Mann, Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie NRW)

„... verbindet und stärkt über alle Fachgrenzen hinweg.“
(Dr. Mechthilde Vahsen, Wissenschaftslektorin)

„... ist für mich eine wunderbare Möglichkeit, mich immer wieder von den vielfältigen Forschungsaktivitäten der Frauen- und Geschlechterforschung in NRW beeindruckt zu lassen.“
(Dr. Sabine Schäfer, Research School „Education and Capabilities“, Universität Bielefeld)

„Das Journal Netzwerk Frauenforschung ... gibt einen komprimierten Überblick, was inhaltlich und politisch aus dem Netzwerk heraus in der Frauen- und Geschlechterforschung passiert!“
(Dr. Masha Gerding, Sprecherin der LaKof NRW)

„Das Journal Netzwerk Frauenforschung ... ist nicht so blau wie es daherkommt!“
(Gabriele Kirschbaum, Sprecherin der LaKof NRW)

Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor

Prof. Dr. Barbara Rendtorff

Universität Paderborn, Schulpädagogik und Geschlechterforschung

Zur Person

Ich habe Pädagogik, Soziologie und Geschichte studiert, ein Diplom in Soziologie erworben, ein Erstes und Zweites Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien abgelegt, in Soziologie promoviert. Danach habe ich 11 Jahre in einem autonomen Frauen-Bildungs-Projekt gearbeitet, der Frankfurter Frauenschule, die sich unter den feministischen Projekten jener Zeit durch einen dezidiert theoretischen Schwerpunkt auszeichnete. Nach meiner Rückkehr an die Universität habe ich – nicht zuletzt auf Grund der Erfahrungen in der Frauen-Bildungsarbeit – meinen Schwerpunkt auf die Erziehungswissenschaft verlagert, weil mich vor allem die Frage beschäftigt hat, wie Geschlechterbilder, -stereotype und Einstellungen tradiert werden, wie sie in die eigenen Selbstverständlichkeiten des Denkens und Handelns Eingang finden und wo und wie sie in komplexen gesellschaftlichen und pädagogischen Situationen wirksam werden. Meine zweite wichtige Frage war, woraus sich eigentlich die strukturierende Kraft der Kategorie Geschlecht speist, wie diese beschaffen ist und woher sie ihre Wirksamkeit bezieht. Die Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Theorieansätzen hat sich für mich dabei als mindestens ebenso fruchtbar erwiesen wie die eher gängigen soziologischen Zugangsweisen.

Beide Fragen lassen sich sehr fruchtbar auf die Schule beziehen, und zwar sowohl auf die SchülerInnen – also auf Kindheit und Jugendalter und deren geschlechtstypische Aspekte sowie auf Lernerfahrungen und Leistungsprofile usw. – als auch auf die Institution Schule selber, auf die dort stattfindenden Vermittlungsprozesse und auf die in ihrem Rahmen Tätigen.

Das hat mich nun nach Paderborn geführt, wo ich seit Oktober 2008 als Professorin für Schulpädagogik und Geschlechterforschung tätig bin. Ich werde mich dort neben der Lehrtätigkeit bemü-



hen, den Diskurs über den Zusammenhang von Geschlecht und Erziehung auch durch Tagungen, Projekte und andere Aktivitäten zu intensivieren, wobei ich vor allem auch an einer Weiterentwicklung des Theoriefundaments interessiert bin. Das an der Universität Paderborn im Entstehen begriffene Gender-Zentrum wird hierfür ein wichtiger Kooperationspartner sein.

Bis 2007 war ich Mitglied im Vorstand der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE und bin auch Redaktionsmitglied des „Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft“. Außerdem bin ich als Mitglied an der Kommission Psychoanalytische Pädagogik aktiv beteiligt.

Meine Veröffentlichungen bestehen einerseits in geschlechtertheoretischen Schriften (z. B. Geschlecht und symbolische Kastration (1996), Geschlecht und différence – die Sexuierung des Wissens (1998), Casale/Rendtorff „Was kommt nach der Genderforschung?“ (2008), Rendtorff/Pregel „Kinder und ihr Geschlecht“. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 4, Opladen 2008)); andere beziehen sich direkter auf den erziehungswissenschaftlichen Kontext (z. B. Kindheit, Jugend und Geschlecht (Beltz 2003); Erziehung und Geschlecht (Kohlhammer 2006), Rendtorff/Burckhart „Schule, Jugend und Gesellschaft“ (Kohlhammer 2008). Ausführlichere Angaben finden sich auf der Website.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Barbara Rendtorff
 Universität Paderborn
 Fakultät für Kulturwissenschaften
 Institut für Erziehungswissenschaft
 Warburger Straße 100
 33098 Paderborn
 Tel: 05251-60-2938
 Barbara.Rendtorff@uni-paderborn.de
<http://kw.uni-paderborn.de/institute-einrichtungen/erziehungswissenschaftliches-institut/arbeitsbereiche/prof-dr-rendtorff>
<http://barbara-rendtorff.de>

Prof. Dr. phil. Katja Sabisch

Ruhr-Universität Bochum, Juniorprofessorin für Gender Studies



Zur Person

Prof. Dr. phil. Katja Sabisch ist seit Oktober 2008 Juniorprofessorin für Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum und geschäftsführende Direktorin des interdisziplinären Studienfachs M. A. „Gender Studies – Kultur, Kommunikation, Gesellschaft“. Sie lehrt und forscht in den Bereichen postfeministische und postkoloniale Theorien, Medizin und Geschlecht, Diskursgeschichte der Geschlechterungleichheit und Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Nach ihrem Studium der Diplom-Soziologie an der Universität Bielefeld wurde sie dort mit einer wissenschaftshistorischen Arbeit über „Das Weib als Versuchsperson. Medizinische Menschenexperimente im 19. Jahrhundert am Beispiel der Syphilisforschung“ promoviert. Von 2003 bis 2007 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin der interdisziplinären Emmy Noether-Forschungsgruppe „Kulturgeschichte des Menschenversuchs“ an der Universität Bonn; ab Januar 2008 arbeitete sie im eigenen DFG-Projekt „Der experimentalisierte Mensch“ am Institut für Geschichte der Medizin der Universität Düsseldorf. Im Rahmen dieses Projektes beschäftigt sie sich weiterhin mit Wissenschafts- und Körpergeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Ihr aktuelles Forschungsvorhaben, welches den öffentlichen Diskurs über die Impfung gegen Humane Papillomaviren (HPV) ab 2006 untersucht, ist an der Schnittstelle von Kultur-, Körper- und Wissenssoziologie angesiedelt.

Katja Sabisch ist Mitglied des RUB Netzwerks Geschlechterforschung, der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sowie Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik.

Veröffentlichungen

Bücher

- Kulturgeschichte des Menschenversuchs im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw). Mit Nicolas Pethes/Birgit Griesecke/Marcus Krause. In Vorbereitung.
- Menschenversuche. Eine Anthologie 1750-2000. Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw) 2008. Mit Nicolas Pethes/Birgit Griesecke/Marcus Krause.
- Das Weib als Versuchsperson. Medizinische Menschenexperimente im 19. Jahrhundert am Beispiel der Syphilisforschung. Bielefeld: transcript 2007.

Aufsätze

- „Die Katastrophe, krank zu werden“. Medizinische Experimente in den Krankenrevieren der nationalsozialistischen Konzentrationslager.“ In: Nicolas Pethes/Marcus Krause/Birgit Griesecke/Katja Sabisch (Hrsg.): Kulturgeschichte des Menschenversuchs im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Suhrkamp stw (in Vorbereitung).
- Die Wissenschaft am Ding. Zur Versuchsperson im medizinischen Experiment um 1900. In: Christina Brandt/Florence Vienne/Thomas Horstmann (Hrsg.): Wissensobjekt Mensch. Praktiken der Humanwissenschaften im späten 19. und 20. Jahrhundert. Berlin: Kadmos-Verlag 2008.
- Schneiden und Heilen. In: Nicolas Pethes/Marcus Krause/Birgit Griesecke/Katja Sabisch (Hrsg.): Menschenversuche. Eine Anthologie 1750-2000. Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw) 2008, S. 543-561.
- Vernichten. In: Nicolas Pethes/Marcus Krause/Birgit Griesecke/Katja Sabisch (Hrsg.): Menschenversuche. Eine Anthologie 1750-2000. Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw) 2008, S. 641-658.
- Infektionsherd Frau. Ein Kommentar. In: GID (Gen-Ethischer Informationsdienst), Nr. 180, 2007, S. 9.
- Die Macht des Experiments. Zur soziologischen Bedeutung des medizinischen Versuchs in den Krankenrevieren der Konzentrationslager. In: informationen. Studienkreis: Deutscher Widerstand, Nr. 66, November 2007, S. 17-20.
- „Frauen, als Infektionsherd betrachtet“. Zur Experimentalisierung, Pathologisierung und Pathogenisierung des Weibes im 19. Jahrhundert. In: Christina Bartz/Marcus Krause (Hrsg.): Spek-

Kontakt und Information

Prof. Dr. Katja Sabisch
Juniorprofessur Gender Studies
Fakultät für Sozialwissenschaft
Ruhr-Universität Bochum
GC 04/159
Postfach 10 21 48
44780 Bochum
Fon: 0234-32-22988
katja.sabisch@rub.de
<http://www.sowi.rub.de/sektionen/gender/index.html>.det

takel der Normalisierung. München: Fink 2007, S. 197-207.

- Lyotard's Lippenstift - Politische Philosophie und feministische Strategie im Widerstreit. In: Birgit Haas (Hrsg.): Der postfeministische Diskurs. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 239-252
- Normale Monster. Zur Experimentalisierung und Pathogenisierung des Weibes im 19. Jahrhundert. In: transkriptionen (Newsletter des Kultur-

wissenschaftlichen Forschungskollegs „Medien und kulturelle Kommunikation“ SFB/FK 427) Nr. 7, 2006, S. 11-14.

- Von Pudeln, Prostituierten und Professoren. Die Versuchsperson im Vivisektionsdiskurs zwischen Medizin, Recht und Literatur. In: Marcus Krause/Nicolas Pethes (Hrsg.): Literarische Experimentalkulturen. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 169-191.

Prof. Dr. Renate Kosuch

Fachhochschule Köln, Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften, Institut für Geschlechterstudien



Zur Person

Prof. Dr. Renate Kosuch hat einen Ruf an die FH Köln angenommen. Seit dem 01.03.09 lehrt sie dort Psychologie mit dem Schwerpunkt Sozialpsychologie und wird sich an der Weiterentwicklung des „Instituts für Geschlechterstudien“ der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften beteiligen.

Zuvor war sie Verwaltungs-Professorin für „Gender und Handlungskompetenzen für Veränderungsprozesse in Gesellschaft, Wirtschaft und Technik“ am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der FH Oldenburg/Ostfriesland/Wilhelmshaven. Diese Professur wurde von 2004-2006 im Maria-Goeppert-Mayer-Programm für Frauen- und Geschlechterforschung vom niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur gefördert.

Die 45-Jährige ist Mitbegründerin des Kooperationsnetzwerkes „Geschlechterforschung in der Nordwestregion“ mit dem Zentrum für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Sie kam 1993 zunächst an die Fachhochschule Oldenburg und leitete dort mehrere hochschulübergreifende Modellprojekte zur Motivation von Frauen und Mädchen für ein Ingenieurstudium. Von 1997 bis zur Fusion der Fachhochschulen Ende 1999 war sie Vizepräsidentin der FH Oldenburg.

Veröffentlichungen

Kosuch, R. (2008): Die Bedeutung von Introversion für die Gestaltung von Veränderungsprozessen in Gruppen und Organisationen. Zeitschrift für Gruppendynamik und Organisationsberatung, 2, 150-167.

Kosuch, R. & Kuhnhenne, M. (2008). Zukunftstag für Jungen als Teil des Gender Mainstreaming Prozesses am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der Fachhochschule OOW. In S. Jahnke-Klein (Hrsg.), Girls' Day, Boys' Day Zukunftstag – mehr als nur eine Berufsorientierung (S. 39-56). Oldenburg: Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Kosuch, R. (2007): Gender in die Lehre! Die GenderTage an der Fachhochschule Oldenburg/Ostfriesland/Wilhelmshaven. In B. Curdes, S. Marx, U. Schleier & H. Wiesner, Gender lehren - Gender lernen in der Hochschule. Konzepte und Praxisberichte (S. 239-256). Oldenburg: BIS.

Kosuch, R. (2006). Gender und Handlungskompetenz für Veränderungsprozesse. Zu den Herausforderungen bei der Vermittlung von Genderkompetenz in der Hochschullehre. In W. Ernst & U. Bohle (Hrsg.), Transformationen von Geschlechterordnungen in Wissenschaft und anderen sozialen Institutionen (S. 203-215). Münster: LIT.

Kosuch, R. (2006): Modifikation des Studienwahlverhaltens nach dem Konzept der Selbstwirksamkeit – Ergebnisse zur Verbreitung und Effektivität der „Sommerhochschule“ in Naturwissenschaft und Technik für Schülerinnen. In C. Gransee (Hrsg.), Hochschulinnovation. Gender-Initiativen in der Technik. Gender Studies in den Angewandten Wissenschaften, Bd. 3 (S. 115-131). Hamburg: LIT.

Kontakt

Prof. Dr. Renate Kosuch
Fachhochschule Köln/Cologne
University of Applied Sciences
Fakultät für angewandte
Sozialwissenschaften
Institut für Geschlechterstudien
Mainzer Str. 5
50678 Köln
Tel: 0221-8275-3354
renate.kosuch@fh-koeln.de

Prof. Dr. Claudia Öhlschläger

Universität Paderborn, Vergleichende Literaturwissenschaft und Intermedialität

Prof. Dr. Claudia Öhlschläger ist seit dem WS 2004/05 Professorin für Vergleichende Literaturwissenschaft und Intermedialität an der Universität Paderborn.

Wissenschaftlicher Werdegang

Claudia Öhlschläger studierte Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte an der Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg und an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. 1994 promovierte sie an der LMU München im Fach Neuere Deutsche Literatur zum Thema „Unsägliche Lust des Schauens“. Zur Konstruktion der Geschlechter im voyeuristischen Text. Von 1996 bis 2002 arbeitete sie als Wissenschaftliche Assistentin am Institut für Deutsche Philologie der LMU München. Nach ihrer 2003 an der LMU München zum Thema: „Abstraktionsdrang“. Wilhelm Worringer und der Geist der Moderne erfolgten Habilitation trat sie 2003 eine Stelle als Akademische Rätin am Institut für Deutsche Philologie der LMU München an. Im Sommersemester 2004 übernahm sie eine Lehrstuhlvertretung im Fach Neuere Literaturwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Seit dem Wintersemester 2004/05 ist sie Professorin für Vergleichende Literaturwissenschaft und Intermedialität an der Universität Paderborn. Im März 2007 lehrte sie als Gastprofessorin an der École Normale Supérieure/rue d'Ulm in Paris.

Forschungsschwerpunkte

Europäische Literatur des 18., 19. und 20. Jahrhunderts; W. G. Sebald in intermedialer Perspektive und im literarhistorischen Kontext; Narration und Ethik, Wissen im Dialog - Dialogizität des Wissens; Text/Bild-Bezüge (Intermedialität); Psychoanalyse, Geschlechterdifferenz und Literatur; Kultur- und Kunsttheorie (Anthropologie der Abstraktion); Ästhetik und Gewalt; Medien des Gedächtnisses; Poetologien der Wahrnehmung (Romantik, Moderne, Postmoderne).

Aktuelle Forschungsprojekte

- Realismus nach den europäischen Avantgarden (1920er-1950er/60er-1990er)
- Literarische Konzepte des Alltäglichen (19. und 20. Jahrhundert)
- Literarische Anthropologie und Pädagogik



Wissenschaftspolitische Aktivitäten

2005: Gewähltes Mitglied der Studienkommission der Fakultät für Kulturwissenschaften an der Universität Paderborn

2005: Gewähltes Mitglied der Kommission für Lehre, Studium und Weiterbildung der Universität Paderborn

seit 2006: Gewähltes Mitglied des Akademischen Senats der Universität Paderborn

seit 2006: Gewähltes Mitglied der Forschungskommission der Universität Paderborn (seit Dezember 2006 Stellvertretende Vorsitzende der Forschungskommission)

Ausgewählte Veröffentlichungen

Monographien

„Unsägliche Lust des Schauens“. Die Konstruktion der Geschlechter im voyeuristischen Text. Freiburg: Rombach Verlag 1996.

Abstraktionsdrang. Wilhelm Worringer und der Geist der Moderne. Paderborn: Fink 2005.

Beschädigtes Leben, erzählte Risse. W.G. Sebalds poetische Ordnung des Unglücks. Freiburg i. Br.: Rombach Verlag 2006.

Sammelbände

Körper-Gedächtnis-Schrift. Der Körper als Medium kultureller Erinnerung. Hg. von Claudia Öhlschläger und Birgit Wiens. Berlin: Erich Schmidt Verlag 1997.

W. G. Sebald. Politische Archäologie und melancholische Bastelei. Hg. von Michael Niehaus und Claudia Öhlschläger. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2006.

Narration und Ethik. Hg. von Claudia Öhlschläger. Paderborn: Fink 2009. (Bd. 1 der Reihe „Ethik-Text-Kultur“. Hg. von Joachim Jacob, Christine Lubkoll, Mathias Mayer, Claudia Öhlschläger)

Kontakt und Information

Prof. Dr. Claudia Öhlschläger
 Universität Paderborn
 Fakultät für Kulturwissenschaften
 Institut für Germanistik und
 Vergleichende Literaturwissenschaft
 Warburger Str. 100
 D-33098 Paderborn
 Tel: 05251/60-3212/3211
 Fax: 05251/60-4212
 claudia.oehlschlaeger@uni-
 paderborn.de
 Netz: www.uni-paderborn.de

Aufsätze (aktuell erschienen):

„Cette harmonie de choses disparates“. Gustave Flauberts poetischer Orient. In: Der deutschen Morgenland. Bilder des Orients in der deutschen Literatur und Kultur 1770-1850. Hg. von Charis Goer und Michael Hofmann, Paderborn (Fink) 2008, S. 199-210.

„Das Maß der Dinge“. Zur Poetologie anekdotischer Rahmung in Theodor Fontanes Chronique scandaleuse „Unwiederbringlich“. In: Die Din-

ge und die Zeichen. Dimensionen des Realistischen in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts. Für Helmut Pfotenhauer. Hrsg. von Sabine Schneider und Barbara Hunfeld. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2008, S. 59-72.

„Anthropologische Kehre“? Zum Konzept literarischer Weblogs. Erschienen unter der Adresse: www.turmsegler.net. Juni 2008. Zugleich erschienen in: spa_tien. zeitschrift für literatur. heft 6: deinesgleichen (2008).

Vertretungsprofessorin Dr. Ulrike Graff**Fachhochschule Düsseldorf, Didaktik und Methodik der Sozialpädagogik****Zur Person**

Die pädagogische Frauen- und Mädchenarbeit ist ein Ergebnis sowohl der Frauenbewegung als auch der Geschlechterforschung. Diesem Thema habe ich den größten Teil meiner beruflichen Laufbahn gewidmet und mich in vielen Dimensionen des Theorie-Praxis Diskurses bewegt.

In der Praxisdimension hatte ich Gelegenheit, pädagogische Erfahrungen besonders intensiv zu reflektieren, da das Arbeitsfeld zu Beginn meiner Berufstätigkeit 1984 noch sehr jung war. Die Tatsache, dass ich den Mädchentreff Bielefeld e. V. – die erste pädagogische Einrichtung für Mädchen im Rahmen der offenen Kinder- und Jugendarbeit in Nordrhein-Westfalen – von seiner Gründung an gut 15 Jahre sowohl geleitet als auch forschend begleitet habe, bot mir dazu alle Möglichkeiten. Von der Gründung des Mädchentreffs Bielefeld an war es erklärtes Programm, die Erkenntnisse des Sechsten Jugendberichts der Bundesregierung „Zur Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen“ 1984 umzusetzen und konstruktiv-kritisch fortzuentwickeln. Ausgangspunkt dieses Projektes war die „Pädagoginnengruppe Bielefeld“, eine der ersten Vernetzungen im Feld der Mädchenarbeit in NRW. 1984 führten wir in Kooperation mit der IFF, Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung der Uni Bielefeld und ihrer damaligen Geschäftsführerin Marlene Stein-Hilbers, eine erste bundesweite Fachtagung zur Mädchenarbeit durch.

Die für mich eng miteinander verbundenen Interessen an Praxis und Wissenschaft legten es nahe, immer auch empirisch zu forschen. In den Jahren 1994-1998 habe ich die erste wissenschaftliche Untersuchung zu Wirkungen geschlechtshomogener Kinder- und Jugendarbeit aus der Praxis heraus durchgeführt, die Evaluationsstudie „Päda-



gogische Auswertung der Theorie und Praxis des Mädchentreffs Bielefeld“. Diese Arbeit setzte sich fort mit meiner Promotion 1999-2003 „Selbstbestimmung als Ziel feministischer Pädagogik. Exemplarische Untersuchung pädagogischer Beziehungen im Mädchentreff Bielefeld“ bei Katharina Gröning und Hans-Uwe Otto.

Ein weiteres Forschungsprojekt führte ich 2000/2001 für die Landesvereinigung Kulturelle Jugendarbeit NRW e. V. durch im Rahmen des Wirksamkeitsdialoges des Landes NRW als „Kritische Freundin der Mädchenarbeit“.

Als Pädagogin war mir immer auch die Multiplikatorinnenfunktion wichtig. Seit 1984 war ich Lehrbeauftragte der Universität Bielefeld und der Fachhochschule für Sozialwesen Bielefeld. Ebenfalls in die Lehrdimension fällt meine Fortbildungstätigkeit, die ich regelmäßig für den Landschaftsverband Westfalen-Lippe, den Jugendhof Vlotho und den Paritätischen Gesamtverband durchgeführt habe.

Seit Oktober 2008 unterrichte ich nun Didaktik und Methodik der Sozialpädagogik an der FH Düsseldorf mit den Themen Pädagogik der Vielfalt, Biografische Selbstreflexion als Handlungskompetenz, Soziale Arbeit und Geschlecht.

Es war für mich stets selbstverständlich, fachpolitisch tätig zu sein und die geschlechtsbezogene Qualifizierung und Vernetzung von Pädagogik in der Fachöffentlichkeit, in Verbänden und Institutionen der Sozialen Arbeit voranzubringen. Dazu gehört von 1998 bis 2008 der Aufbau und die Leitung der „Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenarbeit in NRW e. V.“, sowie seit 2006 die Redaktionsleitung von „Betrifft Mädchen“ (Juventa), der einzigen bundesweiten pädagogischen Fachzeitschrift zu diesem Thema (www.maedchenarbeit-nrw.de/betrifftmaedchen).

Last but not least: Meine Lehrerinnen auf diesem Weg waren: Gisela Netzeband, Christiane Schmerl, Ruth Großmaß, Annedore Prengel, Rita Eichelkraut, Ulrike Röhr und Sylvia Wetzel.

Frauen Netzwerke sind ein Roter Faden meiner Berufsbiografie. Ich habe sie immer als hoch effektiv, stärkend und kulturverändernd erlebt. Deshalb ist es mir eine Freude, mich in meiner neuen Position an der Fachhochschule Düsseldorf, in der Frauenforschung NRW zu vernetzen!

Vorträge (Auswahl)

- 18.08.2008 „Mädchen von heute sind Frauen von morgen. Gleichstellungspolitik im Interesse von Mädchen“, Eröffnungsvortrag auf der 19. Bundeskonferenz der kommunalen Frauenbüros und Gleichstellungsstellen in Frankfurt/Main
- 25.06.2007 „Struktur, Konzept und Ziele geschlechtergerechter Pädagogik. Voraussetzungen für die Selbstbestimmung von Mädchen und Jungen“, 21. Fachtagung für Pädagoginnen, wannseeFORUM Berlin
- 08.05.2007 „Gut zu wissen! Biografische Selbstreflexion als Handlungskompetenz“, Ringvorlesung „Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit“, Universität Münster
- 13.03.2007 „Selbstbestimmung als Erziehungsziel – Herausforderungen für Pädagoginnen in der Praxis“, Fachveranstaltung der LAG Mädchenpolitik Baden-Württemberg, Stuttgart
- 21.02.2006 „Koedukation & Monoedukation. Der Vorschlag, ein Verhältnis zu dekonstruieren“, „Was ist Jugendarbeit?“ Jugendarbeitsforschung colloquium am Jugendhof Vlotho

Publikationen (Auswahl)

- GRAFF, Ulrike (2008): Gut zu Wissen! Biografische Selbstreflexion als Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke: Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit, Wiesbaden, S. 63-76
- GRAFF, Ulrike (2008): Tough enough to wear pink! Impulse der neuen Geschlechterdebatte in der Pädagogik. In: Böllert, Karin (Hg.): Von der Delegation zur Kooperation – Bildung in Familie, Schule, Kinder- und Jugendhilfe, Wiesbaden, S. 85-93
- GRAFF, Ulrike (2005): Mädchen. In: Deinet/Sturzenhecker (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden, S. 59-65
- GRAFF, Ulrike, CHWALEK, Doro-Thea, EVERS, Marja L. (2005): Mädchentreff. In: Deinet/Sturzenhecker (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden, S. 366-373
- GRAFF, Ulrike (2004): Selbstbestimmung für Mädchen. Theorie und Praxis feministischer Pädagogik. Königstein/Taunus
- GRAFF, Ulrike (2002): Netzwerke und Organisationsstand von Mädchenarbeit. In: Werthmanns-Reppekus/Böllert (Hg.): Mädchen- und Jungenarbeit – Eine uneingelöste fachliche Herausforderung: Der 6. Jugendbericht und zehn Jahre Paragraph 9.3 im Kinder- und Jugendhilfegesetz. München, S. 265-276
- GRAFF, Ulrike 2001: Qualitative Untersuchung des Arbeitsfeldes Mädchenarbeit – Bericht der „kritischen Freundin“. In: Landesvereinigung Kulturelle Jugendarbeit NRW e. V.: Sind wir gut? Jugendkulturarbeit auf dem Prüfstand. Dortmund, S. 122-133
- GRAFF, Ulrike 1997: Selbstevaluative Forschung in einem feministischen Projekt. Überlegungen in einem Prozess in Nähe und Distanz. In: Friebertshäuser/Prengel (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, S. 731-744
- Mädchentreff Bielefeld/Stein-Hilbers (Hg.) (1988): Marlene hatte andre Pläne. Feministische Mädchenarbeit. Bielefeld (Mitherausgeberin)

Kontakt und Information

(Vertr.) Prof. Dr. Ulrike Graff
Didaktik und Methodik der Sozialpädagogik
Fachhochschule Düsseldorf
Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften
FH Düsseldorf FB 6
Universitätsstr. Gebäude 24.21
Tel: 0211.81-146 08
ulrike.graff@fh-duesseldorf.de
www.fh-duesseldorf.de/personen/graff

Vertretungsprofessorin Dr. Angelika Koch

Universität Duisburg-Essen, Sozialpolitik am Institut für Politikwissenschaft

Zur Person

Seit dem Wintersemester 2008/2009 vertrete ich eine Professur mit dem fachlichen Schwerpunkt Sozialpolitik der Universität Duisburg-Essen im Studiengang praxisorientierte Sozialwissenschaften. An der gleichen Universität war ich seit 2002 als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektleiterin am Lehrstuhl für Sozialpolitik tätig. Promoviert habe ich mit einer qualitativen Untersuchung zum Thema der Umsetzung von Teilzeitrechten in und nach der Elternzeit bei hochqualifizierten Beschäftigten mit Kindern in der betrieblichen Praxis.

Forschungsschwerpunkte

Meine Forschungsschwerpunkte liegen in der Arbeits- und Sozialpolitikforschung, insbesondere in den folgenden Bereichen:

- Familienpolitik: Transfer- und Arbeitszeitpolitik, Kinderbetreuung/Infrastrukturpolitik
- Soziale Sicherungssysteme: Alterssicherungspolitik, passive Arbeitsmarktpolitik, geschlechterbezogene Aspekte sozialer Sicherung
- Arbeitsmarkt: Wandel des Arbeitsmarktes, Konzepte der Erwerbsintegration von Frauen, Genderpolitik

Wissenschaftliche Veröffentlichungen (Auswahl)

- 2008, Allzeitverfügbar? Rechtsansprüche auf Teilzeit in der betrieblichen Praxis bei Hochqualifizierten mit Kindern, Arbeit – Demokratie – Geschlecht Bd. 9, hrsg. von Ingrid Kurz-Scherf, Münster
- 2008, Elternzeit – Teilzeit – Aus(zeit)?, WSI-Mitteilungen, Heft 11-12/ 2008, 612-619
- 2007, Teilzeitregelung in Führungspositionen für Beschäftigte mit Kindern, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 7/2007, 21-26
- 2007, Chancengleichheitsorientierte Arbeitszeitpolitik in der betrieblichen Praxis – Eine Wirkungsanalyse des Bundeserziehungsgeldgesetzes und des Teilzeit- und Befristungsgesetzes (gemeinsam mit Bäcker, G. und Vormoor A.),



Projektbericht für die Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf

- 2004, Mini- und Midi-Jobs: Frauenerwerbstätigkeit und Niedrigeinkommensstrategien in der Arbeitsmarktpolitik (gemeinsam mit Bäcker, G.), in: Baatz, Dagmar/Kurz-Scherf, Ingrid/Rudolph, Clarissa/Satilmis, Ayla, Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit, Opladen, 85-103
- 2004, Absicherung bei Langzeitarbeitslosigkeit: Unterschiede zwischen zukünftigem Arbeitslosengeld II und bisheriger Arbeitslosen- und Sozialhilfe (gemeinsam mit Bäcker, G.), in: Soziale Sicherheit, 3/2004, 88-94
- 2003, Equal Employment Policy in Germany, in: Review of Policy Research, 3/2003, 443-459
- 2002, Arbeitspolitik und Geschlechtergleichheit: Bilanz und Reformperspektiven politischer Regulierung der Gleichstellung in der Privatwirtschaft, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 3/2002, 305-314
- 2002, Politische Steuerung der Chancengleichheit: Politik der kleinen Schritte durch das neue Bundesgleichstellungsgesetz, in: Femina Politica - Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft, 1/2002, 11. Jg., 88-93
- 2001, Neubewertung der Familienarbeit in der Sozialpolitik? – Zur Reform von Erziehungsgeld und Erziehungsurlaub und alternativen Konzeptionen, in: Feministische Studien, 1/ 2001, 48-61

Kontakt und Information

Dr. Angelika Koch
Universität Duisburg-Essen
Institut für Politikwissenschaft
Lotharstr. 65, LF 333
47057 Duisburg
Tel: 0203/ 379-2498
angelika.koch@uni-due.de

Prof. Dr. Diane Sainsbury - Marie-Jahoda-Gastprofessorin



Zur Person

Diane Sainsbury ist emeritierte Politikwissenschaftlerin der Universität Stockholm, Schweden. Ihre Schwerpunkte liegen in den Bereichen Wahl- und Partizipationsverhalten, Parteienforschung und der Analyse von Wohlfahrtsstaaten und Sozialpolitik, die sie mit einer geschlechtsspezifischen Perspektive verbindet. Sie untersucht in ihrer international vergleichenden Forschung die politische Repräsentation von Frauen in verschiedenen Ländern Europas und Nordamerikas. Diane Sainsbury prägte die europäische politikwissenschaftliche Geschlechterforschung entscheidend und brachte bereits 1986 das Thema Frauen und Politik in das European Consortium for Political Research ein.

Aktuelle Publikationen

- Gendering the Welfare State, in: Gary Goertz und Amy G. Mazur (Hg.): Politics, Gender, and Concepts: Theory and Methodology, Cambridge, Cambridge University Press, 2008.
- Gender Mainstreaming „à la suédoise“ in: Gender mainstreaming: De l'égalité des sexes à la diversité, Cahiers du Genre 44/2008.
- Swedish State Feminism: Continuity and Change, in: Johanna Kantola und Joyce Outshoorn (Hg.): Changing State Feminism, Palgrave Macmillan, 2007.
- Immigrants' Social Rights in Comparative Perspective: Welfare Regimes, Forms of Immigration and Immigration Policy Regimes in: Journal of European Social Policy 16, No. 3, 2006.

Für ihren Aufenthalt sind die Beteiligung an einem Seminar im Rahmen des MA-Studienganges Gender Studies sowie der Eröffnungsvortrag anlässlich der Konferenz „Klasse, Migration, Geschlecht in Bildung und Beruf – Wohlfahrtsstaaten im Vergleich“, die am 26. Juni 2009 in Kooperation mit der Heinrich Böll Stiftung NRW sowie der Hans-Böckler-Stiftung an der Ruhr-Universität stattfinden wird, vorgesehen. Des Weiteren wird Frau Sainsbury verschiedene Vorträge während ihres Gastaufenthaltes in Bochum und NRW halten; so ist mit dem Kulturwissenschaftlichen Institut (KWI) Essen ein Vortrag zum Thema „Immigration and the Welfare State“ am 17. Juni 2009 geplant.

Kontakt und Information

Eva Buchholz, M. A.
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Koordination der Marie-Jahoda-Gastprofessur
für Internationale Frauenforschung
Ruhr-Universität Bochum
Universitätstr. 150, GC 04/501
44801 BOCHUM
Tel: +49 (0) 234 32 22986
<http://www.ruhr-uni-bochum.de/jahoda/>



In Memoriam Doris Janshen (26.06.1946 – 17.02.2009)

In der Nacht vom 17. Februar 2009 ist Doris Janshen im Alter von nur 62 Jahren in Essen gestorben. Doris Janshen war Professorin für Soziologie an der Universität Duisburg-Essen und Direktorin des Essener Kollegs für Geschlechterforschung. Am 02.03.2009 wurde sie unter großer Anteilnahme von Freundinnen und Freunden, Kolleginnen und Kollegen sowie ihrer Familie in Krefeld beigesetzt.

Doris Janshen war eine Wissenschaftspersönlichkeit, die mit hohen rezeptiven Fähigkeiten gesellschaftliche Entwicklungen aufspürte. Ihrem Doktorvater Klaus Heinrich (FU Berlin) verpflichtet, stand sie für eine Wissenschaftspraxis, die disziplinäre Schranken zu überwinden suchte. Es war ihr großes Anliegen mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unterschiedlicher Fachmethoden und -kulturen gemeinsame Forschungen zu initiieren. Doris Janshen suchte hierbei nicht nur Konvergenzen zwischen den Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften, sondern auch die Annäherung von Wissenschaften und den Künsten. Die enorme Breite an Themen, die mit Doris Janshens Namen in Verbindung stehen, hätte für mehrere Leben in der Wissenschaft gereicht. Ob es um den Nutzen jugenpädagogischer Angebote ging oder um die Strukturen sexueller Gewalt - Doris Janshen war mit ihren Themen oft Pionierin und lancierte Forschungen, die später den Weg in den Mainstream der Wissenschaft fanden. Dieser Nachruf kann nur einen Einblick in das Werk, das sie hinterlässt, bieten.

Die Auseinandersetzung mit dem Geschlechterverhältnis in der Gesellschaft wie in der Forschung, bildete ihren Pfad durch die Verästelungen der vielfältigen Disziplinen. In der Biographie von Doris Janshen verbindet sich geschlechterpolitisches Engagement und innovative Grundlagenforschung in einer überlegten und zupackenden Weise, wie man sie an der Leistungsuniversität von heute kaum noch findet. In ihrer biographischen Notiz, die sie für den von Ulrike Vogel herausgegebenen Sammelband über die erste Generation von Professorinnen in der Soziologie und der Frauen- und Geschlechterforschung verfasst, resümiert sie im Jahr 2006: „Als ich vor dreißig Jahren damit begann, war ich — auch intellektuell — noch strahlend jung und hätte mich mit lachender Entschiedenheit dagegen verwahrt, dass Gender mich heute noch in veränderter, aber doch ungebrochener Weise nach vorne treibt, in die Beantwortung neuer und ungeklärter Fragen.“ (Wiesbaden).

Doris Janshen macht im Jahr 1966 am Krefelder Mädchengymnasium Maria Sibylla Merian Abitur. Der Namensgeberin ihrer Schule, der mutigen Grenzgängerin, Naturforscherin und Künstlerin Merian (1647-1717) wird sie, wie noch deutlich wird, ihr Leben lang intellektuell verbunden bleiben.

In Freiburg nimmt sie 1968 mit großer Wissbegierde ihr Studium auf: Sie studiert Germanistik, Geschichte, Skandinavistik und Kunstgeschichte und begibt sich für ein Jahr an die Universität Stockholm, um als Lektorin für Deutsch zu arbeiten. Zurück in Deutschland zieht es sie an die Freie Universität Berlin. Zusätzlich zu den eben genannten Fächern nimmt sie das Studium der Japanologie und Skandinavistik auf, das sie 1974 mit einer Arbeit über die „Denkstruktur und Sprachform in den Prosatexten von Jürgen Beckers“ abschließt. Es ist die Hochzeit der Studenten- und Frauenbewegung. In ihrem Freiheitsdrang fühlt sie sich insbesondere der Frauenbewegung eng verbunden und wird zu einer ihrer wichtigen Gestalterinnen. Sie möchte sich fortan, wie sie später erklärt, nicht mehr nur den Schönen Künsten widmen. Doris Janshen beginnt Soziologie, und als sie Prof. Klaus Heinrichs Vorlesungen in den Bann ziehen, auch Religionsphilosophie zu studieren. An der FU Berlin entwickelt sie Interesse für techniksoziologische Fragestellungen und begründet einen, wie man heute sagen würde, techniksoziologischen Forschungszirkel: Sie leitet das Forschungsprojekt „Kommunikation im soziotechnischen System: Ein Konzept für ein variables Telekommunikationssystem in der Gropiusstadt Berlin“. Auch in ihrer Doktorarbeit lässt sie die Geisteswissenschaften

Wir nehmen Abschied von

Prof. Dr. Doris Janshen

Wir trauern um die Soziologin Doris Janshen, die zur Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung maßgeblich beigetragen hat. Doris Janshen war eine herausragende Wissenschaftlerin, die gesetzte Grenzen der Fächer, der Institutionen und der Wissenschaft furchtlos überschritt und mit dem Essener Geschlechterkolleg eine einzigartige Institution in der Universität geschaffen hat. Sie hatte große Visionen und hat der Frauen- und Geschlechterforschung neue Wege gebahnt. Mit ihrer soziologischen Brillanz und ihrem Eros des Denkens wird sie uns im Gedächtnis bleiben.

Für die Kolleginnen des Netzwerks Frauenforschung NRW
und des Essener Kollegs für Geschlechterforschung

Prof. Dr. Ruth Becker, Dr. Beate Kortendiek, Prof. Karen A. Shire, Mona Motakef

Die Beerdigung findet am 2. März 2009 um 12.00 Uhr in der Friedhofskapelle
des Friedhofes Krefeld-Uerdingen (Friedensstraße) statt.

hinter sich und promoviert über die „Rationalisierung im Alltag der Industriegesellschaft: Vernunft und Unvernunft neuer Kommunikationstechnologien am Beispiel Japans.“ Internet-begeisterten Mitarbeiterinnen wird sie später mit einem müden Lächeln entgegenhalten, dass sie bereits vor dreißig Jahren Kommunikationsnetze erforscht und konzipiert hat.

Ab 1978 nimmt Doris Janshen eine Reihe von Beratungstätigkeiten auf. So berät sie etwa den Präsidenten der FU Berlin bei der Einrichtung eines universitären Frauenforschungsbereichs. Sie wird Gastwissenschaftlerin am Wissenschaftszentrum Berlin und führt die Technikforschung in frauenpolitischer Perspektive fort. Ein Jahr später beginnt sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Berlin zu arbeiten, wo sie weitere Forschungsprojekte durchführt, in denen sie Frauen- mit Technikforschung zusammen denkt. Für das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft untersucht Doris Janshen von 1984 bis 1986 zusammen mit Hedwig Rudolph die Studien- und Arbeitsbedingungen von Ingenieurinnen. Als im Jahr 1987 „Ingenieurinnen: Frauen für die Zukunft“ (Berlin) erscheint und im Jahr darauf „Frauen gestalten Technik“ (Herbolzheim) können die Autorinnen noch nicht wissen, dass ihre Arbeiten, später maßgeblich die gendersensible Technikforschung prägen werden.

Doris Janshen leitet den interdisziplinären und überregionalen Arbeitskreis „Technik und Menschenrechte“ im Rahmen ihrer Vorstandstätigkeit im Komitee für Grundrechte und Demokratie. In diesem Rahmen organisiert sie zudem und wieder zusammen mit Hedwig Rudolph die vielbeachtete Konferenz „Technik, Mensch und Menschenrecht“. Im Jahr 1990 erscheint die Denkschrift „Hat die Technik ein Geschlecht?“ (Berlin).

Im Zuge ihrer Vorstandstätigkeit im Komitee für Grundrechte lanciert Doris Janshen die „Kampagne gegen sexuelle Gewalt“, zu der sie 1991 einen Sammelband herausgibt (Frankfurt).

Ende der 1980er Jahre erhält Doris Janshen einen Ruf an die Gesamthochschule Essen. Im Jahr 1990 verlässt Doris Janshen Berlin und tritt die Professur für Soziologie an.

Über Doris Janshen wird über die Zeit berichtet, dass man sie auch auf den Fluren der Universität oder in den Seminarräumen kaum ohne ihre Hündin Bella antraf. Als Hundeliebhaberin und Tierfreundin die sie ist, setzt sie sich fortan professionell mit der Mensch-Tier-Kommunikation (1992) auseinander. Zudem initiiert sie ein Forschungsprojekt zu „Landfrauen in Europa“ und führt 1991 den internationalen Kongress „Europäische Landfrauen auf neuen Wegen“ durch. Gleichzeitig weitet sie ihr technikoziologisches Interesse auf die Militärforschung aus. In Kooperation mit dem Arbeitskreis „Frauen, Technik, Zivilisation“ und dem Wissenschaftsforum der Sozialdemokratie organisiert sie 1992 die Konferenz „Frauen, Technik, Militär“.

Seit 1998 ist Doris Janshen Direktorin des maßgeblich von ihr konzipierten Essener Kollegs für Geschlechterforschung. Während viele ihrer Weggefährtinnen aus der Frauenbewegung sich noch ganz der Frauenforschung verschreiben, akzentuiert Doris Janshen am Kolleg einen Ansatz von Geschlechterforschung, der Männerforschung mit einbezieht. Mit der Herausgabe des Sammelbandes „Blickwechsel“ im Jahr 2000 plädierte sie für einen neuen Dialog zwischen Männer- und Frauenforschung (Frankfurt).

Am Essener Kolleg für Geschlechterforschung begründet sie in frauenpolitischer Perspektive ein Postdoc-Programm zur Förderung von Hochschullehrerinnen. Unter dem Zeichen der Namensgeberin ihres Gymnasiums Maria Sibylla Merian, unterstützt Doris Janshen fortan junge Frauen auf ihrem Weg zur Professur. Im Rahmen des Maria Sibylla Merian Postdoc-Programms wird im Abstand von zwei Jahren ein von der Deutschen Telekom finanzierter Wissenschaftspreis für Frauen in den MINT-Fächern vergeben. Zudem werden Kunsttage durchgeführt, an denen Forschungsbefunde des Kollegs in Lecture Performances in Szene gesetzt werden.

Doris Janshens große Leidenschaft bildete in den vergangenen fünf Jahren das Forschungsfeld der Gender Medicine. Mit großer Hingabe entwickelte sie die Soziomedizinische Genderforschung als Forschungsschwerpunkt des Kollegs. Im Zuge dieses Schwerpunktes plant und beginnt sie Forschungen zur genderspezifischen Bewältigung der Nierentransplantationen und zur sozialen Verarbeitung von Synästhesie. Zudem erforschte Doris Janshen im Rahmen des Kompetenznetzwerks Herzinsuffizienz die Kommunikation von Arzt/Ärztin und Patient/Patientin. Doris Janshen konzipiert diesen Schwerpunkt als praxisnahe Forschung. Sie will nicht über die Medizin forschen, sondern zusammen mit den medizinischen Fächern zum Wohl des Patienten beitragen.

Die letzten Jahre am Essener Kolleg bedeuten für Doris Janshen eine enorme Anstrengung. Der Wandel der Hochschule von der Bildungs- zur Leistungsuniversität widerstrebt ihr. Sie sucht den Ort der intellektuellen und politischen Auseinandersetzung, sehnt sich nach der, wie Jacques Derrida formuliert, „unbedingten Universität“. Die zahlreichen Evaluationen, die das Kolleg als zentrale Einrichtung überstehen muss, empfindet sie als Zumutung. Die von ihr geplanten und teils mitten in der Auswertung stehenden Projekte werden von ihrem plötzlichen Tod unterbrochen.

Trotz aller Widerstände, die sie gesellschaftlich und universitär als Grenzgängerin erfuhr, und auch trotz aller Enttäuschungen über die Langsamkeit der Mühlen in der Geschlechterpolitik nahm sie die Auseinandersetzung mit dem Geschlechterverhältnis bis zuletzt in ihren Bann. In ihren Worten: „Im Befreiungsrausch der Neuen Frauenbewegung befangen, schienen mir die Fesseln des Geschlechts in einem rasenden Tempo abzufallen. Doch die Gesellschaft ist langsamer als jede über sie hinwegstürmende Revolution. Nunmehr älter geworden, bin ich immer noch zu jung, um Wünsche nach Analyse und Veränderung der Geschlechterspannung anheim oder nur weiter zu geben. Tempus fugit — Gender bleibt.“

Ein bewegtes und ein bewegendes Leben ist zuende gegangen. Auch wenn die Soziologie und die Geschlechterforschung nun ohne sie auskommen müssen, ihr wissenschaftliches Erbe wird von Generationen von Gender-ForscherInnen weitergetragen.

Mona Motakef, Karen Shire
Universität Duisburg-Essen

Prof. Dr. Felizitas Sagebiel

Prof. Dr. Felizitas Sagebiel, Sozialwissenschaftlerin im Fachbereich Bildungs- und Sozialwissenschaften, hat den Gleichstellungspreis 2008 der Bergischen Universität erhalten. Rektor Prof. Dr. Lambert T. Koch überreichte ihr heute den mit 5.000 Euro dotierten Preis im Rahmen einer Feierstunde im Senatssaal der Wuppertaler Hochschule. Prof. Sagebiel wurde für ihre herausragenden Leistungen und ihr nachhaltiges Engagement auf dem Gebiet der Gleichstellung ausgezeichnet.



Bei der Feierstunde im Senatssaal (v. l. n. r.): Rektor Prof. Dr. Lambert T. Koch, Preisträgerin apl. Prof. Dr. Felizitas Sagebiel und Gleichstellungsbeauftragte Dr. Christel Hornstein.

Die Gleichstellungsbeauftragte Dr. Christel Hornstein in ihrer Laudatio: „Felizitas Sagebiel war und ist an einschlägigen internationalen Forschungsprojekten beteiligt. Sie zählt zu den drittmitstärksten Wissenschaftlerinnen ihres Fachbereichs.“ Rektor Prof. Koch betonte: „Wir feiern heute auch die erfolgreiche Gleichstellungsarbeit unserer Hochschule.“

Felizitas Sagebiel wurde 1945 in Unterfranken geboren und machte 1964 ihr Abitur. Das Studium der Sozialwissenschaften an der Universität Erlangen-Nürnberg schloss sie 1970 als Diplom-Sozialwirtin ab. 1978 promovierte sie an der TU Berlin und kam 1979 als wissenschaftliche Angestellte an die Uni Wuppertal, wo sie sich bald auf das Thema Frauen in der Gesellschaft und speziell in der Hochschule konzentrierte.

Seit Mitte der 1980er Jahre hat Prof. Dr. Sagebiel soziologische Lehrangebote zur Frauen- und Geschlechterforschung durchgeführt. Ihre Hauptforschungsgebiete richten sich auf die Geschlechterperspektive in den Ingenieurwissenschaften, life long learning und Sozialisation in Ausbildung und Beruf, Institutionalisierungsprozesse, Frauenfreundschaften in Ostdeutschland. Im Zusammenhang mit mehreren erfolgreich eingeworbenen EU-Forschungsprojekten hat sie sich ab 2001 auf Organisationskultur in den Ingenieurwissenschaften unter Genderperspektive konzentriert. 2008 wurde Felizitas Sagebiel zur außerplanmäßigen Professorin an der Bergischen Universität ernannt.

Prof. Dr. Felizitas Sagebiel war viele Jahre in der akademischen Selbstverwaltung der Universität höchst aktiv: Im Personalrat der wissenschaftlich-künstlerisch Beschäftigten, zeitweise als stellvertretende Vorsitzende, im Fachbereichsrat des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften, in Berufungs- und Senatskommissionen, Konvent und Gleichstellungskommission und hat sich immer besonders für die Gleichstellung von Frauen in der Hochschule eingesetzt.

1989 war Prof. Dr. Sagebiel an der Institutionalisierung der Frauenbeauftragten und Senatsfrauenkommission an der Bergischen Universität beteiligt und initiierte die erste Offene Frauenhochschule in Wuppertal zum Thema „Frauen untereinander“. Bereits seit 1986 bereitete sie das Seniorenstudium vor, das 1987/88 im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften startete und seither mit ihrem Namen verbunden ist. Seit 2003 ist sie Sprecherin des Vorstands der Bundesarbeitsgemeinschaft wissenschaftliche Weiterbildung für Ältere in der Gesellschaft für wissenschaftliche Weiterbildung und Fernstudium.

Der Gleichstellungspreis der Bergischen Universität wurde zum dritten Mal verliehen. Bisherige Preisträger sind Prof. Dr. Rainer Wieland für sein Projekt „Genderorientiertes betriebliches Gesundheitsmanagement“ und Prof. Dr. Reint Eujen mit der Fachgruppe Chemie für ihren Beitrag zur SommerUni.

Anders als in den Jahren zuvor wird der Gleichstellungspreis 2008 nicht durch eine Urkunde dokumentiert, sondern durch einen Pokal aus Acrylglas und Aluminium, entworfen vom Industrial-Design Studenten Vincent Bauer unter Leitung von Prof. Martin Topel.

Kontakt und Information

Dr. Christel Hornstein
Gleichstellungsbeauftragte der
Bergischen Universität
Tel: 0202/439-3090
hornstei@uni-wuppertal.de

Prof. Dr. Felizitas Sagebiel

Im Rahmen der Auftaktveranstaltung FiF Aktionswoche – Chancen für Wissenschaftlerinnen im 7. EU-Forschungsrahmenprogramm nahm am 4. Mai 2009 in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften Felizitas Sagebiel (Bergische Universität Wuppertal, Sozialwissenschaften, Koordinatorin eines Projekts im spezifischen Programm „Kapazitäten“) an der Veranstaltung „Erfolgsfaktor EU“ – Chancen und Hürden für Wissenschaftlerinnen in der europäischen Forschungsförderung teil. Darüber hinaus wurde aus Anlass der Aktionswoche vom FiF die Posterausstellung „Chance EU-Forschung“ vorbereitet, die Informationen zu Aufbau und Beteiligungsmöglichkeiten am 7. EU-Forschungsrahmenprogramm beinhaltet. Im Kontext der unterschiedlichen Programmbereiche des 7. FRP werden erfolgreiche Antragstellerinnen – darunter Felizitas Sagebiel - in Deutschland und ihre EU-Projekte vorgestellt. Die Posterausstellung besteht aus 10 Motiven im Format A1 und informiert zudem über Beratungsstrukturen zur EU-Forschungsförderung in Deutschland. Sie wird auf Bestellung kostenlos an Universitäten und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen verschickt.

Kontakt
Prof. Dr. Felizitas Sagebiel
Email: sagebiel@uni-wuppertal.de
Bestellung der Posterausstellung „Chance EU-Forschung“
EU-Büro des BMBF,
Kontaktstelle Frauen in die EU-Forschung/FiF
z. Hd. Frau Lena Eßer
Fax: 0228 3821-649
lena.esser@dlr.de

Prof. Dr. Claudia Hornberg



Die Netzwerk-Professorin Dr. Claudia Hornberg, Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld, wurde vom Präsidenten des Umweltbundesamtes in die Deutsche Humanbiomonitoring-Kommission berufen. Diese Kommission wurde im Jahr 1992 federführend durch das Umweltbundesamt aufgebaut, welchem es seither zuarbeitet und in seiner Arbeit unterstützend zur Seite steht. Aufgabe der Kommission ist es, Monografien zu umwelttoxikologisch relevanten Stoffen zu erstellen. Zudem unterstützt die Kommission das Umweltbundesamt durch sachverständige Beratung und eigenständige Empfehlungen auf dem Gebiet des Humanbiomonitorings, bewertet Umweltbelastungen in Hinsicht auf ihre gesundheitliche Relevanz und leitet entsprechende präventive Maßnahmen ab.

Kontakt:
Professorin Dr. Claudia Hornberg
Universität Bielefeld
Fakultät für Gesundheitswissenschaften
Tel: 0521 106-4365 (-4366)
Sekretariat
claudia.hornberg@uni-bielefeld.de

PD Dr. Ute Fischer

Dr. Ute Fischer hat im Herbst letzten Jahres ihr Habilitationsverfahren erfolgreich an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Technischen Universität Dortmund abgeschlossen. Die Habilitationsschrift trägt den Titel „Anerkennung, Integration und Geschlecht - zur Sinnstiftung des modernen Subjekts“. Im Sommersemester 2009 vertritt sie die noch einzurichtende W2 Professur „Qualitative Methoden“ an der LMU München, Institut für Soziologie. Herzlichen Glückwunsch!

Kontakt
ute.fischer@tu-dortmund.de

Dr. Friederike Preiß

Dr. Friederike Preiß ist seit Februar 2009 Referentin für Diversity Management an der Universität Duisburg-Essen, im bundesweit ersten Prorektorat für Diversity Management. Zuvor leitete die professionell ausgebildete Fundraiserin und Referentin für Unternehmenskommunikation im Auftrag des Innovationsministeriums des Landes Nordrhein-Westfalen das bundesweite Forschungsprojekt „Hochschul-Fundraising und Gender Diversity Management“. (Siehe Veröffentlichungen)



Kontakt
Dr. Friederike Preiß
Referentin für Diversity Management
Universität Duisburg-Essen
Universitätsstrasse 2
45141 Essen
friederike.preiss@uni-due.de

Prof. Dr. Ursula Müller

Am 8. Mai 2009 fand anlässlich des 60. Geburtstags von Prof. Dr. Ursula Müller die Konferenz „Wind of Change – Feminism in Science“ in der Universität Bielefeld statt. Prof. Dr. Ursula Müller forscht und lehrt seit 1988 an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld im Arbeitsschwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung. Seit 1992 leitet sie das Bielefelder Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF). Aus der deutschen und internationalen Geschlechterforschung und -politik ist Prof. Dr. Ursula Müller nicht mehr wegzudenken.



Im Editorial Board internationaler Zeitschriften, als Leiterin nationaler und internationaler Forschungsprojekte, als Autorin und Herausgeberin zahlreicher Bücher oder als (Mit)Initiatorin zweier Graduiertenkollegs prägt sie seit Jahrzehnten das Wissenschaftsgeschehen entscheidend mit – und das mit viel Humor und Lebenslust, schier unerschöpflichen Energien und grundsätzlichem Optimismus. „Wind of Change“ titelte Ursula Müller in den 1990er Jahren. Und wengleich ein starker Wind der Geschlechterforschung und -politik heute immer noch ins Gesicht weht statt ihr durchgängig den Rücken zu stärken, so sind die Veränderungen, die „Feminism in Science“ bewirkt hat, doch unübersehbar. Im Rahmen der Konferenz „Wind of Change – Feminism in Science“ wurde die wissenschaftliche Arbeit von Ursula Müller und das vielfältige Engagement für die Frauen- und Geschlechterforschung im Spiegel aktueller Debatten gewürdigt.

Prof. Dr. Ruth Becker

Am 13. November 2009 wollen wir mit einer Tagung zu „Geschlecht und Raum“ (Arbeitstitel) an der TU Dortmund die langjährige Sprecherin der Netzwerks Frauenforschung NRW und Leiterin des Fachgebiets „Frauenforschung und Wohnungswesen in der Raumplanung“ verabschieden. Das genaue Tagungsprogramm wird in Kürze online unter www.netzwerk-frauenforschung.nrw.de verfügbar sein. Die Tagung – Beginn 14 Uhr - wird von Kolleginnen der Fakultät Raumplanung an der TU Dortmund gemeinsam mit der Koordinationsstelle des Netzwerks vorbereitet. Bitte merken Sie sich diesen Tag vor.

Kontakt und Information
Dr. Beate Kortendiek
kortendiek@netzwerk-frauenforschung.de

Prof. Dr. Sigrig Metz-Göckel



Sigrig Metz-Göckel vom Hochschuldidaktischen Zentrum der Technischen Universität Dortmund ist Mitglied im Fachausschuss Systemakkreditierung des Akkreditierungs-, Zertifizierungs- und Qualitätssicherungs-Instituts ACQUIN. ACQUIN ist ein eingetragener Verein mit anerkannter Gemeinnützigkeit. Zu seinen Mitgliedern zählen neben den mittlerweile über 120 Hochschulen in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Ungarn und den USA auch wissenschaftsnahe Berufs- und Fachverbände. ACQUIN setzt sich zum Ziel, überregional und hochschulartenübergreifend Akkreditierungen von Bachelor- und Masterstudiengängen aller Fachrichtungen durchzuführen, um eine hohe Qualität der Studienangebote sicherzustellen, Markttransparenz zu schaffen, die Attraktivität der Hochschulen für ausländische Studierende zu steigern und die Vergleichbarkeit akademischer Abschlüsse zu fördern.

Prof. Dr. Helma Lutz

Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels hat gemeinsam mit der Fritz Thyssen Stiftung und dem Auswärtigen Amt im Jahr 2008 erstmals einen Preis zur Förderung der Übersetzung geisteswissenschaftlicher Werke ausgeschrieben, den Helma Lutz als eine unter 17 Preisträgern für das Buch „Vom Weltmarkt in den Privathaushalt“ (Opladen: Barbara Budrich 2007/8) erhalten hat. Das Buch wird 2009 unter dem Titel: *The New Maids: Transnational Women and the Care Economy*, London bei Zed Books erscheinen. Weitere Infos unter: <http://www.boersenblatt.net/211623/>

Kontakt
lutz@soz.uni-frankfurt.de

Kurznachrichten

Uta C. Schmidt: FRAUEN.RUHR.GESCHICHTE.

Entdecken.Erleben.Bewegen.Erinnern! Für einen gemeinsamen Erinnerungs- und Geschichtsraum der europäischen Kulturhauptstadt 2010

Die RUHR 2010 GmbH hat FRAUEN.RUHR.GESCHICHTE. als Kooperationsprojekt des Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e. V. und des LWL-Industriemuseums ins offizielle Programm aufgenommen. Das Land NRW, das Ministerium für Familie, Frauen, Generationen und Integration, der LWL sowie die RUHR 2010 statten es bisher finanziell aus, um die Arbeit aufnehmen zu können.

Gründungsdaten und daran geknüpfte Jubiläen dienen bevorzugt dazu, sich der Geschichte von Städten oder Institutionen gemeinschaftsbildend zu vergewissern.¹ Dazu gehört, dass sich in demokratisch verfassten Ordnungen zu diesen kalendarischen Ereignissen auch Gruppen und Individuen erinnernd artikulieren, die bislang aus der kanonisierten Geschichte heraus fielen. Sie bringen ihre Deutungskompetenz ein, bilden in dem Verhandlungsprozess um Geschichtswissen eine lebhaftere Gegenkultur und manifestieren ihre Sicht der Dinge. Sie kämpfen um finanzielle Mittel, die bei diesen Erinnerungsevents vermehrt fließen und hoffen auf eine nachhaltige Stimme und einen sicheren Ort in der historischen Interpretationsgemeinschaft.

Die Mahnung von Louise Otto-Peters aus der 1848er Revolution im Ohr, dass diejenigen vergessen werden, die an sich selber zu denken vergaßen, haben seit den 1980er Jahren Frauengruppen auch im Ruhrgebiet diese Erinnerungsereignisse immer wieder für eigene Geschichtsarbeit genutzt. Sie machten auf historische Frauenpersönlichkeiten in Stadt und Region aufmerksam und entwickelten in Stadtrundgängen eine Raum, Zeit und Biografie verbindende Geschichtsvermittlung mit vielschichtigen gesellig-spielerisch-sinnlichen Aneignungen. Aus dem Stadium kleiner Broschürenpublikationen, auf das viele dieser Initiativen immer wieder begrenzt wurden, trat sicherlich die anlässlich des 775-jährigen Stadtjubiläums erschienene, in Inhalt wie Umfang voluminöse frauen- und geschlechtergeschichtlich perspektivierte Geschichte Hamm heraus: „Die vergessene Geschichte. 775 Jahre Frauenleben in Hamm“.² Schon die Liste der KooperationspartnerInnen und Förderinstitutionen zeigt die Anerkennung kreativer frauengeschichtlicher Vorgehensweisen gerade für die Geschichtsschreibung einer an Überlieferungen armen Stadt wie Hamm, die durch verheerende Archivbrände wichtige Quellenbestände verlor.

Nun bereitet sich das Ruhrgebiet auf seine Zeit als Kulturhauptstadt Europas im Jahre 2010 vor. Es will die Kraft des Ereignisses als Beschleunigung für die Perspektivierung seiner Zukunft nutzen und proklamiert wortgewaltig eine neue „Gründerzeit“. Bilder werden ausgetauscht, urbane Merkzeichen gesetzt und Visionen umgesetzt. Dieser außergewöhnliche Event mit seinem Mobilisierungs- und Modernisierungspotential blickt fest in die Zukunft und setzt damit eher unbemerkt auch die Rahmen einer zukünftigen Geschichtserzählung der „Metropole, die es noch nicht gibt“. An dieser inszenierten Epochenschwelle mit offenem Ausgang ist es gleichsam demokratische BürgerInnenpflicht und entspricht skizzierter frauenpolitischer Tradition, die Geschichtsdarstellungen dieser zukünftigen Metropole mitzugestalten und im Prozess der Formierung dafür zu sorgen, dass die vielfältigen quellengesättigten lokalen Erzählungen der polyzentrischen Städtelandschaft auch in die Geschichtsschreibung der Metropole einfließen.

Gerade eine Metropole im Aufbruch braucht zur Selbstvergewisserung auch Rückblicke in die von Frauen und Männern gestaltete Vergangenheit – ihre Urbanität erwächst aus einem lebendigen Netz von Initiativen und Projekten – mit diesem Argument überzeugte die Arbeitsgruppe des Forums Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e. V. und des LWL-Industriemuseums auch die Ruhr 2010 GmbH. Sie nahm FRAUEN.RUHR.GESCHICHTE. als Beitrag zur „Stadt der Kulturen“ in ihr offizielles Programm auf.

FRAUEN.RUHR.GESCHICHTE. geht zurück auf eine Tagung zum Stand ruhrgebietsbezogener Frauen- und Geschlechtergeschichte, die das Forum Geschichtskultur zusammen mit der Gleichstellungsstelle des RVR und der Landesarbeitsgemeinschaft „Arbeit und Leben (DGB/VHS)“ im Februar 2007 mit 80 Teilnehmenden durchführte. Allen Beteiligten war klar, dass frauen- und geschlechtergeschichtliches Wissen in das historische Gedächtnis der Kulturhauptstadt Europas 2010 einfließen muss. Dr. Dagmar Kift, Dr. Ingrid Telsemeyer sowie Olge Dommer vom LWL-Industriemuseum unterbreiteten die Idee eines Internetauftritts und der Erweiterung der Route der Industriekultur durch frauen- und geschlechtergeschichtliche Themensetzungen. Zusammen mit Dr. Magdalena Drexler vom Ruhr Museum sowie Susanne Abeck, Marianne Kaiser und Uta C. Schmidt vom Forum Geschichtskultur bildete sich im Anschluss an die Tagung eine Planungsgruppe, die eine inhaltliche und finanzielle Konzeption für ein Internetangebot FRAUEN.RUHR.GESCHICHTE. entwarf und mit potentiellen Geldgebern ins Gespräch kam. Mit einem ersten Anschreiben informierte die Planungsgruppe im Frühsommer 2008 die Gleichstellungsstellen von dem geplanten Geschichtsschreibungsprojekt

¹ Grütter, Heinrich Theodor: Jubiläen, Museen und die Funktion der Erinnerung, in: Jamin; Mathilde/Kerner, Frank (Hg.): Die Gegenwart der Dinge. 100 Jahre Ruhrlandmuseum, Essen/Bottrop 2004, S. 14-27; Schmidt, Uta C., „[...] auf dem Berg, nicht hinter dem Berg zu Hause“. Die 700-Jahr-Feier der Stadt Lüdenscheid 1968, in: Saldern, Adelheid von (Hg.): Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935-1975), Stuttgart 2005, S.300-343.

² Flüchter-Sheryari, Antje/Perrefort, Maria (Hg.): Die vergessene Geschichte – 775 Jahre Frauenleben in Hamm, Hamm 2001.

und bat um ideelle wie finanzielle Unterstützung. Mittlerweile wurde begonnen, Museen, Geschichtsinstitutionen und -initiativen einzubeziehen

FRAUEN.RUHR.GESCHICHTE. vernetzt das gesamte Metropolgebiet vertikal und horizontal: Aus den 53 Städten und Gemeinden werden frauen- und geschlechtergeschichtliche Angebote von Museen, Geschichtsinitiativen, Archiven, Gleichstellungsstellen, Stadtmarketing gebündelt; gleichzeitig werden alle Städte und Gemeinden des Ruhrgebiets themenbezogen zum gemeinsamen Erinnerungs- und Geschichtsraum der europäischen Kulturhauptstadt vernetzt.

Vier Zugänge in die Metropole Ruhr strukturieren das geplante Internetportal:

Der Internetzugang RUHR | STADT zeigt frauen- und geschlechterbezogene Angebote und Projekte von Alpen bis Xanten: Stadtrundgänge, Festivals, Lesungen, Diskussionen und Ausstellungen verschiedenster Anbieter.

Der Internetzugang GESCHICHTE | METROPOLE fasst das historische Wissen über Frauen und die Organisation des Geschlechterverhältnisses im Ruhrgebiet zusammen. Er zeigt, welche Themen und Bereiche zwischen Frühzeit und Zeitgeschichte noch weiterer Erforschung bedürfen. Unter der Leitung von Dr. Dagmar Kift vom LWL-Industriemuseum entstehen Forschungsüberblicke zu Themen und Epochen der Ruhrgebietsgeschichte. Umfangreiche Literaturempfehlungen laden zur weiteren Auseinandersetzung ein.

Der Internetzugang FRAUEN | REGION schreibt Ruhrgebietsgeschichte anhand von Frauenbiografien. Sie werden mit Bezug zu Orten und gesellschaftlichen Entwicklungen vorgestellt

Der Internetzugang AKTUELL | VOR ORT schließlich informiert in Zusammenarbeit mit den Gleichstellungsstellen der einzelnen Städte und Gemeinden über aktuelle Angebote und Termine, empfiehlt Touren und beschreibt Anfahrtswege.

Mit Faltblättern und intensiver Öffentlichkeitsarbeit wendet sich FRAUEN.RUHR.GESCHICHTE. nun an die Öffentlichkeit – an Privatpersonen und an Institutionen wie Museen, Archive, VHS, Initiativen, um zum Aufbau dieses geschichtskulturellen Angebots aufzufordern: mit Hinweisen zu frauengeschichtlichen Überlieferungen in Museen, Archiven, Initiativen; mit der Ankündigung interessanter Veranstaltungen; mit Informationen zu außergewöhnlichen Persönlichkeiten aus dem Ruhrgebiet; mit Literaturempfehlungen ...

Die website im Aufbau findet sich unter www.frauenruhrgeschichte.de. Dort sind auch das Faltblatt und die Kontaktmöglichkeiten aufgeführt. Auch auf der Seite des Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e. V. findet sich Informationsmaterial: www.geschichtskultur-ruhr.de.

Kontakt und Information

Dr. Uta C. Schmidt |
Frauen.Ruhr.Geschichte.
Büro: Kulturhaus NeuAsseln
Buddenacker 9
44309 Dortmund
Fon | Fax ++ 49 (0) 231
9866489
utac.schmidt@frauenruhrgeschichte.de
www.frauenruhrgeschichte.de

MA Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung an der Universität Bielefeld

Vermittlung von Genderkompetenz an der Universität Bielefeld – Wie verändern sich aktuell die Geschlechterverhältnisse und welche Auswirkungen hat dies auf verschiedene gesellschaftliche Bereiche?

Der Wandel in den Lebensläufen von Frauen und Männern, veränderte Muster geschlechtlicher Arbeitsteilung, Globalisierungsprozesse und Gleichstellungspolitiken werfen neue Fragen auf. Die Universität Bielefeld stellt sich dieser Herausforderung mit dem seit Wintersemester 2007/08 erfolgreich laufenden Studiengang MA Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung. Das Studienprogramm ist darauf ausgerichtet, der steigenden Nachfrage nach Gender-ExpertInnen in den Bereichen Gender Mainstreaming, Diversity Management, Gleichstellung und anderen gesellschaftlichen Bereichen mit einem disziplinübergreifenden, multiperspektivisch ausgerichteten Studienprofil zu begegnen.

Der viersemestrige Studiengang zeichnet sich durch einen fakultäts- und disziplinübergreifenden Lehrverbund aus, an dem die Fakultäten für Soziologie, Erziehungswissenschaft, Sportwissenschaft, Gesundheitswissenschaften, Rechtswissenschaft, das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) sowie die Fachhochschule Bielefeld (Wirtschaft, Sozialwesen) beteiligt sind. Mit Schwerpunkten in den Themenfeldern „Sozialisation und Bildung/Interkulturalität“, „Arbeit und Organisation“, „Körper und Gesundheit“ sowie „Transnationalisierung und Demokratisierung“ bündelt und vernetzt der Studiengang die langjährigen und vielfältigen Aktivitäten im Bereich der Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld.

Der Studiengang vermittelt disziplinübergreifende Theorien, Methoden und Erkenntnisse der Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung. Absolventinnen und Absolventen werden in didaktischer und methodischer Hinsicht befähigt, das erworbene Wissen und die entsprechenden praxisrelevanten Kompetenzen für die Analyse und Reflexion der Geschlechterverhältnisse und die Umsetzung von Gendermainstreaming in professionellen Arbeitskontexten zu nutzen und damit zur Förderung der Geschlechtergerechtigkeit und Chancengleichheit von Frauen und Männern beizutragen.

Bewerben können sich Studierende mit erfolgreichem Abschluss eines Bachelorstudiengangs bzw. eines Diplom-, Magister- oder Lehramtsstudiengangs, deren Studieninteresse im Bereich der Geschlechterforschung liegt. Das Studium kann sowohl zum Wintersemester wie auch zum Sommersemester aufgenommen werden.

Warum MA Gender Studies? – Studierende aus dem Masterstudiengang Gender Studies:

„Gerade in der Wirtschaft ist der Gender Aspekt ein wichtiger Wettbewerbsvorteil für eine nachhaltige Erfolgsstrategie. Darum habe ich mich als Betriebswirtin für das Studium des Interdisziplinären MA Gender Studies entschieden.“ Petra Micke, BA Betriebswirtschaft

„Durch den MA Gender Studies haben sich mir neue wissenschaftliche und berufliche Perspektiven eröffnet. Ich bin begeistert von den Themen, der interdisziplinären Ausrichtung und der Anwendungsbezogenheit des Studienganges. Das Renommee und persönliche Engagement der Professor/innen und Mitwirkenden an den verschiedenen Fakultäten wirken auf mich zudem motivierend.“ Kerstin Schachtsiek, Dipl. Sozialarbeit

„Ich studiere den MA Gender Studies, weil sich mein wissenschaftlicher Horizont interdisziplinär erweitert und das Thema Geschlechterverhältnis ‚mein‘ Thema ist!“ Yvonne Kahlert, Dipl. Sozialpädagogik

„Der interdisziplinäre Masterstudiengang Gender Studies an der Uni Bielefeld bietet mir vielfältige Möglichkeiten Genderkompetenzen zu erwerben, zum Beispiel die Fähigkeit (Entwicklungs-)Prozesse in Organisationen unter genderrelevanten Aspekten zu hinterfragen und zu gestalten.“ Katharina Altmeyer, BA Sozialwissenschaften und Erziehungswissenschaft

Kontakt und Information

Prof. Dr. Mechthild Oechsle
m.oechsle@uni-bielefeld.de
Susan Banihaschemi (Dipl.
Soz.)
susan.banihaschemi@uni-
bielefeld.de
www.uni-bielefeld.de/
genderstudies

Ulrike Schultz, Anja Rudek: Neues Modul „Recht der Gleichstellung und Genderkompetenz“ im Studiengang M.LL. der FernUniversität in Hagen

Ab dem Sommersemester 2009 wird im Studiengang Master of Laws das Modul „Recht der Gleichstellung und Genderkompetenz“ angeboten.

Das Modul thematisiert Geschlechteraspekte im Recht und hat die Vermittlung juristischer Genderkompetenz zum Ziel. Es geht um die Geschlechterkonstruktionen in den Rechtsgebieten, Defizite der Gesetzgebung im Hinblick auf den Gleichberechtigungsgrundsatz und das Antidiskriminierungsverbot und um geschlechtsstereotype Wahrnehmungen in Rechtsfindung, Rechtsanwendung und Rechtsprechung. Der Kurs bedient sich dabei eines interdisziplinären Zugangs: Neben juristisch dogmatischen Fragestellungen werden historische, rechts- und professionssoziologische Erkenntnisse, Theorieansätze und Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung behandelt sowie politische Strategien zur Umsetzung von Gleichstellung aufgezeigt. Dadurch sollen wichtige Fragestellungen im Hinblick auf die Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit sichtbar gemacht und kritische Einblicke in rechtstheoretische Annahmen und dogmatische Konstruktionen ermöglicht werden. Die Darstellung erfasst über das deutsche Recht hinaus zwangsläufig Fragen des internationalen und des Europarechts. Ein besonderer Schwerpunkt liegt im Arbeits-, Sozial- und Familienrecht und bei den Rechtsfragen zum staatlichen Schutz gegen Gewalt, das heißt Rechtsgebieten, die für die Bewertung von Geschlechtergerechtigkeit seit jeher von besonderer Bedeutung sind.

Studierende erwerben durch das Gendermodul eine zusätzliche Berufsqualifikation, da sie Gendersensibilität schulen und die Kompetenz entwickeln, berufliches Handeln genderkompetent zu reflektieren und gleichstellungsorientiert zu gestalten.

Es handelt sich um einen reinen Online-Kurs. Die Materialien stehen zum Abruf im Netz bereit. Sie können online bearbeitet und als pdf ausgedruckt werden. Das Modul umfasst 6 Semesterwochenstunden und kann als grundständiges Angebot für den Master of Laws in jedem Semester studiert, aber auch im Rahmen der Akademiestudien absolviert werden. Das Akademiestudium an der FernUniversität entspricht dem Gasthörerstudium an Präsenzhochschulen. Die Teilnehmenden können an den angebotenen Leistungsnachweisen teilnehmen und erhalten über die erfolgreiche Teilnahme auf Antrag beim Prüfungsamt Rechtswissenschaft eine Akademie-Bescheinigung, die grundsätzlich auch zur Teilnahme an der entsprechenden rechtswissenschaftlichen Abschlussklausur berechtigt. Bei Bestehen dieser Klausuren wird ein Akademiezertifikat erteilt. Für die Zulassung zum Akademiestudium ist keine Qualifikation nachzuweisen. In den Kurs sind Materialien des Weiterbildenden Studiums VINGS-Qualifizieren eingegangen. Ergänzend werden den Teilnehmenden zum freien Gebrauch die auf die Praxis der Gleichstellungsarbeit bezogenen Materialien dieses Studienprogramms (vgl. www.vings.de) zur Verfügung gestellt. Informationen zur Einschreibung über www.fernuni-hagen.de

Mit diesem Studienangebot kommt die rechtswissenschaftliche Fakultät der FernUniversität in Hagen nicht nur nationalen Vorstellungen und Wünschen nach einer Einbeziehung von Genderinhalten in die Lehre

nach, sondern auch einer wichtigen Forderung im Rahmen des Bologna-Prozesses zur Umwandlung nationaler Hochschulsysteme in einen einheitlichen europäischen Hochschulraum. Die europäischen BildungsministerInnen haben 2003 im Communiqué der Bologna-Folgekonferenz in Berlin hervorgehoben: „Die Notwendigkeit, die Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern, muss mit dem Ziel, der sozialen Dimension des Europäischen Hochschulraumes größere Bedeutung zu geben, in Einklang gebracht werden; dabei geht es um die Stärkung des sozialen Zusammenhalts sowie den Abbau sozialer und geschlechtsspezifischer Ungleichheit auf nationaler und europäischer Ebene.“ Dafür ist auf der Ebene der Hochschulen als den zentralen Agenten des Bolognaprozesses notwendig, dass geschlechtsrelevante Aspekte sowohl in der Studienstrukturreform als auch im Curriculum bei den Studieninhalten Berücksichtigung finden, d. h. Curricula und Fachkulturen kritisch hinterfragt und unter Gender-Gesichtspunkten modernisiert werden.

Vgl. auch Schultz, Ulrike: „Fachspezifische Lehrinhalte aus der Frauen- und Geschlechterforschung für das Fach Rechtswissenschaft.“ In: Becker, Ruth; Jansen-Schulz, Bettina; Kortendiek, Beate; Schäfer, Gudrun (Hrsg.): Gender-Aspekte bei der Einführung und Akkreditierung gestufter Studiengänge – Eine Handreichung. Studien des Netzwerks Frauenforschung NRW Nr. 7. Dortmund 2006, S. 151-155

http://www.netzwerk-frauenforschung.de/download/teil_i_bestandsaufnahme.pdf
http://www.netzwerk-frauenforschung.de/download/teil_ii_handlungsempfehlungen.pdf

Kontakt und Information

Ulrike.Schultz@FernUni-Hagen.de
www.fernuni-hagen.de

Neues Mentoring-Programm an der Medizinischen Fakultät der Universitätsklinik Essen

Start der ersten MediMent-Peer-Linie

„MediMent wird von den Teilnehmerinnen so gut bewertet, wir würden es gerne auch für männliche Nachwuchswissenschaftler anbieten“, so die Stimmen im Dekanat der Medizinischen Fakultät im Sommer 2008. Entstanden als Programm zur Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses etabliert sich dieses Angebot als wirkungsvolles Personalentwicklungsinstrument im Universitätsklinikum Essen und setzt weiterhin einen starken Akzent auf ein gendersensibles Konzept.

Aus diesem Grunde werden künftig im jährlichen Wechsel zwei verschiedene Linien starten:

- MediMent als One-to-one-Mentoring exklusiv für Frauen
- MediMent-Peer als Peer-Mentoring für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler.

Das erstmalig im Januar 2009 gestartete MediMent-Peer-Programm betont insbesondere den Vernetzungsgedanken: Statusgleiche oder -ähnliche Kolleg/innen schließen sich zu Kleingruppen zusammen und reflektieren gemeinsam Laufbahnziele, planen strategisch nächste Schritte, tauschen ihr Erfahrungswissen aus und diskutieren mögliche Forschungsk Kooperationen. Die Peer-Gruppen haben darüber hinaus die Möglichkeit, zu ihren Treffen Wunsch-Mentor/innen einzuladen, die sie z. B. bei der Konturierung ihres Forschungsprofils beraten und über einen Teil der Projektlaufzeit begleiten werden. Zu MediMent-Peer gehört ein Veranstaltungsprogramm, das aus Seminaren zu Karrierethemen, zum Erwerb wissenschaftlicher Schlüsselqualifikationen sowie aus Informations- und Vernetzungsveranstaltungen besteht.

29 Nachwuchswissenschaftler/innen haben sich für eine Teilnahme beworben; 16 konnten in dieser Linie in das Programm aufgenommen werden. Einem Aufruf des Dekans an alle Lehrstuhlinhaber/innen und Privatdozent/innen des Universitätsklinikums Essen, sich als potenzielle Mentor/innen zu engagieren, sind 26 Professor/innen bzw. PD'ler/innen gefolgt, was für eine hohe Akzeptanz dieser Form der Unterstützung des wissenschaftlichen Nachwuchses spricht.

Im Januar 2010 startet die nächste Linie MediMent als One-to-one-Mentoring exklusiv für Frauen. Hierfür endet die Bewerbungsfrist am 15.10.2009.

Kontakt

Zentrum für Hochschul- und
 Qualitätsentwicklung (ZfH)
 Dr. Renate Petersen
 Campus Duisburg
 Tel: 0203 379 1222
renate.petersen@uni-due.de

Nähere Informationen zu
 beiden Programmlinien finden
 Sie unter
 MediMent: <http://www.uni-due.de/zfh/karriere/mediment/>
 MediMent-Peer: <http://www.uni-due.de/zfh/karriere/mediment-peer/>

Nicole Justen: Biographieorientierte Gendersensibilisierung für Studierende

Am Lehrstuhl für Erwachsenenbildung/Bildungsberatung der Universität Duisburg-Essen wurde unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Anne Schlüter und Durchführung der Autorin im SoSe 2008 ein Seminar- und Forschungsprojekt zum Thema „Pädagogische Biographiearbeit als Medium zur Förderung von Genderkompetenz bei Studierenden der Diplom Pädagogik bzw. des Masterstudiengangs Erwachsenenbildung“ durchgeführt. Das von der Gleichstellungsstelle der Universität sowie der Fachschaft Pädagogik finanziell geförderte Projekt gründet insbesondere auf positiven Erfahrungen bezüglich des Einsatzes biographieorientierter Methoden für die Bildungsarbeit mit Studierenden innerhalb von Hauptseminaren des Fachgebiets.

Biographieorientierte Seminarangebote an Universitäten sind derzeit marginal, bergen unserer Ansicht nach jedoch grundlegende Chancen, persönlich bedeutsame Zugänge zu Forschungs-, Beratungs- und Bildungsprozessen zu eröffnen, die nachhaltig wirken können. Die Pädagogische Biographiearbeit stellt hierfür eine Fülle geeigneter didaktischer Ansätze und Methoden bereit. 21 Studierende im Hauptstudium, darunter 17 Frauen und 4 Männer, nahmen an dem Blockseminar teil. Veranstaltungsort war die für ihr genderpolitisches Engagement bekannte Heimvolkshochschule „Alte Molkerei Frille“. Die außeruniversitäre Blockveranstaltung schaffte dabei den idealtypischen Rahmen für biographieorientiertes Arbeiten. Wir orientierten uns in der didaktischen Umsetzung des Seminars stark an den im Gender Manifest von 2006 formulierten methodischen Prämissen für eine reflektierende Gender-Praxis. Unter anderem wird darin eine interaktive statt instruktive Herangehensweise an das Genderthema gefordert. In unserem Falle wurden die Studierenden ganz konkret über einen Dreischritt von Konstruktion, Rekonstruktion und Dekonstruktion durch biographieorientierte Annäherungen unter Zuhilfenahme von eigenen Fotos, verschiedenen Spielzeugen, Zitaten und Bildern in einem ersten Schritt mit dem Genderthema konfrontiert. Dies diente uns dazu, die Auswirkungen der sozialen Konstruktion von Geschlecht und deren Rollenzuweisungen in und für die eigene Person erfahrbar zu machen. In einem zweiten Schritt wurden mittels biographischer Übungen die Geschlechterordnungen dosiert irritiert, um zu einer Offenheit und Unabgeschlossenheit des eigenen Identitätsverständnisses zu motivieren. Dieses biographische Wissen wurde alsdann in einem dritten Schritt mit theoretischen Wissensbeständen verknüpft und kritisch diskutiert. Wie sich eine solche biographieorientierte Herangehensweise für die Gendersensibilisierung bei Studierenden auswirkt, dem widmet sich unser Forschungsprojekt.

Ein Fragebogen diente uns zunächst unmittelbar vor dem Seminar dazu, den Wissensstand und die seinerzeitige Einstellung zum Genderthema zu erfassen. Während des Seminars wurden zusammenhängende Ausschnitte durch Videoaufnahmen mitgeschnitten, um einerseits die Gruppendynamik zum Thema als auch andererseits den Umgang der Geschlechter untereinander dokumentieren zu können. Direkt nach dem Seminar diente ein zweiter Fragebogen zur Evaluation und es wurde in den Wochen nach dem Seminar mit jeder und jedem Studierenden ein leitfadengestütztes Interview geführt. Diese forschungsmethodische Vielfalt hilft uns dabei, einen breiten Blick darauf werfen zu können, inwieweit eine biographieorientierte Seminargestaltung sinnvoll sein kann, eine Sensibilisierung zum Thema Gender bei Studierenden anzuregen.

Erste Ergebnisse weisen zunächst auf eine vorurteilsbelastete bzw. negative Einstellung vieler Studierender zum Genderthema vor der Teilnahme am Seminar hin. Einige wenige von ihnen gaben dabei interessanterweise an, dass sie sich schon mit dem Thema befasst hätten, teilweise auch in universitären Seminaren. Besonders aus den Evaluationsfragebögen und den Interviews lässt sich dann ablesen, dass über die biographieorientierte Herangehensweise und vor allem unter dem konsequent bleibenden Einbezug biographischer Erfahrungen der Studierenden, ein persönlich bedeutsamer Zugang und eine grundsätzliche Bereitschaft, sich mit dem Thema konstruktiv auseinandersetzen zu wollen, geschaffen werden konnte. Wie sich dies im Einzelnen vollzog wird derzeit weiter analysiert, um die Ergebnisse für die Lehre zugänglich zu machen. Festzuhalten ist erst einmal, dass die Pädagogische Biographiearbeit unter bestimmten Rahmenbedingungen scheinbar ein sinnvolles Medium sein kann, welches nachweisbar dazu geeignet ist, Lehrveranstaltungen zu konzipieren, die nachhaltig wirksame Lernprozesse zum Genderthema in Gang setzen. Sowohl für Lehrende hinsichtlich ihrer persönlichen Reflexionsfähigkeit und der didaktischen Ausrichtung ihrer Seminare als auch für Studierende und das Genderthema kann eine Biographieorientierung nutzbringend sein. Ein ausführlicher Forschungsbericht liegt in Kürze in unserem Fachgebiet vor. Als Abschluss ein kleiner Einblick in eine studentische Äußerung während eines Interviews:

„[...] mir ging's halt so, dass ich bei zig Sachen gedacht hab boah, das ist ja jetzt so, da ist ja dieser Mechanismus gewesen irgendwie, da warst du typisch Junge oder da solltest du typisch Junge sein, sagen wir's besser mal so oder da sollte jetzt was weiß ich wer typisch Mädchen sein und dass man diese Mechanismen halt einfach vorher gar nicht so erlebt hat. Die hat man ja bewusst gar nicht mitbekommen und wenn man sich in seiner eigenen Biographie dann auf einmal klar wird, was da für viele Sachen an Ungerechtigkeiten passiert sind, dann ist es ja viel einfacher dieses Bewusstsein zu bekommen, dass das nicht nur in der eigenen Biographie so ist, sondern überhaupt so und dann wahrscheinlich noch schlimmer. Also fand ich super, Biographiearbeit war dafür auf jeden Fall ein ganz tolles Mittel, ich weiß nicht ob man da sonst diesen persönlichen Bezug dazu so hätte herstellen können, [...] aber durch diese Biographiearbeit wurde ja jeder quasi gezwungen, sich damit so auseinanderzusetzen und ich glaube, das hat die meisten, also mich auf jeden Fall, sehr wach gerüttelt, was das angeht. Fand ich sehr sehr gut.“

Kontakt und Information

Dipl. Päd. Nicole Justen
Institut für Berufs- und
Weiterbildung
Universität Duisburg-Essen
Universitätsstr. 2
45117 Essen
Tel: 0201/183-4617
[http://www.uni-duisburg.de/
FB2/EW/LS/EBWB/index.html](http://www.uni-duisburg.de/FB2/EW/LS/EBWB/index.html)

Ausführlichere Projektinfor-
mationen unter:
[http://www.uni-due.de/
genderportal/lehre_hochschul-
didaktik_tagung.shtml](http://www.uni-due.de/genderportal/lehre_hochschuldidaktik_tagung.shtml)

Christina Möller, Sigrid Metz-Göckel

Wissenschaftskultur provoziert Kinderlosigkeit

Studie zur Elternschaft von Wissenschaftler/innen an Universitäten in NRW

Ein Universitätsprofessor war die längste Zeit ein Mann. Obwohl der Frauenanteil an der Professorenenschaft in den letzten Jahren langsam steigt (2006 lag er bundesweit bei 15 %), ist die Wissenschaftsspitze immer noch eine Männerdomäne und die Wissenschaftskarriere stark an einem männlich geprägten Karrieremodell ausgerichtet. Eine Hochschullaufbahn mit all ihren Anforderungen in Forschung und Lehre, den langwierigen und mühevollen Qualifikationsprozessen und unsicheren Erfolgsaussichten erfordert die ganze Person und ist zudem sozial hoch selektiv. Sie lässt kaum Zeit für die außerwissenschaftlichen Lebensbereiche. In Zeiten traditioneller Partnerschafts- und Geschlechtermodelle, in der Universitätsprofessoren sich ganz ihrer Profession widmen konnten, weil ihre (Ehe-)Frauen alle Reproduktionsarbeiten in Haushalt und Kinderversorgung übernahmen, ließ sich eine Professorenlaufbahn und eine Familie mit Kindern ohne weiteres verwirklichen und war der Regelfall. Etabliert hat sich dadurch eine Laufbahnstruktur, bei der sich die Frage nach der ‚Vereinbarkeit‘ von Wissenschaft und einem Zusammenleben mit Kindern gar nicht stellte.

So gesehen verwundert es kaum, dass die ersten Generationen von Frauen, die eine Professur erreichten, sich mehr oder weniger diesem männlich geprägten Karrieremodell anpassten und meist kinderlos blieben (Onnen-Isemann/Oswald 1991, Zimmer/Krimmer/Stallmann 2007). Kinder als Symbol einer anderen Lebenswelt wirkten als Widerspruch zur wissenschaftlichen Karriere.

Auch heute noch ist diese Wissenschaftskultur mit ihrem Anspruch auf ausschließliche Hingabe weitgehend ungebrochen (Wagner 1986, Kraus 2000). Für Nachwuchswissenschaftler/innen kommt erschwerend hinzu, dass sie anspruchsvolle, zeitintensive und meist unstrukturierte Qualifizierungsprozesse durchlaufen müssen und – wie wir in unserer Studie „Junge Elternschaft und Wissenschaftskarriere“ ermittelten – dabei auch größtenteils (80%) prekär beschäftigt sind. Eine unbedachte Nebenfolge ist, dass diese Berufsbedingungen in einer auf mehr Egalität zwischen den Geschlechtern ausgerichteten Zeit nachhaltig die generativen Entscheidungen beeinflussen.

In unserer Studie „Junge Elternschaft und Wissenschaftskarriere“ haben wir Zusammenhänge zwischen den Beschäftigungsverhältnissen von Wissenschaftler/innen an Universitäten und Elternschaft untersucht. Die Studie bestand aus einem quantitativen und einem qualitativen Teil: Im ersten Teil haben wir eine Auswertung zum wissenschaftlichen Mittelbau und den Professor/innen der Universitäten in Nordrhein-Westfalen anhand der Personalstandsdaten des Landesamtes für Datenverarbeitung und Statistik (LDS) für die Beschäftigungsdaten und des Landesamtes für Besoldung und Versorgung NRW (LBV) für die Daten zu den Kindern (für die Jahre 1994 und 2004) vorgenommen.¹ Im zweiten Teil der Studie wurden Wissenschaftler/innen im Mittelbau in Leitfaden-Interviews zu den Motiven für ihre Kinderlosigkeit und nach ihren Erfahrungen mit Kindern befragt.

Entwicklung der Kinderlosigkeit im wissenschaftlichen Personal der Universitäten in Nordrhein-Westfalen

Die Ergebnisse zeigen eine unerwartet hohe Kinderlosigkeit der Beschäftigten im wissenschaftlichen Mittelbau. Ca. Dreiviertel (74%) der im wissenschaftlichen Mittelbau Beschäftigten hatte in 2004 keine Kinder. Im Vergleich zu 1994 ist die Kinderlosigkeit der jungen Wissenschaftler/innen über alle Altersgruppen hinweg um 4% gestiegen. Während sie bei den Wissenschaftlerinnen auf hohem Niveau minimal gesunken ist (78% der Frauen war 2004 kinderlos), hat sie bei den männlichen Wissenschaftlern um 5% zugenommen (2004 waren 72% der männlichen Wissenschaftler im Mittelbau kinderlos). Die Analyse nach Altersgruppen ergab, dass sich Wissenschaftler/innen meist im höheren Lebensalter für Kinder entscheiden (ab 35 Jahren), wobei dies mit den langen Qualifizierungsprozessen an den Hochschulen, aber auch mit den Beschäftigungsverhältnissen im Mittelbau zusammenhängt. Vor allem die Unsicherheit der (meist auf wenige Jahre, manchmal auch Monate) befristeten Beschäftigungen lässt viele Wissenschaftler/innen kinderlos bleiben. Während nur etwas über die Hälfte der unbefristet Beschäftigten kinderlos war, hatten die befristet Beschäftigten zu 80% keine Kinder.

¹ Die Studie wurde von 2005 bis 2006 unter der Leitung von Sigrid Metz-Göckel am Hochschuldidaktischen Zentrum der Technischen Universität Dortmund durchgeführt. Mitarbeiterinnen waren Nicole-Auferkorte-Michaelis, Christina Möller, Jutta Wergen und Elisabeth Kociemba.

Problematisch ist dies vor allem deshalb, weil diese befristeten Beschäftigten die große Mehrheit der Wissenschaftler/innen darstellen (ca. 80% befristet und ca. 20% unbefristet). Die Teilzeitbeschäftigten machen insgesamt 34% aller Mittelbauer/innen aus, von ihnen waren 83% kinderlos, die Teilzeit beschäftigten männlichen Wissenschaftler waren sogar zu 88% kinderlos. „Wenn wir nur einen Sechsmonats- oder Einjahresvertrag haben, ist es immer unsicher, weil keine Drittmittel da sind oder so. Unmöglich in so einer Situation, Professionalität und Kinder kombinieren zu können – unmöglich“, brachte eine interviewte Habilitandin das Dilemma auf den Punkt.

Im Vergleich zum Mittelbau ist die Kinderlosigkeit bei den Professor/inn/en gering. Sie betrug in 2004 insgesamt 27 %, in 1994 mit 20% noch weniger. Bei den Professoren hat die Kinderlosigkeit zwischen 1994 und 2004 um rund 6% zugenommen, während sie im gleichen Zeitraum bei den Professorinnen um 11% gesunken ist. Kinderlosigkeit ist deshalb vor allem ein Phänomen des wissenschaftlichen Mittelbaus und zunehmend lediglich bei den Professoren, nicht dagegen bei den Professorinnen.

Die Interviews mit Nachwuchswissenschaftler/inne/n ergänzten diese Daten um Begründungen für die hohe Kinderlosigkeit. So wurde die lange Verweildauer im Qualifizierungsprozess bis zur erhofften Professur als Hauptgrund für das Hinauszögern einer Elternschaft genannt. Vor allem während der Promotionsphase sei diese kaum vorstellbar: „Während meiner Doktorarbeit hätte ich niemals ein Kind kriegen wollen, denn die Doktorarbeit ist ein Baby für sich“, sagte eine Habilitandin, die nach ihrer Promotion zwei Kinder zur Welt gebracht hat. Kinderlose Wissenschaftler/innen berichteten von einer gefühlten Kinderfeindlichkeit an der Hochschule: „Das heißt, von meinem Befinden her ist es so, [...] dass man eigentlich den Eindruck bekommt, eine Schwangerschaft von Wissenschaftlerinnen ist eigentlich immer noch ein bisschen ein Störfall, irgendwie was Seltsames“, äußerte sich eine 35jährige Habilitandin. Die zeitlich flexiblen Arbeitsbedingungen an der Hochschule werden ambivalent - sowohl positiv als auch negativ - für Eltern eingeschätzt, da der Arbeitsort nach Hause verlegt und die Arbeitszeit weitgehend flexibel gestaltet werden kann. „Das ist schon klasse. Das ist schon eine weitgehende Freiheit, das gibt es nicht überall. [...] Das Ergebnis muss stimmen, und alles andere ist egal“, so ein promovierter Vater. Damit einher geht jedoch häufig eine Entgrenzung der Arbeits- und Familiensphäre, die als problematisch gesehen wird, weil „man eigentlich selten das Gefühl hat, dass man wirklich mal den Kopf freikriegt, die Schubladen zumacht und es ist fertig. Also, das ist mal so

eine Grundproblematik“, berichtete eine habilitierende Wissenschaftlerin mit Kind.

Perspektiven

Die soziale Organisation der Universität mit ihren langwierigen und riskanten, vielfach unstrukturierten Qualifizierungsprozessen und prekären befristeten Arbeitsverträgen ist weder auf Kinder noch auf egalitäre Elternpaare eingestellt, so dass die Charakterisierung als kinder- und elternfeindlich immer noch zutreffend ist. Die ohnehin riskante Wissenschaftskarriere wird für Wissenschaftler/innen mit Kindern zu einem halsbrecherischen Drahtseilakt, auf dem nur wenige balancieren wollen und können.

Der steigende Anteil kinderloser Männer offenbart zum einen die Prekarisierung der Beschäftigungsverhältnisse als auch die Veränderungen im Geschlechterverhältnis, weil junge Wissenschaftler bei einer sozialhomogenen Wahl der Partnerin immer seltener auf Frauen stoßen, die allein die Haus- und Kinderarbeit unter Verzicht auf eine eigene anspruchsvolle Berufstätigkeit übernehmen wollen. Kinderlosigkeit ist andererseits aus der individuellen Lebensperspektive eine legitime Lebensentscheidung geworden. Sie ist jedoch eine Zumutung dann, wenn der Wunsch nach Kindern vorhanden ist, aber wegen der institutionellen Lebensumstände nicht realisiert werden kann.

Die unsichere Beschäftigungsperspektive einer Hochschullaufbahn und auf wenige Jahre befristeten Arbeitsverhältnisse sind zentrale Argumente, wenn es um Kinderlosigkeit und die schwierige Vereinbarkeit geht. Sehr wenige der befragten Nachwuchswissenschaftler/innen hatten langfristige Arbeitsverträge. „Wichtig ist, dass man die Möglichkeit schafft, zumindest einen bestimmten Anteil an festen Mittelbauplätzen zu schaffen. Im Moment ist es wirklich so: Man agiert ohne Netz und doppelten Boden. Entweder man wird Professor und ist dann gesellschaftlich relativ weit oben oder man kriegt überhaupt nichts und landet dann möglicherweise irgendwann bei Hartz IV. Und ich glaube, diese Unsicherheit ist eigentlich das Entscheidende“ (Aussage eines 45jährigen kinderlosen Wissenschaftlers).

Im Interesse einer lebensfreundlichen Personalpolitik wären die konkreten Beschäftigungsverhältnisse an den Hochschulen und die wenig transparenten Qualifizierungsbedingungen so gründlich und flexibel umzugestalten, dass ein Zusammenleben mit Kindern und eine wissenschaftliche Berufstätigkeit möglich würden, ohne gravierende Verzichte und übermäßigen Anstrengungen für Eltern.

In einer noch laufenden Studie unter dem Titel „Wissen- oder Elternschaft? Kinderlosigkeit

und Beschäftigungsverhältnisse an Hochschulen in Deutschland“ (gefördert im Programm „Frauen an die Spitze“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung) weiten wir die Analyse bundesweit aus. Untersucht werden die Zusammenhänge zwischen Beschäftigungsbedingungen und Elternschaft des wissenschaftlichen Personals an Universitäten und Fachhochschulen auf der Basis eines einmaligen Datensatzes von insgesamt rund 85.000 Beschäftigten aus acht Bundesländern. Einbezogen sind Baden-Württemberg, Berlin, Brandenburg, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Sachsen und Thüringen (Daten für 2006 sowie für ältere Vergleichsjahre).² Erste Ergebnisse werden im Herbst auf der Tagung „(Kinder-)Wunsch und Wirklichkeit in der Wissenschaft“ in Kooperation mit dem Projekt „Balancierung von ‚Wissenschaft und Elternschaft‘ (BAWIE)“ am 05. und 06. Oktober im Wissenschaftszentrum in Bonn präsentiert. Nähere Informationen zur Tagung sind auf folgender Homepage einzusehen: www.tagung-wunsch-wirklichkeit.de.

Literatur

- Krais, Beate (Hrsg.) (2000): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*, Frankfurt/Main
- Metz-Göckel, Sigrid/Möller, Christina/Auferkorte-Michaelis, Nicole (2009): *Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischen Universitäten*, Opladen
- Onnen-Isemann, Corinna (2005): *Kinderlosigkeit als europäische Perspektive?* In: Steinbach, Antje (Hrsg.): *Generatives Verhalten und Generationsbeziehungen*, Wiesbaden, 131-151
- Onnen-Isemann, Corinna/Oßwald, Ursula (1991): *Aufstiegsbarrieren für Frauen im Universitätsbereich*, Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bonn
- Solga, Heike/Wimbauer, Christine (Hg.) (2005): *„Wenn zwei das Gleiche tun...“ Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples*, Leverkusen
- Wagner, Ina (1986): *Das Erfolgsmodell der Naturwissenschaftlerinnen. Ambivalenz Erfahrungen von Frauen*. In: Hausen, Karin/Novotny, Helga (Hrsg.): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt/M., 237-254
- Zimmer, Annette/Krimer, Holger/Stallmann, Freia (2007): *Frauen an Hochschulen. Winners among losers. Zur Feminisierung der deutschen Universität*, Opladen

Kontakt und Information

Christina Möller
Projekt „Wissen- oder Elternschaft?“
Hochschuldidaktisches Zentrum der Technischen Universität Dortmund
Vogelthoßweg 78
44221 Dortmund
Homepage zur aktuellen Studie:
<http://www.hdz.uni-dortmund.de/index.php?id=232>

Abschlussveranstaltung: (Kinder-) Wunsch und Wirklichkeit in der Wissenschaft - Forschungsergebnisse und Konsequenzen am 05. und 06.10.2009 in Bonn

Die generativen Entscheidungen und der Zusammenhang zwischen den konkreten Beschäftigungsbedingungen und Elternschaft im wissenschaftlichen Personal an Hochschulen sind Gegenstand einer Tagung, die am 5./6. Oktober 2009 im Wissenschaftszentrum in Bonn stattfindet. Es handelt sich um die gemeinsame Abschlusstagung der zwei thematisch eng verbundenen empirischen Forschungsprojekte „Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft“ (GESIS, Bereich CEWS, Bonn) und „Wissen- oder Elternschaft? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsbedingungen des wissenschaftlichen Personals an Hochschulen in Deutschland“ (TU-Dortmund). Beide Projekte sind vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert im Programm „Frauen an die Spitze“ im Rahmen des Förderbereichs „Strategien zur Durchsetzung von Chancengleichheit für Frauen in Bildung und Forschung“.

Zielsetzung der Tagung ist es, auf der Grundlage neuester Ergebnisse und belastbarer Datensätze Ursachen und Zusammenhänge für den hohen Anteil kinderloser Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen darzustellen und aufzuzeigen, welche Rahmenbedingungen und organisationalen sowie individuellen Aspekte die Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Arbeit und Elternschaft erschweren oder aber ermöglichen. Die Analyse erfolgt aus zwei Perspektiven: Zum Einen über die Auswertung statistischer Daten zu den Kindern des wissenschaftlichen Personals in acht Bundesländern, zum Anderen durch die Betrachtung der individuellen Lebenssituationen und beruflichen wie generativen Entscheidungen von über 8.000 Wissenschaftler/innen.

Das Tagungsprogramm sieht in Ergänzung zu den Ergebnisdarstellungen aus den beiden Forschungsprojekten weitere Referate/Berichte zu den individuellen Motiven der generativen Entscheidungen für oder gegen Elternschaft und zum internationalen (Hochschul-) Systemvergleich vor, ebenso eine moderierte Gesprächsrunde mit Expert/innen der Familien-, Geschlechter- und Hochschulforschung wie -politik.

Die Projekte finden Sie unter:
www.bawie.de
www.hdz.uni-dortmund.de/index.php?id=wissen-elternschaft

² Zum gegenwärtigen Forscherteam gehören Sigrid Metz-Göckel, Kirsten Heusgen, Christina Möller, Ramona Schürmann, Petra Selent und Michaela Zupanic.

Doris Janshen

Soziomedizinische Genderforschung – eine Innovation nicht ohne Risiken und Nebenwirkungen?¹

Für Außenstehende, aber auch für GenderforscherInnen ist es oft kaum zu fassen, dass die medizinischen Fächer sich erst jetzt für die Variable Geschlecht öffnen. Doch in der Tat es ist so. Bis zum Beginn dieses Jahrtausends wurden bestenfalls die primären Geschlechtsunterschiede von Frauen und Männern im Hinblick auf die Reproduktionsfunktionen beachtet. Da und dort wurde die Auswirkung hormoneller Unterschiede auf die physiologische Konstitution berücksichtigt (Schiebinger 2000). Besonders extrem ist die defizitäre Situation in unserem Land. In den USA dagegen hat die Pionierin Marianne Legato bereits 1990 ein Institut gegründet: »Partnership for women's health«.² Zwar ist zu konzedieren, dass in den entstehenden Gesundheitswissenschaften der 1990er Jahre und auch in der Medizinsoziologie Geschlecht thematisiert wurde,³ aber die klinische medizinische Forschung ist bis in die Gegenwart hinein weitgehend abstinent (vgl. Duden 2002; Jahn 2002; Schmerl 2002). Die Sozialwissenschaften hingegen haben sich kaum für Genderfragen in Krankheitsverläufen geöffnet. Es fehlt so etwas wie eine sozialwissenschaftliche Krankheitsforschung.

Mit dieser Ausgangslage waren wir am Essener Kolleg für Geschlechterforschung konfrontiert, wo wir seit 2001 dabei sind, in interdisziplinären Projekten mit medizinischen Fächern die Variable Geschlecht einzuführen. Unsere Kooperationen betreffen die Kardiologie, Neurowissenschaften, Pharmakologie, Nephrologie und neuerdings auch die Pathologie (vgl. Janshen/Merk/Motakef 2007). Dies mit dem Ziel das neue Paradigma Soziomedizinische Genderforschung zu entwickeln und zu etablieren.

Noch ist es hochinnovativ, Geschlecht in disziplinäre medizinische Forschungen bzw. interdisziplinäre soziomedizinische Projekte einzubringen. Insofern sind entsprechende wissenschaftliche Orientierungen für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen von sehr hohem Erkenntniswert und damit reizvoll. Wenn der Titel dieses Beitrags »Risiken und Nebenwirkungen nicht ausschließt« so ist damit gemeint, dass ein hoher Innovationsgrad in der Wissenschaft von den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen Risikobereitschaft und Mut verlangt (vgl. Schinzel 2008). Denn die scientific communities belohnen Innovationen meist erst dann, wenn sie bereits zum Mainstream ge-

worden sind. Dies konnte bereits in den vergangenen 30 Jahren, in denen sich die Genderforschung in anderen Disziplinen etablierte, beobachtet werden. Ebenso wie in ihnen ist jetzt auch im Bereich medizinbezogener Forschungen absehbar, dass mittelfristig die Etablierung der Geschlechterforschung nicht zu »verhindern« ist. So gesehen ist der skeptische Untertitel nicht als Entmutigung gedacht, sondern als eine Motivation für Durchsetzungskraft. Das wird im Laufe dieses Beitrags noch deutlicher werden.

Biologisches versus soziales Geschlecht?

Ebenso wie die Soziomedizinische Genderforschung am Essener Kolleg für Geschlechterforschung basiert auch dieser Beitrag auf der Unterscheidung von biologischem (sex) und sozialem Geschlecht (gender). Aus der Sicht vieler SozialwissenschaftlerInnen ist dies eine Provokation. So unterschiedlich in den vergangenen Jahrzehnten die Diskurse über Körper und Geschlecht auch gewesen sein mögen – sie sind von der Intention bestimmt, Biologismen zu vermeiden oder gar zu entlarven, sprich zu dekonstruieren. Auf diese Weise entsteht die Vorstellung, dass jedes physiologische Ereignis des Körpers ein kulturelles Konstrukt ist (vgl. Duden 2004). Im Konzept der Soziomedizinischen Genderforschung halten wir jedoch aus guten Gründen an dieser analytischen Differenzierung fest, insbesondere wenn es um empirische klinische Untersuchungen mit medizinischen Fächern geht.

Im Gegensatz zu unseren Intentionen sind die Forschungen von Geistes- und Sozialwissenschaften zu medizinbezogenen Fragestellungen überwiegend auf rein soziale Erkenntnisse und Befunde konzentriert. Selbstverständlich ist dies nicht überflüssig. Die Enquête des Deutschen Bundestages dokumentiert diese Forschungsorientierung signifikant (BMFSFJ 2002). Aufgrund epidemiologischer und anderer sozialwissenschaftlicher Erhebungen finden sich hier wichtige Informationen zur Frauengesundheit. Diese Enquête machte zum ersten Mal bundesweit darauf aufmerksam, dass die Prävalenz, d. h. die Häufigkeiten von Erkrankungen bei Frauen anders ist als bei Männern. Auch die Erhebung zu Frauengesundheit in Nordrhein-Westfalen (NRW) verdient in diesem Zu-

1 Erscheint in: Lothar Schröder/Edelgard Kutzner/Cornelia Brandt (Hrsg.): Innovation durch Chancengleichheit – Chancengleichheit als Innovation. VSA: Verlag, Hamburg 2009 (ca. 200 Seiten; EUR 14,80; ISBN 978-3-89965-333-5). Die HerausgeberInnen des Buches „Innovation durch Chancengleichheit – Chancengleichheit als Innovation“ danken Mona Motakef für die redaktionelle Bearbeitung des Manuskripts.

2 <http://partnership.hs.columbia.edu/aboutus.html> [Abgerufen am 1.11.2008].

3 Vgl. die Beiträge in Hurrelmann/Kolip2002, insbesondere Schofield/Connell/Walker 2002.

sammenhang Erwähnung (Landtag NRW 2004). Sie betont – wie etwa zeitgleich Marianne Legato – dass Frauen im Vergleich zu Männern dreimal so häufig bedroht sind rheumatische Erkrankungen zu erleiden, in Bezug auf Fibromyalgie sogar neunmal! Sie sind signifikant häufiger von depressiven Erkrankungen betroffen und erhalten mehr Medikation dagegen. Entsprechendes gilt für die Prävalenz von Asthma, Arthritis, Migräne, Diabetes, Epilepsie etc. Ja, es wurde damals schon darauf hingewiesen, dass Krankheitsbilder, Pathogenese und Salutogenese sich unterschiedlich äußern können. Die Unterschiede im Bezug auf koronare Herzerkrankungen haben inzwischen auch in der Presse die Runde gemacht, werden in klinischen Forschungen jedoch nach wie vor kaum berücksichtigt. Eine Ausnahme in Deutschland sind in dieser Hinsicht die Untersuchungen von Vera Regitz-Zagrosek (Regitz-Zagrosek/Fuchs 2006; Regitz-Zagrosek/Lehmkuhl/Lehmkuhl 2008).

Es gibt unbestreitbar riesige Forschungsdefizite in Bezug auf biophysilogische Fakten zu Erkrankungen von Frauen. Aber auch die Andrologie, die Disziplin, die die Besonderheiten von Männererkrankungen erforscht, steckt noch in den Kinderschuhen. Bislang war der Mann das Allgemeine und Übergreifende, ja der Mensch schlechthin (vgl. Solomon/Noll/Guttman 2008). Diese Situation ist also ganz ähnlich wie (früher) in der Philosophie und auch der Soziologie. In der Medizin kommt dies heute darin zum Ausdruck, dass in klinischen Studien überwiegend männliche Probanden vorhanden sind und die Forschungsergebnisse dann auf beide Geschlechter übertragen werden. Das kann auf dem Krankenbett übel ausgehen. Über die daraus resultierenden Nachteile für Frauen wird inzwischen in den Wissenschaften breiter diskutiert. Gegen Veränderungen steht jedoch auch die Tatsache, dass zweigeschlechtlich angelegte Untersuchungen teurer sind.

Der »3rd International Congress in Gender Medicine«⁴ am Karolinska Institutet in Stockholm im September 2008 machte die große Breite der biologischen Untersuchungen (sex) zu Erkrankungen von Frauen deutlich. International ist zu beobachten, dass mikrobiologische Untersuchungen in Bezug auf hormonelle Konditionierungen (z. B. die Bedeutung von Östrogenrezeptoren in verschiedenen Körperpartien) zum Hit werden. Spannend für viele ist auch, wie der Regelzyklus von Frauen bei Erkrankungen wirksam wird, zum Beispiel ändert sich die Wirksamkeit von manchen Schmerzmitteln während der Periode. Die besondere Berücksichtigung von Männern in der »Gender Medicine« war auf dieser Konferenz eher nachrangig, wurde jedoch als Zukunftsaufgabe herausgestellt. Eine zentrale Fragestellung in diesem Kontext ist

die Schwächung der Männergesundheit durch das Y-Chromosom.

Die Konzentration der neuen scientific community auf physiologische Sachverhalte dokumentiert nicht eine grundsätzliche Blindheit der MedizinerInnen gegenüber sozialen Einflussgrößen bei Erkrankungen und deren Heilung, sondern zeigt das ungeheuer große Defizit, das die männliche Medizin ihnen hinterlassen hat. Dass die neue wissenschaftliche Forschungsrichtung »Gender Medicine«, die die Medizin mit Sex- und Genderfragen konfrontiert (vgl. Solomon/Noll/Guttman 2008), erklärtermaßen und auch forschungspraktisch neben der Biopathologie auch die Soziopathologie berücksichtigt, hebt sie aus den sonstigen medizinischen scientific communities positiv heraus. Wenn überhaupt werden Untersuchungen zu »Lebensqualität« und/oder »Environment« in der Regel unabhängig von der Berücksichtigung der Besonderheiten der jeweiligen Krankheit erhoben. Von zentraler Bedeutung ist jedoch, das soziale Geschlecht (gender) krankheitsbezogen in die medizinische Forschung selbst zu integrieren und in Konsequenz interdisziplinär zu arbeiten. Dazu einige Beispiele: das Immunsystem reagiert, wissenschaftlich vielfach belegt, auf soziale und seelische Belastungen wie z. B. Stress und Mobbing auch mit körperlichen Erkrankungen. Interessant sind molekularbiologische und neurophysiologische Untersuchungen, die zeigen, dass nicht nur der biologische Stoffwechsel bei Frauen und Männern oft unterschiedlich ist, sondern sie in verschiedenen sozialen Situationen nicht dieselben Stresserfahrungen machen. Das Immunsystem von Frauen arbeitet intensiver. Das bringt evolutionäre Vorteile für die Kinder, Nachteile jedoch für die Frauen selbst, denn sie reagieren heftiger und negativer auf Beziehungsstress als Männer. In diesem Zusammenhang kommt der Klassiker von Carol Gilligan »Die andere Stimme« von 1982 in den Sinn, indem sie mit psychologischen Methoden herausarbeitete, wie unterschiedlich sich Stressoren im Privat- und Erwerbsleben bei Frauen und Männern auswirken. Nun wissen wir es auch auf der physiologischen Ebene.

Dass Frauen während einer Schwangerschaft und Geburt hormonelle Veränderungen durchleben, ist bekannt. Dass jedoch auch bei Männern im Umfeld einer Geburt eine Erhöhung von Östrogenen stattfindet, ist eher überraschend. Marianne Legato deutet dies evolutionär: gegenüber dem Baby müssten auch Männer in dieser Situation größere soziale und fürsorgliche Fähigkeiten entwickeln (Legato 2002). Die vielen Beispiele, die im Kontext dieser Überlegungen angeführt werden könnten, beziehen sich überwiegend auf die Pathogenese, weniger jedoch auf die Salutogenese oder gar auf die Prävention. Die Tumorforscherin Andrea

⁴ <http://ki.se/ki/jsp/polopoly.jsp?d=13482&l=en> [Abgerufen am 1.11.2008].

Andrea Kindler-Röhrborn: Untersuchungen zur Genetik geschlechtsspezifischer Effekte bei der Entstehung maligner Tumoren

Das Risiko an einem malignen (bösartigen) Tumor zu erkranken, wird durch das Zusammenspiel exogener Faktoren und der individuellen genetischen Konstitution bestimmt. Eine Reihe verschiedener maligner Tumoren, die nicht die Geschlechtsorgane betreffen wie z. B. Schilddrüsenkarzinome und Tumoren des Nervensystems, entsteht dennoch mit einer deutlichen Geschlechtspräferenz. Dies ist zum Teil auf die unterschiedliche Exposition gegenüber krebserregenden Noxen als Folge genderspezifischer Lebensstile (Beruf, Ernährung, Rauchen, Alkoholkonsum etc.) zurückzuführen. Neuere Untersuchungen zeigen jedoch, dass die Geschlechtsspezifität des Tumorrisikos auch genetisch bedingt ist (De Miglio et al. 2006; Poole and Drinkwater 1996). Obwohl die Identifizierung von Genen, die das Tumorrisiko bei beiden Geschlechtern unterschiedlich modifizieren, eine wichtige Voraussetzung für die gezielte Identifizierung von Hochrisiko-Individuen und damit für die geschlechtsspezifische Tumörprävention ist, ist bisher wenig über beteiligte Gene bekannt. Die genetische Heterogenität und mangelnde Daten über Exposition gegenüber krebserregenden Noxen erschweren entsprechende Untersuchungen beim Menschen.

Die Forschungsvorhaben unserer Arbeitsgruppe beschäftigen sich mit den molekularen Mechanismen der Geschlechtspräferenz bei der Entstehung bösartiger Tumore als Grundlage für geschlechtsspezifische Präventionsmaßnahmen. Wir verwenden ingezüchtete Nagerstämme, die entsprechende Unterschiede bei der Tumorentstehung zeigen, als Modellorganismen für Kopplungs- und Assoziationsstudien, da hier der einheitliche genetische Hintergrund sowie die Kontrollierbarkeit der Umweltfaktoren die Identifizierung von Genen, die Empfindlichkeit und Resistenz vermitteln wesentlich erleichtern. Es ist uns bereits gelungen in einem Modellsystem, nämlich der chemisch induzierten Tumorentstehung im peripheren Nervensystem der Ratte sechs Geneorte zu identifizieren, die präferentiell bei männlichen oder weiblichen Tieren das Tumorrisiko erhöhen oder erniedrigen (Koelsch et al. 2006). Alle diese Loci liegen jedoch nicht auf den Geschlechtschromosomen. Es wird angenommen, dass die geschlechtsspezifischen Effekte entweder dadurch zustande kommen, dass die entsprechenden Gene bzw. ihre Varianten mit Genen, die auf den Geschlechtschromosomen liegen, interagieren oder dass sie das Ergebnis hormoneller Einflüsse auf die Genexpression sind (Weiss et al. 2006). Dieses System wird uns ermöglichen, die Mechanismen der Geschlechtsspezifität auf molekularer und zellulärer Ebene zu untersuchen und gleichzeitig den Einfluss exogener Faktoren kontrolliert zu evaluieren.

Kindler-Röhrborn beschäftigt sich in Kooperation mit dem Essener Kolleg für Geschlechterforschung mit Tumörprävention und forscht zunächst im Tierversuch. Es ist hervorzuheben, dass sie genetische Dispositionen mit exogenen Faktoren, denen das Tier ausgesetzt ist, kontrastiert und kombiniert. Exogene Faktoren sind selbstverständlich auch soziale Erfahrungen, aber nicht nur. Es kann sich auch um Noxen, so genannte schädigende Außeninflüsse handeln (Winzen et al. 2006). Ob die These belegbar ist, dass positive soziale Erfahrungen auch bei Ratten eine präventive Wirkung in Bezug auf die Tumorerkrankung haben – diese Frage muss in die Zukunft verlegt werden.

Bei chronischen Erkrankungen besteht ein besonderer Bedarf soziale Einflussfaktoren zu kennen. Um die Medikamentierung mit Schmerzmitteln gering zu halten, ist es bedeutend zu wissen, welche sozialen Erfahrungen die Schmerzerfahrung vergrößern oder aber auch verringern. Nicht zufällig ist die Schmerzforschung besonders offen für die Inkludierung von sozialwissenschaftlichen Forschungen. Dabei werden, wie Karen G. Berkeley in Kooperation mit renommierten Schmerz-

forschungsinstitutionen international belegt hat, auch Unterschiede zwischen Frauen und Männern deutlich. Sie erleben disease, also Krankheit im medizinischen Sinne und illness im Sinne von individueller Krankheitserfahrung unterschiedlich. Sie brauchen nicht nur verschiedene Dosierungen bei Medikamenten, sondern auch soziale Erfahrungen wirken sich nicht in gleicher Weise schmerzreduzierend oder schmerz erhöhend aus (Berkley 2008).

Fazit: Rein disziplinäre medizinische Untersuchungen sind demnach nicht mit »Biologismus« zu etikettieren, ebenso wenig wie (medizin)soziologische Untersuchungen das »Eigentliche« verfehlen. Es muss jedoch hervorgehoben werden, dass interdisziplinäre Kooperationen nötig sind, um dem biosozialen Konstrukt Körper erkennend und heilend gerecht zu werden. Daher unser Bemühen um das Paradigma der Soziomedizinischen Genderforschung. Es ist dabei bislang eine offene Frage, ob sich Differenzen und Gemeinsamkeiten des medizinischen Körpers und des erfahrenen Leibes bei Frauen und Männern systematisch bündeln lassen. Bislang sind wir in der Regel mit inkohärenten Einzelbefunden medizinischer Spezialitätä-

ten konfrontiert. Die Beantwortung der Frage, ob Frauen und Männer differente biosoziale Lebewesen sind oder inwieweit das »allgemein Menschliche« dominiert, ist vielleicht nicht utopisch, muss jedoch in die fernere Zukunft verschoben werden.

Bedarfslage: Hirnforschung

Es gibt inzwischen sehr breites Wissen darüber, dass sich die neuronalen Dispositionen des Gehirns durch soziale Erfahrungen und Konditionierungen lebenslang entwickeln, verändern oder auch zurückbilden. In diesem Zusammenhang spricht man von der Plastizität des Gehirns. Die gegenwärtige Hirnforschung ist interdisziplinär angelegt und wir dürfen sie mit Fug und Recht eine Zukunftstechnologie nennen. Denn die Zukunft wird nicht nur Ergebnisse darüber hervorbringen, wie Soziales und Biologisches im Organ Hirn verbunden werden, sondern ohne jeden Zweifel werden Technologien entwickelt werden, um auf Erfahrungen und Fähigkeiten von Lebewesen invasiv einzuwirken – sei es medikamentös oder auch durch Chips. Die Parkinsonforschung ist nur ein einziges Beispiel für diese Orientierung.

Die Berücksichtigung des sozialen und des biologischen Geschlechts ist in diesem Forschungsfeld von besonders großer Relevanz. Bislang ist nur schwer zu sagen, ob anatomische Unterschiede (Dimorphismen) oder aber auch Übereinstimmungen im Gehirn bei Frauen und Männern zwangsläufig sind, oder ob solche Befunde etwas mit dem komplexen Zusammenspiel von Genen, Erleben und Hormonen zu tun haben (Bauer 2004). Die Frage, ob und wie die morphologischen Unterschiede in den Gehirnen von Frauen und Männern zu unterschiedlichem Verhalten führen, kann bislang nicht präzise und eindeutig beantwortet werden. Es ist in der Hirnforschung nicht anders als in den übrigen medizinischen Disziplinen: die Geschlechterfrage ist überwiegend nicht berücksichtigt. Doch in diesem Bereich ist erhöhte Wachsamkeit und Innovationshunger von Seiten der Geschlechterforschung dringend nötig. Denn die Folgen dieser Forschung können für Frauen und Männer verheerend oder auch sehr gut sein.

Die Tatsache, dass Mediziner und Medizinerinnen in ihre Arbeiten soziales Alltagswissen einbringen, ist bekannt. In der Hirnforschung ist dies jedoch besonders gefährlich, weil die Gefahr besteht, dass subjektiv oder auch kollektiv verallgemeinerte Geschlechtsstereotype zu biologischen Essentialismen gemacht werden. Das stereotype Geschlechterverhältnis erscheint damit unveränderbar.

Simon Baron-Cohen, klinischer Psychologe aus England und Direktor des Autism Research Center in Cambridge, hat sein Buch über das männliche

und das weibliche Gehirn 2004 auch in Deutschland veröffentlicht. Für GeschlechterforscherInnen liest sich dieses Buch wie ein sehnsüchtiger Rekurs auf die Vergangenheit, schlicht ein Lehrbuch für die Stereotypisierung der Geschlechterverhältnisse (Baron-Cohen 2004). Baron-Cohen polarisiert den männlichen und weiblichen Gehirntypus. Danach verfügen Männer über ein tendenziell systematisierendes Gehirn, Frauen über ein empathisches. Die dafür gewählten Beispiele sind jedoch alles andere als stringent und logisch belegt, sondern spiegeln die Alltagswahrnehmungen des Autors. Zum Beispiel: Weil das (bedauerliche) männliche Gehirn dank seiner besonderen Fähigkeit zur Systematisierung durch ein Fehlen von Empathie »bestraft« wird, soll dies, so Baron-Cohen, die Grundlage für aggressiveres Verhalten sein, selbst für Vergewaltigung und Mord. Um die soziale Dominanz des Mannes zu belegen, bezieht er sich auf den Gebrauch von Werkzeugen – Spuren lesen, Handel führen – und sieht dies evolutions-theoretisch als Grundlage für die systematische Kompetenz des Mannes. Wie bereits angedeutet, bilden die »weiblichen Stärken« dazu einen deutlichen Kontrast. Dank der empathischen Begabung sind Frauen besonders beziehungsfähig: in Freundschaften, in ihrer Mutterrolle und beim Klatsch (sic!).

Wie schwer es sein kann, solchen Essentialismen zu entgehen, zeigt sogar eine Veröffentlichung der sonst so bewundernswerten Marianne Legato. In ihrem Buch »Warum Frauen immer erinnern und Männer immer vergessen« (2007) bringt sie stereotypes Alltagsverhalten eines Paares mit biologischen Fakten der Hirnforschung in eine direkte Verbindung und es entsteht der Eindruck, im Verhalten der imaginierten Personen realisierten sich Naturkonstanten. Das ist naives Differenzdenken. Hier fehlt die sozialwissenschaftliche Kooperation. Immerhin öffnet sie am Ende dieses Buches eine Tür für die Vorstellung, dass durch die Plastizität des Gehirns Geschlechtsstereotype überwunden werden könnten. Wäre dies die Ausgangshypothese gewesen, hätte die Argumentation einen ganz anderen Zungenschlag bekommen: Es wäre eine Argumentation dafür entstanden, dass das Organ Hirn zwar benutzt werden kann, um Geschlechterstereotype überhistorisch zu kodieren, es jedoch auch dafür geschaffen ist, durch Erfahrungen und Lernen Stereotype zu dekonstruieren. Ein Folgeband in diese Richtung wäre eine gute Idee.

Auch in der sonstigen neurowissenschaftlichen Forschung wird eher Geschlechterdifferenz akzentuiert, wenn überhaupt Geschlecht zur Kategorie erhoben wird. An dieser Stelle verweise ich auf Britta Schinzel und Sigrid Schmitz, Genderforscherinnen in der Informatik, die das Informa-

tionssystem GERDA (Gender Digital Brain Atlas) aufgebaut haben, das eine kritische Bestandsaufnahme der Hirnforschung liefert. Wir empfehlen sehr die Rezeption der Veröffentlichungen dieser beiden Autorinnen und greifen hier nun eine der zentralen Behauptungen auf: Schmitz (2002) belegt, dass die Differenzhypothese in Bezug auf das männliche und weibliche Gehirn sich letztendlich auf eine sehr kleine Studie bezieht, die eine besondere »Zitierfreude« der Forschenden erfahren hat und dadurch sehr verbreitet ist. Anhand weiterer Veröffentlichungen weist Schmitz nach, dass Studien, die die Differenzhypothese nicht bestätigen, weit weniger Verbreitung finden. Auf einer mehr praktischen Ebene analysieren die beiden Wissenschaftlerinnen die den Gehirn-Scans zugrunde liegenden mathematischen Konstrukte. Denn die scheinbar »natürlichen« Aufnahmen des Gehirns bestehen aus statistischen Annahmen und Berechnungen. Die Methodenauswahl, so zeigen sie auf, hat einen großen Einfluss darauf, ob die Leistungen des männlichen und weiblichen Gehirns different sind oder übereinstimmen. Weitere Möglichkeiten der subjektiven Einflussnahme eröffnen sich bei der Interpretation der Daten. Der Aufschwung der Neurowissenschaften der vergangenen Jahre basiert wesentlich auf neuen Technologien wie bildgebenden Verfahren, die eine neue Sicht in die Prozesse im Gehirn ermöglichen. Eine kritische Rezeption dieser Aufnahmen ist überaus selten.

Soziomedizinische Genderforschung: Nierentransplantation als Beispiel

Das Essener Kolleg für Geschlechterforschung führt derzeit in Kooperation mit den Nephrologen Prof. Philipp und PD. Dr. Oliver Witzke des Klinikums der Universität Duisburg-Essen und der Pharmakologin Prof. Petra Thürmann der Universität Witten Herdecke ein Forschungsprojekt durch, das den Titel trägt »Frauen und Männer nach der Nierentransplantation«. In diesem interdisziplinären Projekt, das Soziologie, Nephrologie und Pharmakologie interdisziplinär verbindet, werden erstmalig die Folgen einer Nierentransplantation unter Einschluss von sex und gender erforscht. Mit ersten Ergebnissen des laufenden Projektes werden nun zentrale Parameter für das Paradigma »Soziomedizinische Genderforschung« vorgestellt, ohne das Projekt im Ganzen zu präsentieren.

Das biologische Geschlecht, mithin sex, ist in diesem Forschungsprojekt zeitweilig direkt auf das soziale Geschlecht, mithin gender, bezogen, aber in verschiedenen Forschungsphasen kann auch die eine oder andere Seite dominieren. Ein Beispiel: Bei einer Nierentransplantation handelt es sich entweder um eine postmortem-Spende,

bei der die Niere eines hirntoten Menschen auf einen Lebenden übertragen wird oder um eine Lebendorganspende, die zwischen sich nahe stehenden oder verwandten Menschen zugelassen ist. Bei letzterer sind die Heilungserfolge – wie zu erwarten – größer. Aus der Perspektive des biologischen Geschlechts, ist es interessant, dass Männernieren aufgrund ihrer größeren Anzahl an Nephronen bei beiden Geschlechtern ein besseres Transplantatüberleben haben (Kwon et al. 2005; Robert Koch Institut 2003). Noch spannender ist jedoch, dass neueste Untersuchungen belegen, dass optimale Ergebnisse erzeugt werden, wenn Frauen Patientinnen und Männer Patienten spenden. Das ist ein Sachverhalt, der sich nicht sozial dekonstruieren lässt, sondern hier, wie auch in anderen Fällen sind wir gezwungen, Dimorphismen männlicher und weiblicher Physiologie zu respektieren (Gratwohl et al. 2008).

Das soziale Geschlecht »gender« wiederum dokumentiert sich zum Beispiel darin, dass – wenn man den Iran außer Acht lässt – Frauen statistisch sehr viel häufiger bereit sind, eine Niere zu spenden, Männer jedoch häufiger Transplantate erhalten (Biller-Andorno/Kling 2004; Decker et al. 2008; Ghods/Nasrollahzadeh 2003). Das ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass Männer häufiger an Niereninsuffizienz erkranken: Wie sich in den USA ganz unverblümt zeigt, handelt es sich um eine Selektion, die im deregulierten Gesundheitssystem der USA das männliche Geschlecht privilegiert (Jindal/Ryan/Murthy 2005; Kayler/Meier-Kriesche 2002).

Hierzulande berücksichtigen klinische Studien ergänzend Erhebungen durch die psychosomatische Psychologie. Für Laien ist es sehr schwer nachvollziehbar, dass interdisziplinäre Forschungen zu den jeweiligen Erkrankungen bei Medizinern Revolutionen auslösen können. Jüngst zeigte sich das erst, als die Psychokardiologie aus der Taufe gehoben wurde (Hermann-Lingen 2008). Trotz solcher Vorbehalte insistieren wir darüber hinaus auf die Beteiligung des Faches Soziologie. Manifeste psychische Erkrankungen sind oft Folge einer chronischen Erkrankung. Gerade hier ist es aber dann wichtig, die sozialen Ereignisse, die unter der Kondition der Krankheit zunächst zu depressiven Verstimmungen führen, zu erkennen. Nach einer Transplantation befinden sich die PatientInnen lebenslang in einer chronischen Erkrankung. Die Nicht-Bewältigung von Lebenszielen erzeugt zunächst prä-depressive Phasen, die durch soziologische Forschungen erhoben werden sollten, um eine manifeste Depression als Erkrankung zu verhindern.

Ein Beispiel: Unsere Interviews mit PatientInnen zeigen, dass es einen positiven Effekt auf den Krankheitsverlauf hat, wenn die betroffene Person

nach der Transplantation in das Arbeitsleben zurückkehrt. Sogar die Art der Tätigkeit beeinflusst das Krankheitsgeschehen. Die Tatsache, dass sich die Situation bei Selbstständigen am besten gestaltet, ist ein Hinweis darauf, dass Verantwortung nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere gesundheitsfördernd ist. Es ist nicht überraschend, dass die Arbeitsverhältnisse unserer Probanden und Probandinnen im hohen Maße gegendert sind. Das heißt, Männer sind in unserem Sample weitaus häufiger selbstständig oder zumindest in Vollbeschäftigung. Frauen dagegen arbeiten in Teilzeit, sind öfter berentet oder im Ehrenamt tätig. Entgegen allen Ideologien ist die Verantwortung für Haushalt und Familie weniger hilfreich für die Rehabilitation als die Erwerbstätigkeit. Dies ist nur ein Beispiel für die Wichtigkeit soziale Indikatoren zu erheben, die letztendlich Auswirkungen auf die seelische und körperliche Befindlichkeit haben können. Die Reduktion nur auf depressive Erkrankungen greift zu kurz, denn mithilfe der soziologischen Befunde wäre es möglich, im Vorfeld präventiv wirksam zu werden. Möglicherweise wäre die Beschäftigung eines Sozialarbeiters/einer Sozialarbeiterin in diesem Feld nicht sehr teuer, aber wirkungsvoll.

Eine Chart-Review der Krankenakten unserer Klientel (n=60) hat eindeutig belegt, dass soziale Ereignisse fast gar nicht erfragt werden. Auf der Grundlage der soziologischen Befunde wird es möglich sein, signifikante Indikatoren für die soziale Schlechterstellung für die Patientinnen und Patienten in der gebotenen Knappheit, aber treffsicher zu erheben.

Bei der Chart-Review der Krankenakten unserer KlientInnen hat sich gezeigt, dass im Arzt-Patienten-Gespräch soziale Ereignisse kaum erhoben werden, psychische nur selten. Wesentliche Veränderungen in Bezug auf disease, d. h. das medizinisch relevante Krankheitsbild dominieren. Zu wenig werden Hinweise auf illness erhoben, mit anderen Worten: auf die subjektiv erlebte Krankheitserfahrung. Gerade aber bei chronischen Erkrankungen, zum Beispiel auch chronischen Schmerzkrankungen ist die subjektive Krankheitserfahrung Therapie-relevant. Die im Englischen mögliche Unterscheidung zwischen disease und illness korrespondiert mit der in der deutschen Sprache üblichen Differenzierung von Körper und Leib. Die Medizin interessiert sich für den Körper, den der Mensch hat, aber der Mensch, der Kranke erlebt seinen Leib. Das Übergehen dieser Unterschiede hat auch Folgen für die Therapien nach der Transplantation. Die Nephrologen interessieren sich für das Körperteil im neuen Körper, während der Patient sich mit dem »Geschenk« eines fremden Organs in seiner Leiberfahrung auseinandersetzen muss (Motakef 2008). Seine Selbst-

reflexion hat Auswirkungen auf die Akzeptanz der Lebenssituation überhaupt und damit auf die Befindlichkeit. Ihr müsste demnach sozialwissenschaftlich zur Sprache verholten werden.

Interdisziplinäre Kooperationen sind nicht nur in unserem Transplantationsprojekt, sondern in der Soziomedizinischen Genderforschung überhaupt von zentraler Bedeutung. Das schließt nicht aus, dass es Forschungsergebnisse gibt, die zunächst nur für die Pharmakologie relevant sind oder entsprechend für die Soziologie oder die Nephrologie. Die analytische Trennung von sex und gender sowie von Körper und Leib unterschlägt die Tatsache, dass im Erleben ein und derselben Person alles miteinander verschränkt auftritt. So fragen wir uns – ohne dies bereits jetzt beantworten zu können, wie die Medikation die nach der Transplantation dauerhaft nötig ist, mit sozialen Erfahrungen korrespondiert, die sich physiologisch niederschlagen. Um Konvergenzen dieser Disziplinen bestimmen zu können, entstehen theoretische Fragestellungen, für die es bislang kaum Antworten gibt. Für die Forschung ist die analytische Differenzierung von sex und gender zum Beispiel einfacher, als beides bei der Definition von Krankheit und den Erscheinungsformen der Symptomatik kohärent zu beschreiben und zu erforschen. In der Soziomedizinischen Genderforschung wird in Zukunft, d. h. wenn mehr empirische Ergebnisse zu sex und gender, zu Körper und Leib vorliegen, ein riesiger Theoriebedarf entstehen. Systematisch formuliert – Soziomedizinische Genderforschung darf sich nicht auf empirische Forschungen reduzieren lassen.

Innovation als Lust auf Zukunft

Jean Paul Sartre hat einmal angemerkt, dass die Jugend Sehnsucht nach der Zukunft habe. Eben diese Sehnsucht ist es, die so beschwingt und Kraft verleiht, dass der eigene Mut zum Risiko oft weder gefühlt wird, noch bewusst ist. Dieser Gedanke lässt sich auch auf die Wissenschaften übertragen. Es gibt Fächer, die im Status der Jugend sind, d. h. im Selbstentwurf, und andere, die einerseits die Konventionen pflegen, andererseits im Zuge der Zeit auch wieder jugendlich werden. Übertragen auf die Genderforschung darf ich sagen, dass es sich um eine junge Fachrichtung handelt, in der in den vergangenen Jahrzehnten viel Mut bewiesen wurde, ohne dass die VertreterInnen sich der Risiken selbst bewusst wurden. Die »Nebenwirkungen« – Kämpfe in den scientific communities, Abwertung der Erkenntnisse, Karrierebrüche – werden schnell zur Seite geschoben. In der in den letzten zehn Jahren entstehenden Gender Medicine ist eben das auch wieder passiert, obwohl die Sanktionen der etablierten me-

dizinischen Fächer nicht immer übersehen werden konnten.

Wenn ich mir eine Unterscheidung der Innovationsforschung zueigen mache, nämlich die zwischen Innovation und Invention, darf ich daraus folgern: Die Breite und Spezialisierung der Gender Medicine – bislang vorrangig bezogen auf sex – befindet sich bereits in der Phase der Invention. Die Phase der ersten Impulse und Ideen, also die der Innovation, ist bereits voll im Gange, denn die Variable sex wird bereits realisiert in der großen Breite der medizinischen Spezialisierungen. Es gibt nicht nur Untersuchungen zu bestimmten Krankheiten, sondern die Frage nach sex und gender ist herunter gebrochen bis zur Ebene der Molekularbiologie. Diese Entwicklung wird nicht aufhaltbar sein, sondern im Gegenteil: Es eröffnen sich für die Zukunft riesige Forschungsfelder. Für die Umsetzung weiterer innovativer Forschungsfragen ist also weniger Mut zum Risiko verlangt, als vielmehr weiterhin Sehnsucht nach der Zukunft. Mithin entstehen auch neue reale Karrierechancen durch die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Forschung selbst. Die im Erkenntnisprozess zu verwirklichende symbolische Gleichstellung von Frauen und Männern befördert demnach auch die konkrete Gleichstellung im Wissenschaftssystem, weil mit der Durchsetzung dieser Orientierung ein Prestigege Gewinn verbunden sein wird. Spätestens dann, wenn Männer vermehrt zuströmen werden – und das ist absehbar – können wir uns dessen sicher sein.

Die Soziomedizinische Genderforschung arbeitet noch unter der Rubrik der Innovation. Denn es geht nicht nur darum, Frauen und Männer zum Gegenstand von Forschung zu machen, sondern aus meiner Sicht leitet sie eine zweite Generation der Genderforschung ein. Die Variable Geschlecht ist eingebunden in interdisziplinäre Forschungen, die nicht – wie in den frühen Tagen der Frauenforschung – in erster Linie spontan, sondern intentional sind. Bestehende Forschungsfragen der Medizin und der Sozialwissenschaften fordern heraus, die jeweiligen Zwecke und Mittel in einer bisher nicht bekannten Form miteinander zu verknüpfen. Wenn wir uns vor Augen führen, dass es sich – wie z. B. in der Schmerzforschung – um eine Interaktion von Genetik, Physiologie, Anatomie, Neurologie, Endokrinologie, Psychologie und Sozialwissenschaften handelt, dann sehen wir, dass wir es nicht nur mit neuen Forschungszielen zu tun haben, sondern um einen Aufbruch in vollkommen neue Methoden und Methodologien. Pointiert wird diese Einsicht dadurch, dass aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive die Variablen Lebensstil, Ethnie, Alter, Individualität und ähnliches mehr hinzukommen. Selbstverständlich sind sex und gender immer inkludiert und die Soziologie

wird sich für eine Variante in der Medizinsoziologie öffnen müssen, die ich vorläufig Krankheitssoziologie nennen möchte. Das ist etwas anderes als die bisherige Gesundheitsforschung, weil die Sozialwissenschaften hier gezwungen sind, sich auch empathisch und emphatisch auf die Erkenntnisbefunde der Mediziner einzulassen.

Ohne Zweifel kann es sich dabei nicht nur – so schwierig dies im Einzelfall auch sein mag – um die interdisziplinäre Begegnung von Köpfen handeln. Mit den nicht mehr ganz jungen Disziplinen verbinden sich habituelle Prägungen in Bezug auf soziales Verhalten, Selbstverständnis, wissenschaftliche Handlungsnormen, also Kommunikation überhaupt. Angesichts der gegenwärtig zu beobachtenden Schwierigkeiten, das Etikett Interdisziplinarität wirklich mit Interdisziplinarität zu füllen, sind die sozialen Hemmnisse zur Kooperation weit stärker zu bewerten als die intellektuellen und wissenschaftlichen. Interdisziplinäre Kooperationen haben oft zu Streitlust geführt. Das ist nicht immer schädlich, denn es kann auch motivieren. Hinzukommen muss jedoch ein gezieltes Interesse, ja, eine Sehnsucht nach sozialen Kompetenzen in fremden akademischen Milieus. Ohne diese wird die zweite Generation der Genderforschung nicht reüssieren.

Die zweite Generation der Genderforschung zu »diagnostizieren«, ist gleichbedeutend mit der Gewissheit, dass die Genderforschung weiterhin ein Zukunftsprojekt ist, das Chancen eröffnet.

Marianne Legato sprach bei der Eröffnung des Stockholmer Kongresses visionär von einem »Tanz« der Disziplinen. Die Weiterentwicklung des Paradigmas der Soziomedizinischen Genderforschung könnte dafür ein Auftakt sein.

Literatur

- Baron-Cohen, Simon (2004): Vom ersten Tag an anders: Das weibliche und das männliche Gehirn. Freiburg: Walter
- Bauer, Joachim (2004): Das Gedächtnis des Körpers. München: Piper
- Berkley, Karen (2008): »Sex and Gender Differences in Pain.« *Gender Medicine* 5 (3), 305
- Biller-Andorno, Nikola/S. Kling (2004): »Who gives and Who receives?« Thomas Gutmann et al. (Hrsg.): Ethical, Legal, and Social Issues in Organ Transplantation. Lengerich: Papst Science Publishers
- BMFSFJ (2002): Bericht zur gesundheitlichen Situation von Frauen in Deutschland: Eine Bestandsaufnahme unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Entwicklungen in West- und Ostdeutschland. Stuttgart: Kohlhammer
- Decker, Oliver/Manfred Beutel/Merve Winter et al. (2008): »Sex sells? Geschlechterunterschiede und Anreizmodelle: Die Einstellungen der Deutschen zur Organspende.« *Transplantationsmedizin* 20, 53-58

- De Miglio, M.R./P. Virdis/D.F. Calvisi et al. (2006): »Mapping a Sex Hormone-Sensitive Gene Determining Female Resistance to Liver Carcinogenesis in a Congenic F344.BN-Hcs4 rat.« *Cancer Res* 66, 10384-10390.
- Duden, Barbara (2002): *Die Gene im Kopf – der Fötus im Bauch: Historisches zum Frauenkörper*. Hannover: Offizin
- Duden, Barbara (2004): »Frauen->Körper: Erfahrung und Diskurs (1970-2004).« Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS, 504-518
- Ghods, A.J./D. Nasrollahzadeh (2003): »Gender Disparity in a Live Donor Renal Transplantation Program: Assessing From Cultural Perspectives.« *Transplantation Proceedings* 35, 2559-2560
- Gratwohl, Alois/Bernd Döhler/Martin Stern et al. (2008): »H-Y as a minor histocompatibility antigen in kidney transplantation: a retrospective cohort study.« *The Lancet* 372 (9632), 5 July, 49-53
- Hermann-Lingen, Christoph (2008): »Psychotherapeutische Aspekte der Psychokardiologie.« In: G. Rudolf/P. Henning: *Psychotherapeutische Medizin und Psychosomatik*. Stuttgart: Thieme, i. E.
- Hurrelmann, Klaus/Petra Kolip (Hrsg.) (2002): *Geschlecht, Gesundheit und Krankheit: Männer und Frauen im Vergleich*. Bern: Hans Huber
- Jahn, Ingeborg (2002): »Methodische Probleme einer geschlechtergerechten Gesundheitsforschung.« Klaus Hurrelmann/Petra Kolip (Hrsg.): *Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich*. Bern: Hans Huber, 142-156
- Janshen, Doris/Kordula Merk/Mona Motakef (2007): »Soziomedizinische Genderforschung – ein interdisziplinäres Muss.« *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 25 (1), 83-97.
- Jindal, Rahul/John J. Ryan/Imran Saijad (2005): »Kidney Transplantation and Gender Disparity.« *Nephrology* 25, 474-483
- Kayler, Luise K./Herwig-Ulf Meier-Kriesche (2002): »Gender imbalance in living donor renal transplantation.« *Transplantation* 73, 248-252
- Koelsch, B.U./C. Fischer/M. Neibecker et al. (2006): »Gender-specific polygenic control of ethylnitrosourea-induced oncogenesis in the rat peripheral nervous system.« *Int J Cancer* 118, 108-114
- Kwong, O.J./J.Y. Kwak/C.M. Kang (2005): »The Impact of Gender and Age Matching for Long Term Graft Survival in Living Donor Renal Transplantation.« *Transplantation Proceedings* 37, 726-728
- Landtag NRW (Hrsg.) (2004): *Zukunft einer frauengerechten Gesundheitsvorsorge in NRW*. Wiesbaden: VS
- Legato, Marianne (2002): *Evas Rippe: Die Entdeckung der weiblichen Medizin*. Köln: Kiepenheuer & Witsch
- Legato, Marianne (2007): *Varför kvinnor alltid kommer ihåg och män alltid glömmar*. Stockholm: Prisma [Warum Frauen immer erinnern und Männer immer vergessen]
- Motakef, Mona (2008): »Körper als Gabe? Die Konstruktion von Nieren im Diskurs der Organtransplantation.« Ilse Modelmog/Diana Lengersdorf/Mona Motakef (Hrsg.): *Annäherung und Grenzüberschreitung*. Essen: Essener Kolleg für Geschlechterforschung, 130-142
- Poole T.M./N.R. Drinkwater (1996): »Two Genes Abrogate the Inhibition of Murine Hepatocarcinogenesis by Ovarian Hormones.« *Proc Natl Acad Sci U S A* 93, 5848-5853
- Regitz-Zagrosek, Vera/Judith Fuchs (Hrsg.) (2006): *Geschlechterforschung in der Medizin*. Frankfurt: Peter Lang
- Regitz-Zagrosek, Vera/E. Lehmkuhl/H.B. Lehmkuhl (2008): »Heart failure – are there gender aspects?« *Internist* 49 (4), 422-428
- Robert Koch Institut (2003): *Gesundheitsberichterstattung des Bundes: Organtransplantation und Organspende*. 17. Berlin
- Schiebinger, Londa (2000): *Frauen forschen anders*. München: Beck
- Schinzel, Britta (2008): »Transdisziplinäre Fragestellungen der Genderforschung in Technik – und Naturwissenschaften.« Ilse Modelmog/Diana Lengersdorf/Mona Motakef (Hrsg.): *Annäherung und Grenzüberschreitung*. Essen: Essener Kolleg für Geschlechterforschung, 36-56
- Schofield, Toni/Robert W. Connell/Linley Walker et al. (2002): »Das Konzept des Geschlechterverhältnisses in Forschung, Politik und Praxis.« Klaus Hurrelmann/Petra Kolip (Hrsg.): *Geschlecht, Gesundheit und Krankheit*. Bern: Huber, 67-83
- Schmerl, Christiane (2002): »Die Frau als wandelndes Risiko: Von der Frauenbewegung zur Frauengesundheitsbewegung bis zur Frauengesundheitsforschung.« Klaus Hurrelmann/Petra Kolip (Hrsg.): *Geschlecht, Gesundheit und Krankheit*. Bern: Huber, 32-52
- Schmitz, Sigrid (2002): »Hirnforschung und Geschlecht: Eine kritische Analyse im Rahmen der Genderforschung in den Naturwissenschaften.« Ingrid Bauer/Julia Neissl (Hrsg.): *Gender Studies – Denkachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung*. Innsbruck: StudienVerlag, 109-126
- Schmitz, Sigrid/Schinzel, Britta (2004): *Grenzgänge: Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaft*. Königstein: Ulrike Helmer
- Solomon, Louis M./Rebekka C. Noll/Rebecca Guttman (2008): »The Weaker Sex: Is Being a Male a Legally Cognizable Defect, Impairment, or Disability?« *Gender Medicine* 5 (3), 200-209
- Weiss L.A./L. Pan/M. Abney et al. (2006): »The Sex-Specific Genetic Architecture of Quantitative Traits in Humans.« *Nat Genet* 38, 218-222
- Winzen B./B. Koelsch/A. Kindler-Röhrborn (2006): »Gender-specific Oligogenic Control of Resistance to Ethylnitrosourea-Induced Oncogenesis in the Rat Peripheral Nervous System.« Vera Regitz-Zagrosek/Judith Fuchs (Hrsg.): *Geschlechterforschung in der Medizin*. Frankfurt: Peter Lang, 119-31

Doris Lucke

Gehälterungleichheit und Geschlechtergerechtigkeit

Über die Ungleichheit unter den Menschen – auch zwischen den Geschlechtern – ist unter dem Schlagwort: „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit!“ schon viel geschrieben und z. T. heftig darüber gestritten worden, ob Ungleiches gleich – das wollte der Gleichheits-Feminismus – oder Ungleiches ungleich behandelt werden soll – das sagt vereinfacht der Differenz-Feminismus. Trotzdem sorgt das Thema GELD und GESCHLECHT immer noch für Verwirrung und ist für so manche Überraschung gut.

Laut Eurostat 2008 verdienen Frauen in Deutschland durchschnittlich 22 % weniger als Männer. Mit 23 % bzw. 24 % Einkommensdifferenz zu einem noch etwas ungünstigeren Ergebnis kommen eine soeben veröffentlichte Untersuchung des Nürnberger Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) sowie eine Studie der Universität Koblenz. Frauen haben also bis zum heutigen Stichtag – in diesem Jahr ist dieser daraufhin festgelegte Equal Pay Day der 20.3., Frühlingsanfang – entweder umsonst gearbeitet. Oder andere Variante: Um auf dasselbe Einkommen wie Männer zu kommen, müssen Frauen fast 1/4 länger arbeiten. So viel höher ist die weibliche Lebenserwartung aber nun auch wieder nicht! Dritte Lesart: In der Boulevard-Zeitung EXPRESS war zur Unterhaltsreform zu lesen: Frauen müssen schneller wieder *arbeiten*. Vielleicht war ja auch gemeint, sie müssen wieder *schneller* arbeiten?!

Wie dem auch sei, Fakt ist: Wird aus dem Unternehmer eine Unternehmerin, bedeutet das im Durchschnitt ein Minus von 1.985 Euro im Monat. Bei einer Architektin sind es 1.148 Euro, bei einer Wirtschaftsprüferin 1.566 Euro und bei einer Köchin 1.341 Euro weniger. Die auf Angaben der ZEIT vom 6. März 2008 beruhende Liste ließe sich fortsetzen. Unter dem Strich ergibt dies summa summarum: Men More – Ladies Less. Die Gleichung geht, wenn nicht arithmetisch, so doch alliterativ auch muttersprachlich auf: Mehr = männlich, weniger = weiblich und zeigt zugleich die Universalität dieser Regel. So hatten wir uns das mit dem Differenz-Feminismus nicht vorgestellt!

Als Ungleichungen spiegeln sich diese Rechnungen in Einkommensspiegeln – und die sind für das weibliche Geschlecht wahrhaft keine schmeichelnden. Schlimmer noch! In Form von Wahrnehmungsweisen und sie prägenden Erwartungshaltungen wurden die Gehaltsformeln soweit internalisiert und sind bis hin zu weibliche

Lohnforderungen begleitenden Gerechtigkeitsvorstellungen so fest im Bewusstsein verankert, dass die Tatsache, dass Frauen zu Hause und in der Familie entweder umsonst, „gratis“, oder auf dem Erwerbsarbeitsmarkt für bedeutend weniger Geld als Männer arbeiten, wenn überhaupt, dann nur zufällig auffällt, während die hinter der faktischen Benachteiligung stehende Logik von No oder Low Budget weithin in Dunkelziffern verborgen bleibt. Offenkundig wird die heimlich aufgemachte Rechnung: Mehrwert männlich, Gebrauchswert weiblich im Schadens- und Versicherungsrecht, wenn eine Familienhausfrau durch Fremdeinwirkung Dritter – etwa bei einem Unfall – ums Leben kommt und das bisschen „Gedöns“, das sie zuvor gegen Kost, Kleidung und Logis und natürlich aus Liebe geleistet hat, plötzlich nicht mehr zum Null-Tarif zu haben ist, sondern in Arbeitsstunden umgerechnet und bezahlt werden muss, oder wenn der fürs Elterngeld vorgesehene Etat von Finanzminister Steinbrück plötzlich nicht ausreicht – und zwar nicht deshalb, weil so viele, sondern so wenige Väter mit entsprechend höherem prozentual anzurechnenden Ausgangsverdienst – statt der vielen eingeplanten und entsprechend weniger verdienenden Frauen – in Elternzeit gehen.

Ganz offensichtlich werden hier – in einer interessanten Deutungsvariante von Diversity – Äpfel mit Birnen verglichen und mit zwei völlig verschiedenen Währungen gehandelt. A wie Apfel sagt, wer als Alpha-Mann in die A-Liga kommt, B wie Birne darf als Beta-Frau nur in der B-Liga mitspielen. Dabei legen Männer jedoch keineswegs nur die Umrechnungskurse fest, indem sie über Fragen von Lohnange-messen-heit und Gehaltsge-rechtigkeit entscheiden. Mit der Deutungshoheit über das in einer Gesellschaft Richtige und Wichtige entscheiden sie zuvor schon grundsätzlich darüber, was überhaupt Arbeit und eine zu entlohrende Leistung ist. Die dabei herauskommende Gehaltsdifferenz ist also man made und weder ein Naturgesetz noch eine rechnerische Konstante.

Anderes Geschlecht, anderes Gehalt! klingt logisch – aber eben nur beim ersten Hören. In Wirklichkeit reicht die auf diese Weise erschaffene Welt über die Bedeutung von Währungszonen weit hinaus. Sie misst nicht nur mit zweierlei Maß, sie ist zugleich voller Gender Paradoxien. Frauen besitzen in diesem Gesellschaftsspiel das falsche Geschlecht und haben vor allem in den Zentren der Macht und des großen Geldes schlechte Karten.

Sie sind 2. Wahl *und* 2. Klasse. Von männlichem Geschlechte abzustammen, adelt. Die Erhebung von Frauen in den Männerstand ist eine Gender Gentrification und kommt einem Ritterschlag gleich. Michelle ist auf einem SPIEGEL-Cover „Obamas bester Mann“.

Verstärkt wird dieser Gender Gap durch einen Gender Lag. Die Frau, die ewige Zweite, Frauen, das betrogene Geschlecht. Angela Merkel – eine meiner Lieblings-Thesen – konnte u. a. nur deshalb Kanzlerin werden, weil die Macht zum Zeitpunkt ihrer Wahl längst in die Wirtschaft abgewandert war. Dort sind Frauen – als Hinweis auf die umkehrschlusslogische Bestätigung meiner These – etwa in DAX-notierten Unternehmen ähnlich wie auf den Vorstandsebenen der „systemrelevanten“ – völlig neuer Bedeutungsgelb – Banken bis heute nur in homöopathischen Dosen anzutreffen. Wäre es anders, würde, was Männern dort an Boni gewährt wird, Frauen als Malae abgezogen. Unter diesen Voraussetzungen können wir nur hoffen, dass nicht genau in dem Moment, wo wir uns der Einkommensgleichheit von unten angenähert haben werden, die Geldwirtschaft zusammenbricht. Deshalb ist: „Equal Pay NOW!“ das Gebot der Stunde.

Geld ist, wie Macht oder auch Recht, ein, wenn nicht *das* gesellschaftsweit, mithin auch geschlechterübergreifend generalisierte Kommunikationsmedium par excellence. Es hat per se kein Geschlecht. Geld gilt – noch –, und es verschafft Geltung. Es ist die Leitwährung Nr. 1 für die innerhalb einer Gesellschaft gezollte Wertschätzung. Geld umgekehrt vorzuenthalten ist eine besonders deutliche Form der Missachtung und der in Zahlenrelationen ausgedrückten Geringschätzung. Trotz Wertewandel hin zu einem angeblichen Postmaterialismus wird der Kampf um gesellschaftliche Anerkennung – auch zwischen den Geschlechtern – bis auf weiteres in Euro geführt. Selbst das „Vergeltsgott“ kommt nicht ganz ohne Vergeltungsgedanken aus. Money Matters – Gender aber eben auch! Wenn's um's Geld geht, läuft das Geschlecht als soziale Superstruktur stets mit. Das gilt auch da, wo dies prima facie nicht als solches erkennbar wird.

Das Geld Nehmen wird dabei bezeichnenderweise nur bei Frauen moralisiert und auch das mehr Gehalt Fordern hat nur, wenn Frauen es wagen, etwas irgendwie unanständig Materialistisches. Das hässliche Gesicht der Monetarisierung zeigt sich in der versiegten Diskussion um Lohn für Hausarbeit, beim Erziehungsgeld, dem kein leistungsgerechtes Erziehungsgelb entspricht, aber auch darin, dass bei der ehrenamtlichen Arbeit dem Mann die Ehre gebührt und der Frau das Amt. Am Ende bleibt ihr die Arbeit übrig. Der Ehren- und manchmal der Ehe-Mann sagen ihr dann, sie sei ohnehin unbe-

zahlbar. Dass Geld allein nicht glücklich macht, sollen vor allem Frauen glauben.

Das Gehalt auf dem Wege der indirekten Diskriminierung in einem Akt des offenbar falsch verstandenen Gender Budgeting mit dem Geschlecht an ein nicht erworbenes, sondern an ein zugeschriebenes Merkmal zu knüpfen, ist ein Faustschlag gegen die Leistungsideologie *und* gegen die Geschlechtergerechtigkeit. Das auch nach Umkehr der Beweislast juristisch nur schwer nachweisbare Junktim von Gehalt und Geschlecht widerspricht allen Statuszuweisungs-, Allokations- und Distributionsregeln unserer erwerbsarbeits- und leistungszentrierten Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung. Wären nicht praktisch ausschließlich Frauen die Betroffenen: erfolgreiche Verfassungsklagen wären die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit eintretende Folge.

Einkommen verdeckt nach Geschlecht zu differenzieren und daran dann, in den Strukturen des Erwerbsarbeitsmarktes und den dazu passenden Normalbiographien eingelassen und dadurch geschlechtsneutralisiert, regelmäßig geldwerte Vor- und Nachteile zu knüpfen, ist eine sehr grundlegende Unterscheidung da, wo der seit Alice Schwarzer sprichwörtliche „kleine Unterschied“ gerade keinen Unterschied mehr machen und vor allem keine so „großen Folgen“ haben dürfte. Genauso gut wie entlang der Grenzziehung am Merkmal Geschlecht könnte man Gehaltsdifferenzierungen am Anfangsbuchstaben des, sagen wir, zweiten Vornamens festmachen.

Die Lohn- und Gehaltsbindung an das Geschlecht ist ein skandalöser Verstoß gegen Equality und widerspricht dem Gleichheitssatz des Art. 3 Abs. 2 GG ebenso wie der EU-Richtlinie Nr.141 Abs. 1 des EG-Vertrages von 1957. Was sich in den eingangs zitierten, in Deutschland und europaweit erhobenen aktuellen Statistiken offenbart, hat zwar mit dem Ehe- und Familienrecht, das mit seinen nach Geschlecht differenzierenden Gesetzesformulierungen ein Viertel Jahrhundert verfassungswidrig war, eine bundesdeutsche Tradition. Es ist trotzdem nicht recht, sondern ganz einfach nur billig. Auf einem Poster der British Conservative Party ist zu lesen „WOMEN: Like Men, only cheaper“. Dass Frauen nicht einparken können, glauben sie – unter dem Einfluss populärwissenschaftlicher Publikationen – inzwischen selbst. Aber wehe, sie fangen auch noch zu rechnen oder gar zu rechten an!

Die 22 % bis 24 % Gehaltsdifferenz lassen sich de facto weder fachlich, qualifikatorisch, leistungsmäßig noch sonst wie rational begründen. Vielmehr handelt es sich um eine besonders eklatante Form geschlechtsspezifischer Diskriminierung. Die Vorenthaltung von Geld für erbrachte Leistung ist systematisch betriebener Lohnbetrug und Macht-

1 Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine für den Abdruck geringfügig überarbeitete Fassung eines powerpoint-unterstützten Vortrags zur Eröffnung der Abendveranstaltung des Equal Pay Day im Bonner Haus der Geschichte am 20.3.2009, die von den business und professional women (bpw) organisiert wurde.

missbrauch. Im Wort „Diskriminierung“ steckt das Lateinische *crimen*, also Verbrechen. Immerhin werden Frauen nach Maßstäben der Leistungsgerechtigkeit mit einem wohl verborgenen Diskriminierungsgrund, der nicht nur von ihnen subjektiv als illegitim empfunden wird, sondern *de lege lata* illegal ist, um $\frac{1}{4}$ des gerechten Lohns gebracht. Das, Gentlemen, sind keine Peanuts, und wir reden hier auch nicht von einem Kavaliersdelikt!

Wo – also – ist das fehlende Viertel? Ursachenforschung: Nimmt sich das Gehalt von Frauen in Damentaschen nur so gering aus, eine optische Täuschung also? Tilgen wir mit unseren Gehalts-einbußen eine seit Evas Sündenfall aufgetürmte Grundschuld? Handelt es sich bei dem abgesenkten Ladies Tarif um eine Mitmachprämie oder am Ende gar um eine versteckte Vergnügungssteuer? Mit dem Scharfsinn der zwar nicht mehr Ausgeschlossenen, aber immer noch ungerecht Behandelten erkennen wir: das Ganze hat System und Methode – und eine lange Geschichte, die selbst noch nicht Geschichte ist.

Was im Rahmen einer groß angelegten Rechtfertigungslehre von der Überlegenheit des Mannes und der Minderwertigkeit der Frau, einer patriarchalen Soziologie, seine legitimatorische Kraft auch ganz ohne vernünftige Gründe entfaltet und über die Jahrhunderte hinweg nicht nur in Old Europe mit Erfolg eingesetzt wurde, um Frauen zunächst vom Erwerbsarbeitsmarkt insgesamt, dann aus bestimmten Branchen und Berufen fern zu halten, ist ein genialer Masterplan, wie man ihn allenfalls der Eisernen Lady zutrauen würde. In Form fortbestehender Einkommensunterschiede hat diese heimliche Regieanweisung Nachwirkungen bis heute und muss im Angesicht leibhaftiger Frauen Power, etwa von Margaret Thatchers: „I want my money back!“, beim gegenwärtig erreichten Stand der Emanzipationsrhetorik – vom kleineren Hirn, das Frauen aus der Wissenschaft ausschließt (tatsächlich wurde nur das Mikrochip- und Nano-Zeitalter vorweggenommen), oder den periodischen Schwankungen ihrer Urteilskraft, die

sie für das Richteramt ungeeignet machen – nur etwas argumentativ recycelt und mit der Strategie des: Trenne und befriede, verschleierte und siege! umgesetzt werden.

Die Sache ist ganz einfach und geht im Stile eines Ratgebers so: Frauen erstmal hereinlassen: nicht zu viele – sie verderben, durch Berufssoziologie und Genderforschung empirisch belegt, die Preise. Nicht die besten nehmen – sie offenbaren vorhandenes Mittelmaß und stören die Kreise von Wettbewerb und männlicher Solidarität. Namensschilder der Neuen anbringen – Frauen sind Aushängeschilder. Deren Titel können Sie weglassen, Ihr eventuell vorhandener eigener kommt dann besser zur Geltung. Vorher müssen Sie natürlich spezielle Frauenzimmer einrichten. Die Belle Etage besetzt halten – wofür hat der Herr Gott den Platzhirsch erschaffen? Glasdecken einziehen, die Stiegen zum Aufstieg flach halten – Schwindelgefahr! Ein paar PR-Gags, Gender Mainstreaming, Diversity, installieren – damit kann man Best Practice-Preise gewinnen. Gleichzeitig aber das Damoklesschwert der Mutterschaft aufgehängt lassen – selbstverständlich diskret, kostendämpfender Tipp: Attrappe genügt und wirkt prophylaktisch und rückwirkend auch im Falle des Nicht-eintretens eines freudigen Ereignisses, schließlich: Fluchtwege frei halten (Stichwort: Elternzeit) und – abwarten: Das Problem löst sich von selbst!

Wie auf der für die Universität Bonn visualisierten Frauenschwund-Pyramide verschwinden die Frauen – in Unternehmen ist es ähnlich – mit jeder erreichten nächst höheren Stufe auf scheinbar unerklärliche Weise mit ca. Mitte 30. Dies ist neben der offiziell genannten Teilzeitarbeit und der strukturellen Trennung in finanziell attraktive Männerberufe und weiblich besetzte Leichtlohngruppen auch einer der Hauptgründe für die weiter bestehende Einkommensungleichheit und zugleich die Auflösung der Frage, wo das gesuchte Gehalts-Viertel geblieben ist: Es wurde im Bermuda-Dreieck des Gender Gap versenkt! ¹

Kontakt und Information

Prof. Dr. Doris Lucke
Universität Bonn
Institut für Politikwissenschaft
und Soziologie
Lennéstr. 27
53113 Bonn
Tel: 0228 - 7384-42 / -25 Sekr.
lucke@uni-bonn.de

15 Jahre Wissenschaftlerinnen-Datenbank:

»Es tut mir leid, aber eine qualifizierte Wissenschaftlerin mit diesem Schwerpunkt gibt es einfach nicht«.

»Es tut mir leid, aber eine qualifizierte Wissenschaftlerin mit diesem Schwerpunkt gibt es einfach nicht«. Dieses auch heute noch in Berufungskommissionen häufig eingebrachte Argument war der Ausgangspunkt für ein Projekt, welches vor 15 Jahren an der Universität Dortmund startete. Mit dem Aufbau einer Wissenschaftlerinnen-Datenbank sollte das bestehende Potential hoch qualifizierter Wissenschaftlerinnen sichtbar gemacht werden und der Klage über den Mangel weiblicher Kandidatinnen die Grundlage entzogen werden.

Zugleich hofften die Projektinitiatorinnen mit der Bereitstellung eines entsprechenden Datenpools einen entscheidenden Beitrag zur Erhöhung des Frauenanteils bei Professuren und in wissenschaftlichen Führungspositionen leisten zu können.

Systematisch wurden deutsche Hochschulen angeschrieben und um Nennung der Promovendinnen und Habilitandinnen gebeten. Diese wurden über die Möglichkeit informiert, ihr wissenschaftliches Profil in der Datenbank zu präsentieren. Von Beginn an zielte die Wissenschaftlerinnen-Datenbank darauf ab, insbesondere jene Frauen zu unterstützen, die eine wissenschaftliche Karriere verfolgen. Im Gegensatz zu anderen Expertinnen-Datenbanken galt und gilt deshalb – bis auf wenige Fächer, in denen dies nicht üblich ist – die Promotion als Eingangsvoraussetzung für die Aufnahme in die Datenbank.

So entstand seit 1994 mit unterschiedlichen Projektfinanzierungen eine Datenbank, die wissenschaftliche Profile von mitunter 7.000 Frauen enthielt. Bei einer aktuellen Ausschreibung konnten Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte Wissenschaftlerinnen mit passender Qualifikation selbst recherchieren oder recherchieren lassen und geeignete Kandidatinnen dann gezielt ansprechen. Expertinnen für die Mitarbeit in Gremien, Kommissionen oder Ausschüssen konnten ebenso gefunden werden, wie Gutachterinnen oder Beraterinnen.



Dass die Gleichung „attraktive vakante Professuren + Kenntnis des weiblichen Wissenschaftsnachwuchses = signifikante Erhöhung des Professorinnenanteils“ nicht aufging, zeigt die sehr schleppende Entwicklung der einschlägigen Zahlen: Von 1994 bis 2006 stieg der Frauenanteil bei den Habilitationen von 13,5 % auf 22,2 %. Ganze 4,3 % aller deutschen Professuren waren 1994 von Frauen besetzt. Bis 2008 stieg diese Zahl auf immerhin 16 % an.

Innerhalb dieses Zeitraums wurden wichtige gesetzliche Regelungen durchgesetzt, Sonderprogramme ins Leben gerufen und richtungsweisende Empfehlungen zur Förderung der Geschlechtergerechtigkeit in Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen ausgesprochen. Sie dokumentieren einerseits den politischen Veränderungswillen, belegen aber andererseits die Veränderungsresistenz in der Frage der Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in Forschungs- und Wissenschaftseinrichtungen.

Aber auch die Ansprüche an eine Wissenschaftlerinnen-Datenbank haben sich in den letzten 15 Jahren stark verändert. Ging es anfänglich darum aufzuzeigen, dass der Mangel an qualifizierten Frauen in vielen Fällen ein zu widerlegendes Argument war, so wurde es im Laufe der Zeit immer wichtiger, die Datenbank zu einem handhabbaren

1 »Databases of Women Scientists. Overview, Best Practise Guideline and Future Perspectives«, February 2005, <http://www.cews.org/cews/files/166/de/datawomsci.pdf> (30.03.2009)

Rechercheinstrument auszubauen und Hochschulen sowie zunehmend auch Forschungseinrichtungen für die aktive Arbeit mit der Datenbank zu gewinnen.

Als die Datenbank, die im Jahr 2000 in die Verantwortung des neu gegründeten Kompetenzzentrums Frauen in Wissenschaft und Forschung CEWS übergang, 2001 als Online-Plattform unter dem Namen www.femconsult.de installiert wurde, war ein wichtiger Schritt in diese Richtung getan. Fortan konnten ausschreibende Institutionen im bestehenden Datenpool recherchieren. Er enthielt anonymisierte Profile von Wissenschaftlerinnen aller Fachrichtungen aus Deutschland und dem deutschsprachigen Ausland. Bei der Recherche konnten unterschiedliche Kriterien berücksichtigt werden. Neben fachlicher Ausrichtung konnten beispielsweise Gremien Erfahrungen, Lehrpraxis oder relevante Berufserfahrung in Industrie und Wirtschaft abgefragt werden. Die Suchergebnisse wurden dann an das CEWS übermittelt, das anschließend die ausgewählten Wissenschaftlerinnen über die Ausschreibung bzw. eine aktuelle Anfrage informierte.

2004 wurde die Datenbank »Habilitation Frauen in Deutschland seit 1970ff« in Kooperation mit der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin in die Datenbank integriert.

In der Überzeugung, dass mit dem Zusammenwachsen des europäischen Forschungsraumes auch eine auf ganz Europa ausgerichtete Wissenschaftlerinnen-Datenbank notwendig und sinnvoll sei, führte das CEWS eine Bestandsaufnahme und Evaluation bereits bestehender Wissenschaftlerinnen-Datenbanken im Rahmen des Projektes »A study on databases of women scientists« in Zusammenarbeit mit sechs Partnerinnen aus fünf Ländern durch. In der anschließenden Publikation »Databases of Women Scientists. Overview, Best Practise Guideline and Future Perspectives«¹ sind Qualitätsstandards für den Aufbau neuer bzw. die Aktualisierung bestehender Wissenschaftlerinnen-Datenbanken definiert. In einer Machbarkeitsstudie wurden zukünftige Nutzungsmöglichkeiten von Wissenschaftlerinnen-Datenbanken, vor allem hinsichtlich eines einfacheren nationalen und internationalen Zugangs überprüft.

Im Rahmen dieser Untersuchung wurde deutlich, dass sich FemConsult als Rechercheinstrument für eine zunehmend aktivere Rekrutierungspolitik von Wissenschaftlerinnen an Hochschulen und Forschungseinrichtungen etabliert hatte. Zugleich offenbarte sich, dass insbesondere die Anonymisierung der Daten und die dadurch bedingte mangelhafte Transparenz des Verfahrens ein deutliches Hindernis im Gebrauch darstellten.

Um diese Einstiegsbarrieren zu senken, Hochschulen die Benutzung der Datenbank zu erleichtern und dadurch wiederum mehr Wissenschaftlerinnen in Professuren zu vermitteln, erfolgte im Jahr 2008 ein Relaunch der Datenbank.

Dabei wurde die bestehende Struktur komplett überarbeitet: Der Datenbestand wurde vollständig aktualisiert und alle Einträge personalisiert. Suchmasken und Ergebnisdarstellungen konnten verbessert und zusätzliche Qualitätsmerkmale integriert werden, die vorher unberücksichtigt bleiben mussten (etwa das erfolgreiche Einwerben von Drittmitteln oder Sprachkompetenzen). Hochschulen und Forschungseinrichtungen ist es seitdem jederzeit möglich, völlig eigenständig in der Datenbank zu recherchieren und in wenigen Schritten Kontakt mit den ausgewählten Wissenschaftlerinnen aufzunehmen. So lassen sich aktuelle Anfragen und Ausschreibungen schnell und gezielt an passende Kandidatinnen adressieren. Größere Eigenständigkeit wurde auch den Wissenschaftlerinnen eingeräumt, die ihre fachlichen Profile nun jederzeit selbstständig online ändern oder löschen können.

Insbesondere aber die direkte Vernetzung von ausschreibenden Institutionen und Wissenschaftlerinnen bietet diesen eine Reihe von Vorteilen:

- Sie sichern sich eine wichtige zusätzliche Informationsquelle für Vakanzen und Anfragen, die in der Regel nicht ausgeschrieben werden (z. B. Lehrstuhlvertretungen).
- Sie erhöhen ihre Sichtbarkeit, insbesondere bei Ausschreibungen, die gezielt an Frauen adressiert werden (z. B. aktuell im Rahmen des Professorinnen-Programms).
- Sie können der Anfrage entnehmen, von wem ihr Profil recherchiert wurde bzw. wer die Zusendung der Ausschreibung oder Anfrage über FemConsult veranlasst hat.
- Sie können bei einer Anfrage über FemConsult ein echtes Interesse an der Bewerbung voraussetzen.
- Nicht zuletzt ist gewährleistet, dass Ausschreibungen potenzielle Bewerberinnen rechtzeitig erreichen.

Sicher, ein Eintrag in FemConsult ist nicht der oft erhoffte Garant für die kurzfristige Berufung auf eine Professur (obwohl auch das nicht ausgeschlossen ist, wie Rückmeldungen belegen), aber er kann Wissenschaftlerinnen in wesentlichen Punkten gezielt unterstützen.

Kontakt und Information

Jana Girlich
 GESIS - Leibniz-Institut für
 Sozialwissenschaften Abteilung
 Fachinformation
 Kompetenzzentrum Frauen in
 Wissenschaft und Forschung
 CEWS
 Dreizehnmorgenweg 40-42
 D-53175 Bonn
 Tel: +49 (0) 228 2281 -525
 Fax: +49 (0) 228 2281 -550
jana.girlich@gesis.org

Barbara Budrich

Wissenschaftliches Publizieren – die Verlagsperspektive



Die Verlegerin Barbara Budrich

Publish or perish – dieser alte Wahlspruch für die akademische Karriere hat an Gültigkeit kaum verloren. Doch selbst erfahrene Autorinnen¹ stehen immer wieder vor der Frage, nach welchen Kriterien Verlage Publikationen auswählen, aus welchen Gründen sie sie ablehnen und wie die Konditionengestaltung zustande kommt. Natürlich gibt es Unterschiede in den unterschiedlichen Fachkulturen, so ist die Bedeutung des Veröffentlichens in Fachzeitschriften im naturwissenschaftlichen Bereich nicht mit den Usancen der Sozial- und Geisteswissenschaften zu vergleichen. Die Zahlen – Absatz- und Umsatzzahlen – dieser Fächer steht ebenfalls in keinem gleichrangigen Verhältnis. Ladenpreise für Bücher dürfen in den Sozial- und Geisteswissenschaften bestimmte Marken nicht über-, in den Wirtschaftswissenschaften nicht unterschreiten. Druckkostenzuschüsse, aus dem deutschsprachigen Verlagsraum nicht wegzudenken, sind im anglo-amerikanischen Raum in den hier üblichen Größenordnungen nicht vorstellbar. Und doch gibt es bei all diesen Unterschieden wichtige Gemeinsamkeiten. Im folgenden Beitrag versuche ich auf der Grundlage umfassender Verlagserfahrungen vor allem auf diese Gemeinsamkeiten abzuheben und die wichtigsten Punkte der Kooperation zwischen Autoren und Verlagen knapp anzureißen.

Den erfahrenen Leserinnen wird durch den Perspektivwechsel möglicherweise die ein oder andere Verlagsentscheidung klarer. Die noch nicht so Erfahrenen finden hier einige Hinweise, die ihnen den Einstieg in die Autorinnenkarriere hoffentlich erleichtern.

Verlegerisch tätig zu sein, bedeutet, kommunikativ tätig zu sein. Zwar arbeiten Verlegerinnen und Verleger für gewöhnlich mehr im Hintergrund und helfen beim Publizieren, anstatt selbst zu Schreibenden zu werden. Es würde mich dennoch freuen, wenn dieser kleine Beitrag helfen könnte, die Verlegerei insgesamt transparenter zu gestalten und Verlagsentscheidungen nachvollziehbarer zu machen.

Die hier dargestellten Abläufe gelten nicht allein für die Kooperation mit deutschsprachigen Verlagen zu Buchpublikationen: Vieles gilt so oder ähnlich auch für den internationalen

Raum, Vieles lässt sich auf das Veröffentlichen von Zeitschriftenbeiträgen oder digitalen Texten übertragen.

Der Beitrag skizziert zunächst die beiden Seiten der Medaille: die Kriterien des Verlages zur Auswahl von Manuskripten sowie die Kriterien von AutorInnen zur Auswahl von Verlagen, um anschließend die Möglichkeiten auszuloten, in der Diskussion zwischen Verlag und AutorIn die Konditionen des Publikationsangebots zu gestalten. Der Schluss schildert grob und stark verkürzt die Schritte von der Vertragsunterzeichnung bis zum fertigen Buch.

1 Manuskriptausswahl aus der Verlagsperspektive

Verlage bekommen täglich eine Vielzahl von Manuskripten angeboten, aus denen sie für ihr Verlagsprogramm auswählen müssen. Wenn eine Autorin weiß, nach welchen Kriterien die Auswahl vorgenommen wird, dann fällt es leichter, für ein Manuskript den geeigneten Publikationsort zu finden.

Wenn eine Autorin einem Verlag ein Manuskript anbieten möchte, so geschieht dies zunächst durch eine erste Kontaktaufnahme: Die Autorin fragt, ob ein generelles Interesse an der Veröffentlichung des Manuskripts besteht. Für eine erste Rückmeldung benötigt der Verlag ein Exposé: die Angabe eines (Arbeits)Titels, ein vorläufiges Inhaltsverzeichnis, ein Abstract. Ebenfalls hilfreich für eine Einschätzung ist der Entstehungszusammenhang des Textes – handelt es sich um eine

¹ Für diesen Beitrag wollen wir uns aus Gründen der Vereinfachung vielfach auf die weibliche Ansprache beschränken. Männer sind selbstverständlich mit gemeint.

Dissertation, einen Tagungsband, ein Lehrbuch, das aus dem eigenen Vorlesungsskript entstanden ist? Diese Angaben sollten einer Lektorin ausreichen, um generelles Interesse zu bekunden oder eine Absage zu formulieren. Ein konkretes Angebot wird die Autorin auf der Grundlage dieser Materialien noch nicht erwarten dürfen. Ist jedoch diese erste Hürde gemeistert, geht es weiter: Nun braucht der Verlag das komplette Manuskript und möglicherweise noch weitere Angaben, zum Beispiel zu Zielgruppen oder zu Vortragsreisen und Marketingaktivitäten, die die Autorin plant.

Wie viel Aufwand eine Autorin betreiben sollte, um ein Exposé für den Verlag ihrer Wahl zu erstellen, hängt von Manuskript und Verlag ab. So ist beispielsweise nicht für jedes Buchprojekt eine Konkurrenzanalyse sinnvoll: Die Konkurrenz für eine Forschungsarbeit ist völlig anders gelagert und interessiert in der Regel weniger als die Konkurrenzsituation für ein Lehrbuch.

Ein Exposé könnte zum Beispiel entlang des folgenden Gerüsts zusammen gestellt werden:

- (Arbeits)Titel
- Autorin (mit aktuellem Lehrort, falls relevant, kurze Vita)
- Abstract (kurz, max. eine halbe DIN A4-Seite)
- (vorläufiges) Inhaltsverzeichnis
- Entstehungszusammenhang (kurz, max. zwei Sätze)
- Begründung der Fragestellung (falls diese Angabe sinnvoll ist)
- Konkurrenzanalyse (wichtigste Literatur mit Abgrenzung; kann für Dissertationen, oft auch Forschungsarbeiten und Tagungsbände zumeist entfallen)
- relevante biografische Angaben zur Autorin
- relevante Vorlesungsplanungen, Konferenzen u.ä.

Wenn ein Projektvorschlag diese Gliederungspunkte enthält, knapp ist und gut verständlich, heißt das nicht, dass der Verlag dieses Projekt unbedingt realisieren wird. Die Lektorin hat aber dadurch die Möglichkeit, sich rasch einen Überblick über das Projekt zu verschaffen, sodass sie die zwei ersten Entscheidungen treffen kann: Passt das Buch ins Verlagsprogramm? Und passt es in die aktuelle Planung? Eine saubere Präsentation wirkt professionell – und das kann helfen, bei den ersten Publikationsschritten genau so wie in der späteren Zusammenarbeit.

Übrigens ist es für den Verlag gut, wenn die Datei mit den Publikationsinformationen nicht den Namen des Verlages trägt sondern den der Autorin bzw. des Projekts und wenn im Falle mehrerer Dateien, diese sinnvoll benannt sind. Je weniger einzelne Dateien, desto leichter ist die Anfrage zu handhaben.

Die Frage, ob ein Projekt in ein gegebenes Verlagsprogramm passt, kann auch die Autorin selbst beantworten, indem sie sich die Literatur anschaut, mit der sie gearbeitet hat. Aus welchen Verlagen stammen Bücher und Zeitschriften, die den größten Teil des eigenen Literaturverzeichnisses ausmachen? Vielfach werden dies genau jene Verlage sein, die generell für ein derartiges Projekt als Veröffentlichungspartner in Frage kommen.

Doch neben der groben Thematik sollte die Autorin auch auf den Zuschnitt der Arbeit achten, denn das tun die Verlage auch – ist es doch mit entscheidend für das Umsatzpotenzial eines Buches. Ein Verlag, der sich auf die Publikation von Lehrbüchern spezialisiert hat, wird vermutlich keine Forschungsarbeit veröffentlichen. Ein Verlag, dessen Schwerpunkt im Bereich des wissenschaftlichen Sachbuches liegt, hat kaum Verwendung für einen Sammelband, der aus einer Sektionstagung hervorgegangen ist. Und ein Verlag, der eine Fundgrube für spezifische Forschungsliteratur in einem thematischen Bereich ist, mag nicht der geeignete Ort sein, um ein Lehrbuch zu platzieren.

Verlage unterscheiden ganz grob drei Buchtypen:

1. Forschungs- und Qualifikationsarbeiten, Tagungsdokumentationen,
2. Monografien mit einer größeren thematischen Breite, konzipierte Sammelbände,
3. Lehr-, Hand- und Studienbücher – die „klassischen Longseller“ im Bereich der Fachpublikationen.

Bücher aus dem ersten Segment benötigen häufig eine Subvention, um publiziert werden zu können: Ihre potenzielle Kundschaft ist zahlenmäßig eng begrenzt, sodass mit dem Umsatz allein schwerlich die Kosten erwirtschaftet werden können, die das Buch verursacht. Häufig erwarten die Verlage heutzutage auch, dass solche Titel von Autorinnenseite formatiert werden; dazu halten Verlage entsprechende Formatierungsvorgaben bereit und beraten die Autorinnen bei den notwendigen Arbeiten – eine weitere Entlastung der wirtschaftlichen Kalkulation dieses Titels. Im englischsprachigen Raum werden sie derartige Titel eher selten publiziert finden und wenn, dann in spezifischen Buchreihen, häufig mit festem Einband und hohen Ladenpreisen. Der Brauch, Dissertationen quasi in ihrer Originalform zu veröffentlichen, ist im angloamerikanischen Raum nicht anzutreffen. Eine Dissertation würde allenfalls als gründlich überarbeitetes und erweitertes „second book“ publiziert werden können.

Bei Büchern aus der zweiten Kategorie kann das Verlagsangebot sehr unterschiedlich ausfallen – je nach dem, welches Umsatzpotenzial der Verlag dem einzelnen Titel zutraut. Da kann ein Angebot von der Notwendigkeit eines Zuschusses bis hin zu einem Angebot reichen, bei dem der Verlag die

Formatierung übernimmt und ein Erfolgshonorar auszuschütten bereit ist.

Die Titel des dritten Typs sind die Bücher, die Verlage häufig die meiste Arbeit machen – hier muss aufwändige Lektoratsarbeit betrieben werden, um bestmögliche Didaktisierung und Verständlichkeit zu gewährleisten; hier muss der Verlag die Formatierung betreuen, damit die Inhalte in möglichst optimale Form umgesetzt werden und nach der Publikation wird für diese Bücher häufig der größte Aufwand betrieben, um die Zielgruppen der Lehrenden und Studierenden zu erreichen. Ein erfolgreich eingeführtes Lehr-, Hand- oder Studienbuch hat das größte Absatzpotenzial und das Potenzial zu regelmäßigen Neuauflagen, die eine lange Lebensdauer erwarten lassen.

Nach der Kombination von thematischem Rahmen und Buchtypen ist es für die Autorin möglich, die Zahl der für dieses Projekt in Frage kommenden Verlage einzuzugrenzen.

Um einen geeigneten Verlag zu finden, gibt es natürlich noch andere Wege: Das Gespräch mit Kolleginnen kann weiterhelfen. Auch wenn sich auf einem wissenschaftlichen Kongress Verlage präsentieren, ist dies eine Möglichkeit, vor Ort das Gespräch zu suchen. Zwar ist nicht garantiert, dass die zuständige Lektorin zur richtigen Zeit anwesend ist, aber ihren Namen zu erfahren, um sie persönlich ansprechen zu können, ist ein Anfang. Die Verlagsmitarbeiterinnen, die den Stand betreuen, können Informationen über den Verlag geben und für gewöhnlich auch dann Fragen beantworten, wenn sie für andere Verlagsbereiche zuständig sind. Zumeist achten Verlage darauf, dass diese wissenschaftlichen Kongresse von den einschlägigen Lektorinnen besucht werden – und zwar genau für derartige Kontakte zu Autorinnen. Es besteht also keinerlei Grund zur Zurückhaltung: im Gegenteil!

2 Die Verlagswahl nach Kriterien der Autorin

Nun mag es sinnvoll sein, ein Manuskript nur einer begrenzten Anzahl von Verlagen anzubieten. Wenn die Autorin dies tut – und zwar zeitgleich –, dann ist es wichtig, die Verlage darüber zu informieren, dass das Projekt mehreren zur Prüfung vorliegt. Das kann dazu führen, dass ein Verlag die Prüfung aussetzt, bis klar ist, dass weitere Arbeit nicht vergebens investiert wird. Mit offenen Karten zu spielen, ist den Verlagen gegenüber fair. Schließlich steht zu vermuten, dass die Autorin wiederholt publizieren möchte – da möchte sie sich nicht mit den Verlagen überwerfen.

Im Gespräch mit KollegInnen haben wir hin und wieder festgestellt, dass Autorinnen „shoppen gehen“, um die bestmöglichen Konditionen für ihr jeweiliges Projekt aushandeln zu können. Das

ist dann besonders unangenehm, wenn, wie ich schon erlebt habe, der eine Verlag noch dabei ist das Manuskript zu überarbeiten, das bei einem anderen bereits unter Vertrag ist.

Welcher Verlag hat die höchste Priorität aus Autorinnensicht? Hier kommt es auf die Bedürfnisse der Autorin an:

Akademische Karriere oder publizieren als Abschluss des wissenschaftlichen Lebenskapitels

Möchte die Autorin in der Wissenschaft bleiben? Dann wäre es wichtig, einen Verlag mit entsprechender Reputation zu wählen. Die Reputation eines Verlages lässt sich zum einen anhand des Verlagsprogramms ermitteln: Gibt es eine erkennbare Programmlinie in den einschlägigen Bereichen oder wird scheinbar wahllos publiziert? Gibt es eine Qualitätskontrolle im Hause, prüft der Verlag die Qualität der angebotenen Projekte? Diese Prüfung kann durch peer review erfolgen, aber auch auf anderen Wegen (wissenschaftlicher Beirat oder fachlich ausgebildete LektorInnen). Zum anderen sind auch hier wieder Kolleginnen und Kollegen aus dem Fachbereich hilfreich: Was halten sie von diesem Haus? Welche Erfahrungen haben sie gemacht?

Für den Fall, dass die Publikation das Ende der wissenschaftlichen Ausbildung und zugleich auch der wissenschaftlichen Karriere markiert, kann die Autorin den Verlag nach dem besten Konditionenangebot auswählen, ohne sich weiter ausführliche Gedanken machen zu müssen.

Marketing und Verbreitung

Wenn die Publikation dem Entwickeln der wissenschaftlichen Karriere dienen soll, ist die im Rahmen mögliche Verbreitung des Buches wünschenswert. Die größtmögliche Zahl einschlägig Interessierter sollte informiert werden können. Dazu braucht der Verlag die Unterstützung der AutorInnen, die in ihren Netzwerken direkte Verbindungen zu anderen WissenschaftlerInnen haben, die am gleichen oder an verwandten Themen arbeiten. Doch Marketing seitens des Verlages ergänzt diese kleinteiligen Kontakte mit gezielten Aktivitäten. So kann der Versand kostenloser Exemplare an Schlüsselpersonen der Verbreitung des Buches zuträglich sein. Allerdings ist bei dieser Art MultiplikatorInnen-Versand zu beachten, dass manche Bücher (vor allem die des 1. und teils auch des 2. Typs) sich für diese Strategie nicht anbieten: Die angesprochenen Multiplikatorinnen könnten die eigentliche Zielgruppe sein – das Verschenken auf diesem Wege nahezu alle InteressentInnen bedienen. Doch insbesondere Lehr- und Studienbücher profitieren von derartigen Marketingstrategien.

Pressearbeit ist für alle drei Buchtypen wichtig, jedoch ist es abhängig von Buchtyp und der behandelten Thematik, ob neben der Fachpresse auch eine breitere Presse angesprochen werden kann. Es gibt Bücher der 1. und 2. Kategorie, die sich gut eignen, um aus ihren zentralen Themen redaktionelle Beiträge auch für die Tages- und Wochenpresse zu gestalten, oder um einen Aufhänger für Radiointerviews zu liefern.

Lehr- und Studienliteratur ebenso wie große Handbücher verursachen selten einen großen Presserummel – typischerweise sind sie für die Fachmedien von Interesse, die eine Rubrik für Rezensionen haben.

Auch bei der Pressearbeit hilft die Kooperation zwischen Verlag und AutorInnen: Verlage kennen häufig die großen Fachmedien, zu denen sie regelmäßig Kontakt haben. Doch mag es kleinere, spezifisch ausgerichtete Zeitschriften und Plattformen geben, zu denen die Autorin einen direkten Draht hat.

Nicht zu letzt ist es die Autorin, die Einfluss auf das Marketing ihres eigenen Buches hat: Sie ist die Experte für diesen Wissenschaftsbereich, sie kann – in Kooperation mit dem Verlag – Strategien ausarbeiten, um die bestmögliche Verbreitung zu unterstützen: Denn dies ist gleichbedeutend mit Arbeit. Will die Autorin zu diesem Thema Vorträge halten, auf Calls for papers reagieren, Zeitschriften redaktionelle Beiträge anbieten, sich selbst als Experte für Radiosendungen anbieten und so weiter, so kann der Verlag dabei unterstützen, aber die eigentliche Arbeit – das Schreiben, Vortragen, Interview Vorbereiten – muss die Autorin selbst erledigen.

Buchhandel

Inwieweit für ein bestimmtes Buch der Buchhandel von Interesse ist, mag unterschiedlich sein. Bei Büchern des Typs 3 jedoch können Fachbuchhandel und auch große Buchhandlungen die Brücke zwischen Verlag, Studierenden und weiteren Interessierten bilden. Der Zwischenbuchhandel kann helfen, dass auch kleine Buchhandlungen die Titel auf Bestellung zügig liefern können. Der Internetbuchhandel ist für viele Akademikerinnen und Akademiker eine wichtige Bezugsquelle: Also ist für die Autorin wichtig, dass ihr Buch dort verzeichnet ist. Ob der Verlag mit dem Buchhandel kooperiert, kann die Autorin im Vorfeld erfragen.

Übrigens: Der große monopolisierende Internetbuchhandel bietet die Möglichkeit, Rezensionen einzustellen. Das können auch AutorInnen selbst organisieren.

Das Veröffentlichungsangebot, Konditionen und Vertrag

Das Veröffentlichungsangebot des Verlages richtet sich im Groben nach der Zuordnung zu Buchtyp 1, 2 oder 3. Je höher die Absatzerwartung des Buches insgesamt, desto „erfreulicher“ das Veröffentlichungsangebot des Verlages. Verschiedene Verlage mögen unterschiedliche Konditionen anbieten. Je nach eigenen Prioritäten kann der Verlag nicht zuletzt nach diesen Konditionen ausgewählt werden.

Der Vertrag, der dann geschlossen wird, enthält neben den verabredeten Konditionen eine Reihe von generellen Regelungen. Die zentrale Regelung ist die Übertragung des Verlagsrechts, also des Rechts der Veröffentlichung, Vervielfältigung und Verbreitung des Manuskripts. In jüngster Zeit wird über die digitale Verwertung der Bücher verhandelt: AutorInnen wird empfohlen, dem Verlag nur ein nicht-exklusives Recht zur digitalen Verwertung zu übertragen. Ob der Verlag sich darauf einlässt, das unbeschränkte Publikationsrecht des Buches in digitaler Form bei den AutorInnen zu belassen, ist eher zweifelhaft. Für Bücher des Typs 3 wird der Verlag dies mit Sicherheit nicht befürworten. Doch auch bei den beiden anderen Buchtypen wird der Verlag möglicherweise eine „Schamfrist“ eingehalten wissen: Nach Ablauf einer bestimmten Zeit – 24 Monate oder mehr – ist der Verlag vielleicht bereit, den AutorInnen das nicht-exklusive Verwertungsrecht der digitalen Form wieder zurück zu übertragen.

Weitere Details von Konditionen und Gestaltungsoptionen wollen wir im Folgenden betrachten, bevor wir uns dem chronologischen Ablauf des Publizierens am Beispiel eines Projekts anschauen.

3 Verlagsangebot und Gestaltungsoptionen

Druckkostenzuschuss

Wie oben angesprochen ist bei Büchern der Typen 1 und manchmal auch 2 ein Druckkostenzuschuss notwendig. Die Höhe bemisst sich zum einen nach den vom Verlag kalkulierten Notwendigkeiten, zum anderen ist häufig der Umfang ausschlaggebend. Die Zuschüsse richten sich oft nach dem Umfang in Druckseiten. (Bei der Kalkulation unbedingt die Zeichenzahl je Seite inklusive Leerzeichen beachten, nicht auf der Grundlage von Manuskriptseiten rechnen!)

Aus Verlagssicht ist es wichtig festzuhalten, dass der kalkulierte Druckkostenzuschuss in der Regel genau das ist: ein Zuschuss zu den Druck- bzw. Herstellkosten. Damit ist keineswegs die komplette Produktion einschließlich aller Grafik-, Buchbinde-, Material-, Druck- und ähnlicher Kosten abgedeckt. Und schon gar nicht die so genannten Gemeinkosten – weder die Kosten für die Ver-

waltung eines Titels (Vergabe von ISBN, Barcode, Datenbankpflege in den einschlägigen Verzeichnissen wie VLB – Verzeichnis lieferbarer Bücher, Einpflegen von Texten auf den zentralen Plattformen, den Verlagsverzeichnissen usw. usw.), für Werbung, Vertrieb, noch die allgemeinen Kosten für Büromiete und Gehälter; Kosten, die alle über die Verlegerei eingespielt werden müssen.

Bücher zu verlegen, die ausreichende Umsätze erwirtschaften, sodass Druckkostenzuschüsse obsolet sind, ist für die Verlegerei im eigentlichen Sinne das Ziel. Dass Bücher auch mit Hilfe von Subventionen auf die Welt kommen, liegt daran, dass Wissenschaft und Wirtschaftlichkeit nicht immer deckungsgleich sind: Druckkostenzuschüsse sind ein Mittel, um auch in Nischen veröffentlichen zu können.

Wenn ein Verlag ein Angebot mit Druckkostenzuschuss vorlegt, wird für die Autorin wenig Verhandlungsspielraum vorhanden sein: Der Verlag wird sich kaum bewegen lassen, auf den Zuschuss zu verzichten oder ihn wesentlich zu senken. Es gibt eine Reihe von Fördertöpfen, angefangen bei der VG Wort -, die immer als Erste gefragt werden sollte, da sie keine Anträge prüft, die anderweitig bereits abgelehnt wurden - über die Stiftungen des Deutschen Stifterverbandes bis hin zu Unternehmen und Organisationen. Vielleicht stellt sich heraus, dass ein Unternehmen eine größere Stückzahl des Buches zu kaufen bereit ist. Das könnte die Kalkulation insgesamt entlasten.

Übrigens ist der Fördertopf für Druckkostenzuschüsse der VG Wort nicht zu verwechseln mit der Ausschüttung, die AutorInnen aufgrund der Wahrnehmungsvertrags mit der VG Wort zu erwarten haben: Das sollte jede Autorin nach Erscheinen der eigenen Werke ohnehin beachten. Weitere Informationen zu beidem auf den Internetseiten der VG Wort (www.vgwort.de).

Übrigens: Auf Druckkostenzuschüsse ist nicht der für Bücher übliche reduzierte Mehrwertsteuersatz sondern der volle (derzeit 19%) zu entrichten. Der Verlag reicht diesen Anteil direkt an den Fiskus weiter – Privatpersonen haben meist keine Möglichkeit, Vorsteuer abzuziehen und müssen den kompletten Bruttobetrag als Zuschuss berücksichtigen.

Honorar

Nicht jede Publikation kann ein Honorar erwirtschaften. Kalkulationen, die nur mit Hilfe von Zuschüssen überhaupt zur Deckung gebracht werden können, werden schwerlich ein Honorar berücksichtigen können.

Wenn Honorare vereinbart werden, ist es in der Wissenschaft üblich – anders als z. B. im Sachbuchbereich –, Erfolgshonorare zu zahlen. Diese orientieren sich an der Zahl der verkauften Exem-

plare und beziehen sich auf die tatsächlich erwirtschafteten Umsätze.

Unabhängig davon, ob eine Honorarausschüttung ab dem ersten verkauften Exemplar vorgesehen ist, sollte es möglich sein, Honorare ab einer bestimmten verkauften Zahl von Exemplaren zu ermöglichen. Legt die Autorin Wert darauf, sollte sie mit dem Verlag entsprechend verhandeln.

Ob eine Autorin Vertragsverhandlungen an der Honorarfrage festmachen möchte, sollte eng mit der Frage verknüpft sein, welche Absätze überhaupt zu erwarten sind: Es lohnt kaum, mit dem Verlag über das Fell des Bären zu streiten, wenn es sich um einen Forschungsbericht oder eine Dissertation handelt. Anders ist die Lage bei Lehrbüchern: Hier sollte ein Erfolgshonorar in aller Regel möglich sein.

Freiexemplare

Die Zahl der Freiexemplare beeinflusst die verlegerische Kalkulation: Jedes produzierte Exemplar des Buches muss bezahlt werden, verschenkte Exemplare verringern den Umsatz. Ein Kontingent der Auflage muss der Verlag für Pflicht-, Austausch-, Werbe-, Presse- und Belegexemplare reservieren. So muss von jeder Publikation je ein Pflichtexemplar an die Deutsche Nationalbibliothek und die zuständige Landesbibliothek abgegeben werden. Sollte ein Exemplar beschädigt beim Kunden eintreffen oder ist ein einzelnes Buch vielleicht fehlerhaft produziert worden, wird der Verlag diese Exemplare kostenlos umtauschen. Wurden Texte oder Bilder anderer Urheber verwendet, werden Belegexemplare fällig; wie auch Freiexemplare für AutorInnen.

Nun ist die Frage, wie viele Exemplare des Buches die Autorin selbst benötigt. Für gewöhnlich wird der Verlag zehn Freiexemplare eines Buches für die Autorin zur Verfügung stellen. Sollte sie von vornherein wissen, dass sie weitere Exemplare benötigt, sollte sie mit dem Verlag versuchen, Entsprechendes zu vereinbaren.

Für eine Dissertationspublikation sollte es zusätzlich zu den Freiexemplaren kostenlos die Pflichtexemplare geben. Um selbst eine ausreichende Menge an Dedikations-, Dankes- und sonstigen Exemplaren zu haben, könnte die Autorin mit dem Verlag vor Drucklegung vereinbaren, dass sie ein Kontingent mit Vorzugsrabatt abnehmen darf.

Die Zahl der Freiexemplare ist Bestandteil der Kalkulation für den Verlag, also auch Bestandteil der Entscheidungshilfen für die Autorin: Eine geringe Anzahl Freiexemplare bringt für die Autorin im Zweifel weitere Kosten mit sich, da sie weitere Exemplare erwerben muss.

Übrigens: In Deutschland gilt für Bücher eine gesetzliche Preisbindung: Der vom Verlag festgesetzte Ladenpreis muss eingehalten werden. Nur für

den Buchhandel, AutorInnen und Wiederverkäufer dürfen Verlage Rabatte einräumen. Das bedeutet übrigens auch, dass AutorInnen ihre eigenen Bücher unter gar keinen Umständen zu einem verbilligten Preis an ihre Studierenden abgeben dürfen. Den früher üblichen Hörschein, der es Studierenden ermöglichte, einzelne Lehrbücher mit Nachlass zu beziehen, gibt es qua Gesetz nicht mehr.

Nebenrechte, Zweitverwertung

Deutschsprachige Verlage lassen sich üblicherweise die Nebenrechte von den AutorInnen übertragen. Die Nebenrechte müssen im Vertrag einzeln explizit aufgeführt werden. Erst seit jüngster Zeit ist es – mit Auflagen verbunden – erlaubt, auch „zukünftige Nutzungsarten“ bereits aktuell unter Vertrag zu nehmen.

Die meisten AutorInnen bestehen meiner Erfahrung nach darauf, dass auch die digitale Nutzung des gesamten Buches nicht generell kostenlos genehmigt wird: Eine generelle Freigabe des eigenen Titels für open access entspricht bislang nicht der gängigen Praxis. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Die Nebenrechte beziehen sich außerdem beispielsweise auf fremdsprachige Ausgaben und auszugsweise Verwendung, also als Wiederabdruck.

Das Recht auf Übersetzung für den Verlag einzuschränken, dürfte nur dann sinnvoll sein, wenn die Autorin selbst über Kontakte in die unterschiedlichen Sprachräume hinein verfügt. Auch dann jedoch sollte sie bedenken, dass ihr Verlag möglicherweise mehr Erfahrung in der Vertragsgestaltung bei diesen Lizenzgeschäften hat. Besondere Vorsicht ist bei der Rechteeinräumung bei Lizenzausgaben zu wahren: AutorInnen dürfen das gleiche Verlagsrecht (für alle Ausgaben und Auflagen) nicht an zwei verschiedene Verlage übertragen.

Das Recht auf auszugsweisen Wiederabdruck bezieht sich auf die wortwörtliche Widergabe von Textteilen. Der eigene Text muss nach Veröffentlichung mit der gleichen Sorgfalt zitiert und als urheberrechtlich geschützt betrachtet werden wie Texte anderer UrheberInnen. Ist die Zweitverwertung allerdings inhaltlicher Art, hat der Verlag daran natürlich keine Rechte: Ein im Vertrag etwa vermerktes generelles Verbot, zum gleichen Thema in anderen Zusammenhängen, Verlagen oder Zeitschriften zu publizieren ist gegenstandslos.

Übrigens: Seit 2008 gibt es die Möglichkeit im Rahmen von „Geisteswissenschaften International“ für eine Übersetzung ins Englische eine Förderung vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels zusammen mit dem Auswärtigen Amt und der Fritz Thyssen-Stiftung zu beantragen. Weitere Informationen zum Beispiel finden sich auf den Seiten des Börsenvereins: www.boersenverein.de

Sonstiges

Es lässt sich nicht alles vertraglich regeln. Wichtig ist eine Vertrauensbasis zwischen Verlag und Autorin. Für den Fall, dass eine der beiden Parteien nicht zufrieden mit der anderen Partei ist, sollte – wie immer im Leben – das klärende Gespräch den Vorrang vor Rechtsmitteln haben. Allerdings ist der Vertrag natürlich genau dazu da, die eigenen Interessen dann durchzusetzen, wenn auch Gespräche nicht mehr weiter bringen.

4 Chronologie einer Veröffentlichung

Die Konditionen sind ausgehandelt, der Vertrag ist unterzeichnet. Wie funktioniert jetzt der Ablauf vom Manuskript bis zur eigentlichen Veröffentlichung? Der Weg wird hier kursorisch nachgezeichnet anhand der Publikation eines Lehrtextes.

Skript-Abgabe, letztes Feilen

Die Phase der Überarbeitung ist bei einem Lehrbuch möglicherweise sehr intensiv: Aus dem Lektorat kommen Rückmeldungen mit der Bitte um bessere Didaktisierung, Hinweise auf Brüche im Ablauf des Textes und der Vorschlag, ein Glossar anzulegen. Ist dies überstanden, gibt es von Verlagsseite noch vereinzelte Anmerkungen, das Skript wird ein letztes Mal überarbeitet.

Das Lehrbuch wird vom Verlag gesetzt. Die Autorin erhält die so genannten Fahnen zur Korrektur. Nach dem Ausführen der ersten Korrektur steht noch eine zweite Korrekturrunde an. Dann wird es langsam aufregend.

Übrigens: Im Duden gibt es eine Übersicht über die gängigen Korrekturzeichen. Wichtig ist, Korrekturen im Text und vor allem auch am Rand kenntlich zu machen. Möglicherweise sind die Leute, die die Korrekturen in den Text einarbeiten, keine Expertinnen, sodass die Korrekturen leicht verständlich sein sollten. Fragezeichen oder Anmerkungen, die auf Rücksprache zielen, sind in diesen Korrekturabläufen fehl am Platze: Diese Diskussionen sollten direkt mit dem Lektorat geführt werden.

Der Autorin werden vom Verlag die Seiten 1 bis 4 (so genannte Titelei), später auch der Umschlag zur Druckfreigabe vorgelegt.

Warten und Marketing

Auf die Print-Publikationen muss die Autorin nach all diesen Bearbeitungen nun warten. Die Zeit nutzt sie, um sich eine eigene Marketingstrategie zu überlegen. Sie möchte in Abstimmung mit der Pressestelle des Verlages einschlägige Medien informieren, fragt KollegInnen, ob sie bereit wären, das Buch zu rezensieren und denkt darüber nach, welche KollegInnen besonders als MultiplikatorInnen geeignet sind.

Übersicht: Vom Manuskript zum Buch

Manuskripteingang beim Verlag	
Lektoratsarbeit mit Rücksprache	
Prüfung der Abbildungen (technische Qualität; Rechte)	Beginn des Satzes (Formatierung)
Erster Korrekturlauf	
Einarbeiten der Korrekturen	
Titel (S. 1-4 - beim Verlag)	Zweiter Korrekturlauf
Umschlag - Entwurf und Abstimmung	Endkorrektur und Revision
Druckauftrag und -überwachung	
Fertiges Buch	

Quelle: eigene Darstellung

Sie bespricht diese Strategie mit dem Verlag, potenzielle MultiplikatorInnen werden auch dort bereits ausgewählt.

Gedruckt und erschienen

Und dann klingelt endlich der Paketbote und überreicht der Autorin ihre Belege. Sie schlägt das Buch auf – und findet als erstes den Fehler, der sich immer bis zu diesem Augenblick versteckt, unabhängig davon, wie viele Menschen das Skript wie häufig Korrektur gelesen haben. Doch dann freut sie sich und genießt diesen Erfolg.

Sie schließt mit der VG-Wort einen Wahrnehmungsvertrag ab und koordiniert mit dem Verlag alle PR- und Marketingaktivitäten.

5 Schluss

Bücher zu publizieren bedeutet Arbeit – für Autorinnen und Verlage. Wie erfolgreich im Sinne von umsatzstark ein Buch sein kann, hängt davon ab, mit welchem Buchtyp in welchem Fachbereich wir es zu tun haben. Eine Dissertation kann mit 200 verkauften Exemplaren möglicherweise den ultimativen Erfolg erlangt haben. Ein Lehrbuch, von dem in einem Jahr 500 Exemplare verkauft werden, kann eine Enttäuschung sein – oder auch bereits alle Studierenden erreicht haben, die als Kundschaft in Frage kommen. Manch ein wissenschaftlicher Verlag kalkuliert nicht in Auflagen von unter 2.000 Exemplaren. Kurzum: Erfolg ist sehr relativ.

Den Verlag zu finden, der für das eigene Projekt der Richtige ist, ist mit den oben geschilderten Ansätzen und Kriterien nicht allzu schwierig. Offenheit gegenüber der Konditionengestaltung des Verlages unter Berücksichtigung der eigenen Möglichkeiten führt letztlich zur Publikation.

Insbesondere für die Veröffentlichung von Forschungsarbeiten, Dissertationen und Konferenzberichten ist die Kenntnis verfügbarer Fördertöpfe notwendig, da derartige Publikationen zumeist nur mit Zuschüssen realisiert werden können.

Welche Marketing- und PR-Strategien für ein Buch sinnvoll sind, hängt wiederum vom Buchtyp, aber auch von den Möglichkeiten der Autorin ab: Hat sie keine Zeit und Gelegenheit, Vorträge zu halten oder redaktionelle Beiträge für Zeitschriften zu schreiben, fallen einige Marketingstrategien für diese Publikation weg. Die Unterstützung seitens der Autorin ist für den Erfolg des Buches wesentlich.

Der Weg vom Vertragsabschluss bis zum fertigen Buch ist davon abhängig, ob der Verlag Lektoratsarbeiten als notwendig erachtet und ob die Autorin die Formatierung des Projekts vornimmt oder der Verlag diese Arbeiten erledigt. Die Übersicht „Vom Manuskript zum Buch“ skizziert den Ablauf für ein Buch, bei dem der Verlag formatiert.

Wie lange es dauert, diesen Weg zu gehen, hängt im Übrigen von vielen Faktoren ab. In deutschsprachigen Verlagen schauen wir auf Zeiträume von sechs Monaten bis zu zwei Jahren – je nach Intensität der Lektoratarbeiten. Im angloamerikanischen Raum kann es durchaus zwei bis drei Jahre von der Manuskriptabgabe bis zur Publikation des Buches dauern.

Nach all den Jahren, die ich bereits im Verlagsgeschäft tätig bin, ist es immer wieder reizvoll, nach langer intensiver Arbeit ein gelungenes Buch in die Hand zu bekommen – und ich freue mich über jede Autorin, jeden Autor, der oder dem es ebenso geht: *publish and relish!*

Literaturhinweis:

Barbara Budrich (2009): *Erfolgreich Publizieren in den Sozial- und Erziehungswissenschaften*. Opladen & Farmington Hills, MI.

Kontakt und Information

Barbara Budrich
Verlag Barbara Budrich &
Budrich UniPress
Stauffenbergstr. 7
D-51379 Leverkusen
barbara.budrich@budrich-
verlag.de

Anina Mischau, Bettina Langfeldt, Sabine Mehlmann

Genderkompetenz als innovatives Element der Professionalisierung der LehrerInnenausbildung für das Fach Mathematik

Im Oktober 2008 fiel der Startschuss für das Forschungsvorhaben „Genderkompetenz als innovatives Element der Professionalisierung der LehrerInnenausbildung für das Fach Mathematik“. Das Projektvorhaben wurde im BMBF-Rahmenprogramm zur Förderung der empirischen Bildungsforschung beantragt und aus insgesamt 172 eingereichten Projektskizzen der BMBF-Ausschreibung „Zukunftswerkstatt Hochschullehre – ZWHL“ als eines von 33 beantragten (Verbund-)Projekten zur Förderung ausgewählt. Das Forschungsvorhaben ist als interdisziplinäres Verbundprojekt konzipiert und hat eine Laufzeit von insgesamt 27 Monaten. Verbundpartnerinnen sind: Prof. Dr. Andrea Blunck (Department Mathematik der Universität Hamburg), Dr. Sabine Mehlmann (Justus-Liebig-Universität Gießen) und Dr. Anina Mischau sowie Prof. Dr. Ursula Müller (Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), Universität Bielefeld), die Verbundleitung ist am IFF angesiedelt. Darüber hinaus wird das Projekt von einer Reihe kooperierender Partnerinnen begleitet, u. a. von Dr. Bettina Langfeldt (Helmut-Schmidt-Universität, Hamburg), Prof. Dr. Petra Scherer (Fakultät für Mathematik, Universität Bielefeld) und Prof. Dr. Laura Martignon (Institut für Mathematik und Informatik, PH Ludwigsburg).

Ausgangspunkt und bildungspolitische Implikationen des Projekts

Leistungsvergleichsstudien wie TIMSS, PISA und IGLU zeigen, dass Schulfächer hinsichtlich der Kompetenz- und Interessensentwicklung, der Motivation, des Selbstvertrauens, der fachbezogenen Selbstkonzepte und letztlich auch der Leistungen nach wie vor zwischen den Geschlechtern in bestimmte „Reviere“ aufgeteilt sind (vgl. z. B. Kaiser-Meißner 1993, Baumert et al. 1997, Keller 1998, Bos et al. 2003). Die Trennlinie bei koedukativem Unterricht verläuft weiterhin zwischen den so genannten „weiblichen“ Domänen (z. B. Sprachen) und den „männlichen“ Domänen (z. B. Mathematik, Naturwissenschaften). Geschlechtsspezifische Unterschiede in den Fachpräferenzen werden bereits am Ende der Grundschulzeit sichtbar, verstärken sich im Laufe der Schulzeit, manifestieren sich in der Wahl der Leistungskurse und setzen sich bei

der späteren Studienfach-, Studiengang- und Berufswahl fort (vgl. z. B. Hoppe/Nyssen 2005).

Seit mehr als 15 Jahren betonen FachdidaktikerInnen und genderbezogene Schul- und HochschulforscherInnen, dass neben der Entwicklung und Umsetzung einer geschlechtersensiblen Didaktik in der Mathematik und den Naturwissenschaften auch die Notwendigkeit einer Sensibilisierung der Lehrenden dieser Fächer hinsichtlich ihres Beitrags zur Inszenierung und Reproduktion geschlechterstereotyper Trennlinien besteht, ohne dass dieser Erkenntnis bislang in der Lehramtsausbildung an Hochschulen in systematischer Weise Rechnung getragen worden wäre. Geschlechterstereotypisierungen auf Seiten von LehrerInnen – die ihren Ausdruck z. B. in entsprechenden Interaktionsmustern im Unterricht finden – gelten neben Selbstkonzepten der SchülerInnen als eine wesentliche Ursache für einen fachspezifischen Geschlechterbias in der Interessensentwicklung und dem Kompetenzerwerb (vgl. z. B. Jungwirth 1990, Niederrenk-Felgner 2001, Rustemeyer/Fischer 2007). Fehlende Geschlechterkompetenz der LehrerInnen muss demnach als ein zentraler Faktor des „vicious circle“ asymmetrischer Geschlechterverhältnisse und -kulturen dieser Fächer betrachtet werden (vgl. z. B. Tiedemann 1995, Ziegler et al. 1998, Keller 1998, Faulstich-Wieland et al. 2000, Jungwirth/Stadler 2005, Buchmayer 2008). Gerade angehende LehrerInnen als zukünftige MultiplikatorInnen sollten darin geschult werden, in Bezug auf die Fachdidaktik und die Fachinhalte ihres Unterrichtsfachs Genderkompetenz zu erwerben (vgl. Keitel-Kreidt 2007), um ihren „Beitrag“ zur Überwindung geschlechtsspezifischer Konnotationen von Unterrichtsfächern zu leisten (bzw. leisten zu können).

In der Regel fehlen jedoch – insbesondere in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern – Angebote für Lehramtsstudierende, sich innerhalb ihres Studiengangs mit Genderfragen zu beschäftigen. Wenn es vereinzelt Lehrveranstaltungen zu diesem Themenkomplex gibt, so handelt es sich dabei zumeist um „individuelle“ außercurriculare Lehrangebote einzelner Hochschullehrerinnen (vgl. Keitel-Kreidt 2007). Das Forschungsvorhaben greift dieses Defizit in der Lehramtsausbildung für das Fach Mathematik auf und schlägt damit 1. eine in der Hochschulforschung längst überfällige

und bislang weitgehend vernachlässigte Brücke zwischen Hochschulstrukturreform, Gender Mainstreaming und Professionalisierung der LehrerInnenausbildung in der Mathematik und versucht 2. zwei im Rahmen der Professionalisierungsdebatte um die Lehramtsausbildung immer wieder genannten Mängeln der LehrerInnenausbildung zu begegnen: der geringen Praxisnähe und der fehlenden Genderperspektive bei der Vermittlung fachwissenschaftlicher und fachdidaktischer Inhalte.

Bereits 2001 konstatierte Lemmermöhle, „dass eine auf Professionalität ausgerichtete Bildung von Lehrerinnen und Lehrern auf eine Auseinandersetzung mit den theoretischen Ansätzen und den empirischen Ergebnissen der Geschlechterforschung nur unter Preisgabe ihrer Wissenschaftlichkeit, die pädagogische Praxis nur unter Preisgabe des Demokratieanspruchs verzichten kann“ (Lemmermöhle 2001, S. 324). Was Lemmermöhle ganz allgemein als Herausforderung für die Professionalisierung der Aus- und Weiterbildung von LehrerInnen formuliert, gilt im Besonderen für das Fach Mathematik. Neben der eigenständigen Relevanz des Faches stellt Mathematik nach wie vor – und für die Zukunft sogar vermutlich noch in verstärktem Maße – auch eine „Schlüsseldisziplin“ für die Studien- und Berufswahl in naturwissenschaftlich-technischen Fächern und Berufsfeldern dar (vgl. DMV 2007, S. 146). Die systematische Integration von Genderkompetenz in die Lehramtsausbildung der Mathematik ist daher als ein wichtiger und zugleich nachhaltiger bildungspolitischer Schritt zur Überwindung des „heimlichen Lehrplans“ in Schulen und damit zur Erhöhung von Chancengleichheit jenseits geschlechterstereotyper „Wissens- und Interessensreviere“ in der schulischen Bildung, der Hochschulausbildung und auf dem Arbeitsmarkt zu sehen.

Unter der Leitlinie einer „stärkeren Professionalisierung des Lehramtsstudiums“ hat der Wissenschaftsrat (WR 2001) im Einvernehmen mit der Kultusministerkonferenz (vgl. Terhart 2000) die Hochschulen schon vor einigen Jahren dazu aufgefordert, die Ausbildung für das Lehramt in ihrer zentralen Bedeutung angemessen zu berücksichtigen und das Studium stärker an den professionellen Standards des Berufsfeldes auszurichten. Beide Gremien verbinden mit der Forderung nach einer Professionalisierung des Lehramtsstudiums unter anderem die Verbesserung der pädagogisch-fachdidaktischen Ausbildung zukünftiger LehrerInnen, die stärkere Ausrichtung des Lehramtsstudiums an der Berufspraxis und die Orientierung des Studiums an den für den Lehrerberuf entscheidenden Schlüsselkompetenzen. Die Ergebnisse internationaler und nationaler Schulleistungsstudien sowie die Befunde der

schulbezogenen Geschlechterforschung verweisen – gerade auch für die Mathematik – nicht nur eindringlich darauf, dass Genderkompetenz zu den entscheidenden sozialen Qualifikationen von LehrerInnen gehört, sondern sie zeigen auch, dass eine gendersensible Didaktik und Pädagogik als wesentliches Element einer innovativen sekundären Sozialisation (der Sozialisationsagenten Schule, Hochschule) betrachtet werden muss (vgl. hierzu z. B. Ministerium für Schule und Weiterbildung des Landes NRW 2005). Eine nachhaltige Curriculumreform, die neben der Vermittlung der Fachinhalte und des methodischen Wissens auch auf die Verankerung von Genderkompetenz als ergänzendes fachdidaktisches Ausbildungselement und ergänzende überfachliche Qualifikation zielt, wäre demnach ein wichtiger Baustein der Professionalisierung, der Wissenschaftlichkeit, der Kompetenzvertiefung und der Qualitätssicherung einer berufsorientierten Hochschulausbildung von MathematiklehrerInnen, wie sie z. B. die HRK (2006) in ihren Empfehlungen zur Zukunft der Lehrerausbildung in den Hochschulen im Zuge der Entwicklung und Umsetzung neuer Studienstrukturen für das Lehramt formuliert.

Anlage des Projekts

Ein zentrales Ziel des Verbundprojekts ist die Entwicklung und Erprobung eines Lehr- und Lernmodulelements zur systematischen Integration von Genderkompetenz in die LehrerInnenausbildung des Fachs Mathematik. Eine solche systematische Integration erfordert sowohl die Implementation von genderbezogenen fachwissenschaftlichen Lehrinhalten und Methoden reflexiver Koedukation als auch eine gezielte Sensibilisierung für die Genderproblematik. Diese Sensibilisierung muss – wie die schulbezogene Geschlechterforschung gezeigt hat – an den Wahrnehmungen, Einstellungen und Verhaltenserwartungen der (künftigen) LehrerInnen als „unbewusstem“ Teil des „heimlichen Lehrplans“ ansetzen.

Für die konzeptionelle Entwicklung eines solchen Genderkompetenzmodulelements, die u. a. auf der Grundlage einer Erhebung und Auswertung bereits bestehender Ansätze in der Ausbildung von MathematiklehrerInnen erfolgt, werden Ergebnisse der fachwissenschaftlichen, fachdidaktischen und genderbezogenen Lehre und Forschung im Bereich der Mathematik mit Befunden der genderbezogenen Schul-, Hochschul- und Bildungsforschung im Bereich der Erziehungs- und Sozialwissenschaften zusammengeführt. Das Vorhaben gliedert sich in mehrere, aufeinander aufbauende Projektphasen, in denen die drei Verbundpartnerinnen entweder gemeinsam oder in Gruppen eng zusammenarbeiten, um möglichst hohe Synergie-

effekte durch die Zusammenführung und Bündelung unterschiedlicher (fachlicher) Kompetenzen zu erzielen:

- Aufarbeitung des Forschungsstandes: Diese umfasst eine Sekundäranalyse bisheriger Ergebnisse der genderbezogenen Schul- und Hochschulforschung, die Analyse bestehender Ansätze einer geschlechtersensiblen Didaktik und Pädagogik in Schule und Hochschule, die Auflistung und Bewertung dokumentierter Erfahrungen bei der Umsetzung geschlechtersensibler Didaktik und Pädagogik und die Dokumentation und Zusammenfassung bildungspolitischer Diskurse zur Professionalisierung der Lehramtsausbildung im Zuge der Neustrukturierung und Modularisierung – auch unter der Fragestellung, ob und wie die Gender-Perspektive in diese Diskurse sowie bei der Neugestaltung der Lehramtsausbildung Eingang gefunden hat.
- Bundesweite Bestandsaufnahme hinsichtlich der Integration und Implementation von Genderkompetenz in das Studienfach Mathematik, insbesondere in die Lehramtsausbildung für das Unterrichtsfach Mathematik: Anhand der Analyse der jeweiligen Lehrangebote und der Studienstrukturen soll ermittelt werden, ob und auf welche Weise bei den einzelnen Hochschulen Gendersensibilität in der Lehramtsausbildung der Mathematik vermittelt wird, wie der Stand der Neustrukturierung und Modularisierung der Lehramtsstudiengänge für das Fach Mathematik ist und inwieweit diese Reformprozesse möglicherweise auch zur Implementation einer Gender-Perspektive im Sinne eines Genderkompetenzmoduls oder als Querschnittsthema genutzt wurde.
- Durchführung von vier ExpertInnenrunden mit VertreterInnen unterschiedlicher, für das Projekt einschlägiger ExpertInnengruppen: Die ExpertInnenrunden dienen vor allem dem Austausch über Bedarfe zur sowie der Reflexion bisheriger Erfahrungen mit der Integration/Implementation von Genderkompetenz in die LehrerInnenaus-/fortbildung aus der Perspektive unterschiedlicher AkteurInnen und dem Austausch hinsichtlich notwendiger Qualitätsstandards, Inhalte und Lernziele eines zu entwickelnden Modulelements „Genderkompetenz in der Mathematik“ für die Lehramtsausbildung.
- Entwicklung des Modulelements: Da das Modulelement „Genderkompetenz in der Mathematik“ für die Lehramtsausbildung im Fach Mathematik über die Vermittlung von fächerübergreifendem und fachbezogenem Genderwissen hinausgehend über einen hohen Anteil an praxisrelevanten und anwendungsorientierten Übungen verfügen soll, in denen Methoden-, Arbeits- und Kommunikationskompetenz

gelehrt und die Befähigung zu einem sach- und adressatenbezogenen Unterricht unter Berücksichtigung genderbezogener Aspekte anvisiert wird, wird neben dem inhaltlichen Curriculum eine Handreichung zur didaktischen Umsetzung mit entsprechenden Unterrichtsmaterialien entwickelt, die im Rahmen der modellhaften Durchführung des Modulelements ebenfalls erprobt werden sollen.

- Modellhafte Umsetzung des Modulelements als Lehrangebot an acht Hochschulen
 - Evaluation des Modulelements: Im Anschluss an die modellhafte Erprobung des Modulelements „Genderkompetenz in der Mathematik“ ist sowohl eine Befragung der Studierenden geplant, die an den acht ausgewählten Hochschulen das Modulelement als Lehrveranstaltung besucht haben, als auch eine Befragung der Lehrenden, die diese Veranstaltung angeboten und durchgeführt haben. Beide Befragungen dienen der Evaluation des Modulbausteins aus der Perspektive unterschiedlicher AkteurInnen – der der Lehrenden und der der Lernenden.
 - Erstellung des Abschlussberichtes, der Materialsammlung und des aktualisierten Curriculums
- Zum derzeitigen Stand des Projektes ist anzumerken, dass die drei ersten Projektschritte nahezu abgeschlossen sind und nun bereits parallel mit der Entwicklung des Modulelements begonnen wurde, dessen modellhafte Lehre im WS 2009/10 erfolgen wird. Im April wird die Homepage des Projekts fertig gestellt (zu finden unter der Homepage des IFF, Rubrik Projekte). Interessierte können dort Näheres zum Projekt selbst sowie durch fortlaufende Aktualisierungen auch über den Projektverlauf erfahren.

Literatur

- Baumert, Jürgen; Lehmann, Rainer u. a. (1997): TIMSS – Mathematisch-Naturwissenschaftlicher Unterricht im internationalen Vergleich, Opladen
- Bos, Wilfried/Lankes, Eva-Maria/Prenzel, Manfred/Schwippert, Knut/Walther, Gerd/Valentin, Renate (Hrsg.) (2003): Erste Ergebnisse aus IGLU: Schülerleistungen am Ende der vierten Jahrgangsstufe im internationalen Vergleich. Münster u. a.
- Buchmayer, Maria (2008) (Hrsg.): Geschlecht lernen. Gendersensible Didaktik und Pädagogik, Innsbruck/Wien/Bozen
- Deutsche Mathematiker-Vereinigung (DMV) (2007): Für ein modernes Lehramtsstudium im Fach Mathematik. Stellungnahme des DMV, GDM und MNU. In: MDMV 15/2007, S. 146-150
- Faulstich-Wieland, Hannelore/Gast von der Haar, Nicole/Gütting, Damaris (2000): Soziale Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen in der Sekundarstufe I – Werkstattbericht aus einem Forschungsprojekt. In: Lemmermhöle, Doris u. a. (Hrsg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-

- Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung, Opladen, S. 173-188
- Hoppe, Heidrun/Nyssen, Elke (2005): Gender und Leistung: Ergebnisse aus IGLU, PISA und LAU. In: Schule im Gender Mainstream, Denkanstöße – Erfahrungen – Perspektiven. Herausgegeben vom Ministerium für Schule, Jugend und Kinder des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, und dem Landesinstitut für Schule, Soest, S. 135-138
- HRK (2006): Empfehlung zur Zukunft der Lehrerbildung an Hochschulen. EntschlieÙung des 206. Plenums am 21.2.2006, Bonn
- Jungwirth, Helga (1990): Mädchen und Buben im Mathematikunterricht. Eine Studie über geschlechtsspezifische Modifikationen der Interaktionsstrukturen, Wien: BMUK
- Jungwirth, Helga/Stadler, Helga (2005). Gender-Sensibilisierung von Lehrkräften: Einstieg und organisierte Förderung durch die Fachdidaktik. In: Österreichisches Zentrum für Begabtenförderung und Begabtenforschung (Hrsg.), Die Forscher/innen von morgen. Kongressbericht des 4. Internationalen Begabtenkongresses in Salzburg, Innsbruck/Wien/Bozen, S. 161-168
- Kaiser-Meßner, Gabriele (1993): Results of an empirical study into gender differences in attitudes towards mathematics. *Educational Studies in Mathematics*, 2, S. 56-66
- Keitel-Kreidt, Christine (2007): Geschlechtererziehung: Der blinde Fleck in der Lehrerinnenaus- und -fortbildung? In: Zentrale Frauenbeauftragte der FU Berlin (Hrsg.): Wissenschaftlerinnen-Rundbrief FU Berlin, Nr.3/2007, S. 4-10
- Keller, Carmen (1998): Geschlechterdifferenzen in der Mathematik, Zürich
- Lemmermöhle, Doris (2001): Gender und Genderforschung als Herausforderung für die Professionalisierung von Lehrerinnen und Lehrern. In: Beiträge zur Lehrerbildung. Zeitschrift zu Theorie und Praxis der Grundausbildung, Fort- und Weiterbildung von Lehrerinnen und Lehrern in Österreich, Nr. 3/ Okt. 2001, S. 324-335
- Ministerium für Schule und Weiterbildung des Landes NRW (2005): Zukunftsberuf Lehrer/in NRW, http://www.studienseminare.nrw.de/Konzepte/allgemein/Gender_Mainstreaming/Gender_Mainstreaming_im_Studienseminar.pdf (letzter Aufruf 9.2.2008)
- Niederrenk-Felgner, Cornelia (2001): Die Geschlechterdebatte in der Mathematikdidaktik. In: Nyssen, Elke (Hrsg.): Geschlechterforschung in der Fachdidaktik, Weinheim
- Rustemeyer, Ruth/Fischer, Natalie (2007): Geschlechtsunterschiede im Unterrichtsfach Mathematik - Zusammenhänge mit dem schülerperzipierten Lehrkraftverhalten. In: P. Ludwig & H. Ludwig (Hrsg.) Erwartungen in himmelblau und rosarot. Effekte, Determinanten und Konsequenzen von Geschlechterdifferenzen in der Schule, München
- Terhart, Ewald (Hrsg.) (2000): Perspektiven der Lehrerbildung in Deutschland. Abschlussbericht der von der Kultusministerkonferenz eingesetzten Kommission, Weinheim/Basel
- Tiedemann, Joachim (1995). Geschlechtstypische Erwartungen von Lehrkräften im Mathematikunterricht der Grundschule. In: Zeitschrift für Pädagogische Psychologie, 9, S. 153-161
- WR (2001): Empfehlungen zur künftigen Struktur der Lehrerbildung. Drucksache 5065/01, Berlin/Köln v. 16.11.2001, <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/5065-01.pdf> (letzter Aufruf 9.2.2008)
- Ziegler, Albert/Kuhn, Cornelia/Heller, Kurt (1998): Implizite Theorien von gymnasialen Mathematik und Physiklehrkräften zu geschlechtsspezifischer Begabung und Motivation. In: Psychologische Beiträge, 40. Jg., H. 3-4, S. 271-287

Kontakt und Information

Dr. Anina Mischau
 Interdisziplinäres Zentrum für
 Frauen- und Geschlechterfor-
 schung (IFF)
 Universität Bielefeld
 Postfach 100131
 33501 Bielefeld
 Tel: (0521) 106-4573/-4574
 anina.mischau@uni-bielefeld.
 de

Nicole Auferkorte-Michaelis, Anette Schönborn, Eva Wegrzyn

Hochschuldidaktik und Genderkompetenz – Expertinnen vernetzen sich

Der Expert/inn/enkreis „Genderkompetenz in Studium und Lehre“ ist eine bundesweite Arbeitsgruppe, an der sich Hochschuldidaktiker/innen, Forscher/innen, Lehrende und Studiengangsentwickler/innen beteiligen.

Die Idee entstand im Jahr 2006 beiläufig, so wie auch das Thema eher beiläufig in der Hochschuldidaktik (mit)thematisiert wird. Die Grundidee ist entsprechend simpel und typisch für Prozesse der Netzwerkbildung (vgl. hierzu z. B. Scheddin 2009, Fey 2008). Auf thematisch ausgerichteten Fachtagungen oder auch informellen Treffen kommt es eher zufällig zum Austausch über Gen-

der Mainstreaming und Genderkompetenz in der Hochschuldidaktik sowie über die Angebote. Kontakte zwischen Hochschuldidaktiker/inne/n, -entwickler/inne/n und -forscher/inne/n, die sich mit der Genderthematik auseinandersetzen, werden so geknüpft und/oder ausgebaut. Doch sollte es nicht bei diesen Zufälligkeiten bleiben, sondern durch den Aufbau von Strukturen sollte der Austausch über Genderkompetenz in Studium und Lehre systematisiert werden, um:

- das Thema in die Diskussion zu bringen,
- die Bedeutung und das Image von Genderkompetenz und Hochschuldidaktik aufzuwerten,



- Kontakte zu knüpfen, zu intensivieren, auszubauen und zu pflegen,
- Tipps, Strategien, Probleme und Erfolgskonzepte aus erster Hand zu erfahren und von anderen zu lernen,
- Raum für Interessensgemeinschaften und strategische Allianzen zu bilden und
- das Thema in der Hochschuldidaktik theoretisch, erkenntnisorientiert und anwendungsbezogen zu verorten.

Neben dem Erfahrungsaustausch und Berichten über Gender-Aktivitäten im Bereich der Hochschuldidaktik steht insbesondere die Auseinandersetzung mit Ansätzen für die Entwicklung von „Genderkompetenz“ im Vordergrund. Genderkompetenz in der Lehr-Lernpraxis ist voraussetzungs voll im Wissen, Können und Wollen der Interaktionsbeteiligten (vgl. in Anlehnung an das GenderKompetenzZentrum der Humboldt Universität Berlin, Netzwerk Frauenforschung NRW, Becker/Jansen-Schulz/Kortendiek/Schäfer 2006). An erster Stelle steht „ein Grundwissen über die gesellschaftlichen Strukturdaten, differenziert nach Geschlecht; die Kenntnis des Forschungsstandes zur Konstitution und Hierarchisierung der Geschlechterverhältnisse und in Ansätzen die Kenntnis der Geschlechtertheorien; ein Prozess- und Verfahrenswissen im Umgang mit Menschen, mit Gruppenprozessen, mit Konflikten in Arbeitszusammenhängen u. a. m.; sowie kontextbezogenes Detailwissen“ (Metz-Göckel/Roloff 2002: 3). Im Lehralltag genderkompetent handeln, heißt aber auch, die Rolle der Kategorie Gender in sozialen Prozessen und Organisationen im eigenen Tun zu reflektieren, mit Studierenden gendersensibel umzugehen und anderen Akteursgruppen gegenüber gendersensitiv zu agieren (vgl. Metz-Göckel/Roloff 2002). Gender-Kompetenz in Lehre und Studium bedeutet:

- Kenntnisse über Auswirkungen gesellschaftlicher Ungleichheiten in Bezug auf das Geschlecht (z. B. hinsichtlich Lernstrategien, Kommunikations- und Interaktionsstrukturen, Lebenssituationen, Interessen usw.)
- Kenntnisse über einschlägige fachspezifische Theorien, die Gender berücksichtigen, bzw. thematisieren
- Methoden und Erkenntnisse der Frauen - und Geschlechterforschung
- Bereitschaft zur Berücksichtigung dieser Wissensbestände für das eigene Handeln (Vermeidung von Diskriminierungen jeglicher Art, aktiver Einsatz für Gleichstellung, Anwendung der Prinzipien des Gender Mainstreaming) (vgl. Becker/Jansen-Schulz/Kortendiek/Schäfer 2006).

Der Expert/inn/enkreis „Genderkompetenz in Studium und Lehre“ wurde als Netzwerk im Rahmen des hochschuldidaktischen Projektes „Mit Gender

Mainstreaming Hochschule in Studium und Lehre kompetent entwickeln!“ am Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung der Universität Duisburg-Essen ins Leben gerufen und trifft sich regelmäßig am Campus Duisburg.

Die Treffen finden ganztagig statt und werden „Expert/inn/entag für Genderkompetenz in Studium und Lehre“ genannt. Nachdem die ersten sechs Expert/inn/entage zum Aufbau der Netzwerkarbeit genutzt wurden, um sich gegenseitig kennen zu lernen, Erfahrungen auszutauschen, gemeinsame Themen abzustimmen und Ziele für die Netzwerkarbeit zu formulieren, geht die Netzwerkarbeit in diesem Jahr in die Konsolidierungsphase über und versucht die angestoßenen thematischen Diskussionen zu verstetigen.

Trafen sich im Oktober 2007 erstmals 14 Frauen, um sich über „Hochschuldidaktik und Gender“ auszutauschen, gehören diesem Netzwerk inzwischen 20 Mitglieder an: Dr. Nicole Auferkorte-Michaelis (Universität Duisburg-Essen, Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung, Team Hochschuldidaktik), Santina Battaglia (Vorstandsvorsitzende der DGHD, Universität Freiburg, „Exzellenzinitiative für die Lehre“), Silke Bock (AGWW, Fachhochschule Gießen-Friedberg, Hochschuldidaktische Weiterbildung), Dr. Christiane Borchard (Universität Kassel, Leiterin Servicecenter Lehre), Inga Börjesson (Universität Potsdam, Netzwerk Studienqualität Brandenburg), Prof. Dr. Margret Bülow-Schramm (Universität Hamburg), Verena Bruchhagen (Universität Dortmund), Dr. Ulrike Graff (Fachhochschule Düsseldorf), Dr. Bettina Jansen-Schulz (Leuphana Universität Lüneburg, Hochschuldidaktik), Marion Kamphans (Universität Dortmund, HDZ), Dr. Beate Kortendiek (Netzwerk Frauenforschung NRW), Dr. Sabine Marx (TU Braunschweig, Kompetenzzentrum Hochschuldidaktik), Lisa Mense (Universität Duisburg-Essen, Referentin der Gleichstellungsbeauftragten), Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel (Universität Dortmund, HDZ), Dr. Anette Schönborn (Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung/Arbeitsstelle Gender and Diversity, Universität Duisburg-Essen), Sandra Schönauer (Universität Siegen, Hochschuldidaktik), Dagmar Schulte (Universität Siegen, Hochschuldidaktik), Petra Selent (Universität Dortmund, HDZ und Fachhochschule Südwestfalen Hagen), Dr. Ingeborg Stahr (Universität Duisburg-Essen, Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung, Team Hochschuldidaktik), Eva Wegrzyn (Universität Duisburg-Essen, Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung, Arbeitsstelle Gender and Diversity).

Es sind nicht immer alle Mitglieder an den Expert/inn/entagen anwesend, sie tragen aber dennoch Kommentare und Meinungen bei und halten den Kontakt zum Expert/inn/enkreis. Zukünftig sind

zwei bis drei Expert/inn/entage im Jahr geplant. Auf der Tagesordnung finden sich verschiedene Formate, um den Austausch zu systematisieren:

1. Impulsthesen: Ansätze und Diskussionen zum Thema Hochschuldidaktik und Genderkompetenz werden als Impulsvortrag eingebracht und anschließend gemeinsam diskutiert.
2. Institutionen und Angebote: Einzelne Mitglieder stellen ihre Arbeitskontexte vor und es wird der Frage nachgegangen, wie eine thematische Verortung von „Genderkompetenz und Hochschuldidaktik“ erfolgt oder erfolgen könnte.
3. Neue Projekte: Es werden neue Projekte der Mitglieder vorgestellt oder auch Gäste eingeladen, um neue Projekte, Erkenntnisse, Konzepte zu präsentieren.
4. Blitzlichter zu aktuellen Ereignissen: Hochschulpolitische „Windrichtungen“, Entwicklungslinien des Gender Mainstreamings, Diskussionen auf Fachtagungen, Neuigkeiten zum Thema sowie Wünsche an das Netzwerk werden hier gemeinsam ausgewertet.

Das Netzwerk versteht sich nicht als geschlossener Arbeitskreis, sondern steht neuen Mitgliedern offen gegenüber und möchte auch die Diskussion mit einer breiteren Öffentlichkeit teilen.

Gemeinsam mit dem Expert/inn/enkreis wurde die Tagung „Gender als Indikator für gute Lehre“ im Rahmen der Netzwerkarbeit konzipiert. An der Fachtagung, die am 24. Oktober 2008 am Campus Duisburg stattfand, haben sich viele der Teilnehmerinnen der Arbeitsgruppe mit einem Vortrag oder Poster beteiligt. Thematisch gliederte sich die Tagung in drei Themenschwerpunkte:

- Der Blick für das Ganze: Gender Mainstreaming als Konzept für die Personal- & Organisationsentwicklung in Studium und Lehre
- Macht es einen Unterschied? Genderdifferenzierte Ergebnisse aus der Lehr- und Lernforschung über Hochschulen
- Genderkompetenz im Lehralltag: Hochschuldidaktische Konzepte für Gender und Diversity im Interaktionsraum Lehren und Lernen

Ein Tagungsband „Gender als Indikator für gute Lehre – Erkenntnisse, Konzepte und Ideen für die Hochschule“ ist in Vorbereitung und wird im Frühsommer im Verlag Barbara Budrich erscheinen. Außerdem ist in Planung die Tagung „Gender als Indikator für gute Lehre“ regelmäßig auszurichten.

Auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Hochschuldidaktik (DGHD) zum Thema Studiengangentwicklung im März 2009 wurde die Netzwerkgründung bekannt gegeben und im Rahmen eines Projektposters vorgestellt. Außerdem wird das Netzwerk im August 2009 auf der 6th Conference on Gender Equality in Higher Education in Stockholm mit einem Poster vertreten sein.

Das Netzwerk „Genderkompetenz in Studium und Lehre“ nutzt die Internetplattform „Gender-Portal“ der Universität Duisburg-Essen und hat dazu beigetragen den Menüpunkt „Hochschuldidaktik“ aufzubauen. Die Ergebnisse der Netzwerkarbeit werden hier veröffentlicht. Zu finden sind inzwischen unter dem Menüpunkt „Hochschuldidaktik“ neben einführenden Informationen zu Geschlechteraspekten in der Hochschuldidaktik auch Best-Practice-Beispiele, Leitfäden und kommentierte Literaturhinweise (siehe http://www.uni-due.de/genderportal/lehre_hochschuldidaktik.shtml)

Das Team „Hochschuldidaktik und Genderkompetenz“ im Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung an der Universität Duisburg-Essen hat die Koordination für die Netzwerkarbeit übernommen. Anmerkungen, Anregungen und Fragen nehmen wir gerne entgegen, bitte wenden Sie sich direkt an uns.

Quellen

- Becker, Ruth/Jansen-Schulz, Bettina/Kortendiek, Beate/Schäfer, Gudrun (2006): Gender-Aspekte bei der Einführung und Akkreditierung gestufter Studiengänge – eine Handreichung. Dortmund: Netzwerk Frauenforschung NRW
- Fey, Gudrun (2008): Kontakte knüpfen und beruflich nutzen: Erfolgreiches Netzwerken, 8. Aufl., Regensburg
- Genderportal der Universität Duisburg-Essen: http://www.uni-due.de/genderportal/lehre_hochschuldidaktik.shtml
- Metz-Göckel, Sigrid/Roloff, Christine (2002): Genderkompetenz als Schlüsselqualifikation. In: Journal Hochschuldidaktik 13, , URL: www.mdien-bildung.net/pdf/themen_seiten/metz_goeckel_roloff.pdf(10.01.06)
- Scheddin, Monika (2009): Erfolgsstrategie Networking: Business-Kontakte knüpfen, organisieren und pflegen, 3. Aufl., München

Kontakt und Information

Dr. Nicole Auferkorte-Michaelis
Team Hochschuldidaktik
ZfH, Universität Duisburg-Essen
nicole.auferkorte-michaelis@uni-due.de

Dr. Anette Schönborn
Arbeitsstelle Gender & Diversity
ZfH, Universität Duisburg-Essen
anette.schoenborn@uni-due.de

Eva Wegrzyn
Arbeitsstelle Gender & Diversity
ZfH, Universität Duisburg-Essen
eva.wegrzyn@uni-due.de

Marion Kamphans, Anna FUNGER

Welche Einstellungen haben Lehrende zur Lehre?

Lehrende repräsentieren einen großen Teil der Hochschulwelt und es überrascht nicht, dass sie einen wesentlichen Einfluss auf die Zufriedenheit und den Lernerfolg von Studierenden ausüben.¹ Lehre besteht zum Großteil aus Kommunikation, die nach Schulz von Thun (2000) als Mitteilungen eine vierfache Botschaft enthält (einen Sachaspekt, einen Beziehungsaspekt, einen Selbstoffenbarungsaspekt und einen Appellaspekt) und somit eine zentrale Bedeutung für die Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden hat (Viebahn 2004; 2007). Die Zufriedenheit der Studierenden mit der Lehre wiederum hängt z. B. von einem persönlichen Umgang der Lehrenden mit Studierenden und einem anregenden, konstruktiven Lehrverhalten sowie von der wahrgenommenen Struktur und Organisation der Lehrveranstaltung ab (vgl. Brunner 1998). Empirisch lassen sich drei Dimensionen der allgemeinen Zufriedenheit der Studierenden unterscheiden: die Zufriedenheit der Studierenden mit den Studieninhalten, mit den Studienbedingungen und mit der Bewältigung von Studienbelastungen (Westermann et al. 1996). Unter die Zufriedenheit mit den Studieninhalten fallen die Studienziele (z. B. außerhochschulische oder wissenschaftliche, ex- und intrinsische, soziale oder unklare Ziele). Die (Un-)Zufriedenheit der Studierenden mit den Studienbedingungen hängt zum einen von Rahmenbedingungen (z. B. Arbeitsmöglichkeiten und Ausstattung der Universität) sowie von einer Übereinstimmung bzw. Diskrepanz der Wertorientierungen der Studierenden und den aus ihrer Sicht wahrgenommenen Wertvorstellungen der Lehrenden ab (Heise et al. 1999). Wie sich nun Wertvorstellungen und Einstellungen von Lehrenden auf die Studienzufriedenheit und den Lernerfolg von Studierenden auswirken und welche Rolle dabei eine Gender-Diversity-Perspektive spielt, ist eine zentrale Frage, die bislang in der empirischen Forschung kaum in den Blick genommen wurde und die deshalb in dem BMBF-Projekt „LeWI – Lehre, Wirksamkeit und Intervention“² mit einem mehrperspektivischen und interdisziplinären Vorgehen, das eine Gender-Diversity-Dimension integriert, untersucht werden soll. Dieses Vorgehen ist in mehrfacher Hinsicht innovativ und neu, weil die empirischen Analysen zum Zusammenhang von Lehren und Lernen in der akademischen Lehre als vergleichende Untersuchungen in unterschiedlichen Hochschulen/Kontexten angelegt sind und

systematisch die Geschlechter-Diversity-Perspektive einbeziehen. Neu sind auch die Analysen zur Wirksamkeit von hochschuldidaktischen Interventionen in der Lehre in diesem Zusammenhang, weil sie über die Veranstaltungsevaluationen hinausgehen.

Das Projekt „LeWI“: Forschungsfragen, Vorgehen, Methoden, Ziele

Bei dem Titel des Projekts „LeWI“ handelt es sich um ein Akronym, das sich aus den Wörtern Lehre, Wirksamkeit und Intervention zusammensetzt und damit schon buchstäblich den Untersuchungszusammenhang von Lehre, ihre Wirksamkeit sowie die Wirksamkeit von hochschuldidaktischen Interventionen thematisiert. An dem Forschungs- und Entwicklungsprojekt „LeWI“ sind Kooperationspartner/innen³ (von vier Universitäten (TU Braunschweig, TU München, Leuphana Universität Lüneburg, TU Dortmund) beteiligt, die Gesamtleitung liegt bei Prof. Dr. Sigrig Metz-Göckel und Marion Kamphans (TU Dortmund). Entsprechend der Expertise, die die Kooperationspartner/innen einbringen, verbindet das Projektdesign eine psychologische individuumszentrierte Perspektive mit einer sozial- und erziehungswissenschaftlichen Perspektive und verknüpft Analysen mit Interventionen. Über einen Zeitraum von 30 Monaten (Laufzeit und Förderung 01.12.2008-31.05.2011) werden verschiedene Erhebungen, Analysen und Interventionen im Kontext des Lehrens und Lernens in der akademischen Lehre durchgeführt und ausgewertet. Im Fokus der Untersuchung sind Lehrende von ingenieur-naturwissenschaftlichen sowie sozial- und erziehungswissenschaftlichen Studiengängen und deren Lehrveranstaltungen.

Für die Erhebungsphasen sind folgende Forschungsfragen relevant:

- Welche Einstellungen haben Lehrende zu ihrer Lehrtätigkeit und mit welchen Faktoren stehen diese Einstellungen im Zusammenhang?
- Welche Relevanz spielt die Genderdimension und die Diversity-Dimension in der Hochschullehre – auf Seiten der Lehrenden und auf Seiten der Studierenden und z. B. im Hinblick auf Lehrzufriedenheit und Lernerfolg?
- Wirkt es sich auf die Zufriedenheit der Studierenden mit der Lehre aus, ob Lehrende den ak-

¹ Wiederabdruck des Textes Kamphans, Marion & FUNGER, Anna (2009): Welche Einstellungen haben Lehrende zur Lehre? In: Journal Hochschuldidaktik. 20. Jg. Nr. 1, März 2009, S. 22-25

² Ausführlicher Titel: „LeWI – Lehre, Wirksamkeit und Intervention. Einstellung von Lehrenden zur Lehre, Studienerfolg und Wirksamkeit von Interventionen zugunsten guter Lehre. Eine vergleichende Untersuchung in technisch-naturwissenschaftlichen, sozial- und erziehungswissenschaftlichen Studiengängen an ausgewählten Technischen Universitäten“, gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) unter dem Titel „Hochschulforschung als Beitrag zur Professionalisierung der Hochschullehre“ im Rahmenprogramm „Empirische Bildungsforschung“.

³ Prof. Dr. Elke Heise, Dipl.-Psych. Ute Zaepernick-Rothe (TU Braunschweig); Prof. Dr. Susanne Ihlen, Wolfram Schneider M.A. (TU München); Prof. Dr. Christa Cremer-Renz, Dr. Bettina Jansen-Schulz, Dipl.-Ing. Brit-Maren Block (Leuphana Universität Lüneburg); Prof. Dr. Sigrig Metz-Göckel, Dipl.-Soz.-Wiss. Marion Kamphans, Anna FUNGER, Dipl.-Päd. Christiane Ernst, Jennifer Eickelmann B.A. (TU Dortmund).

tuellen Studienstrukturreformen positiv oder ablehnend gegenüber stehen?

- Wirkt es sich auf die Zufriedenheit und den Lernerfolg der Studierenden aus, ob Lehrende gerne lehren?
- Wie wirksam sind hochschuldidaktische Interventionen? Wirken sie sich auf die Zufriedenheit der Studierenden mit der Lehrveranstaltung aus? Verändern sie die Einstellung der Lehrenden zu ihrer Lehrtätigkeit?
- Wirkt es sich auf die Zufriedenheit und den Lernerfolg von heterogenen Studiengruppen aus, wenn Lehrende ihre Veranstaltungen zielgruppenorientiert gestalten?

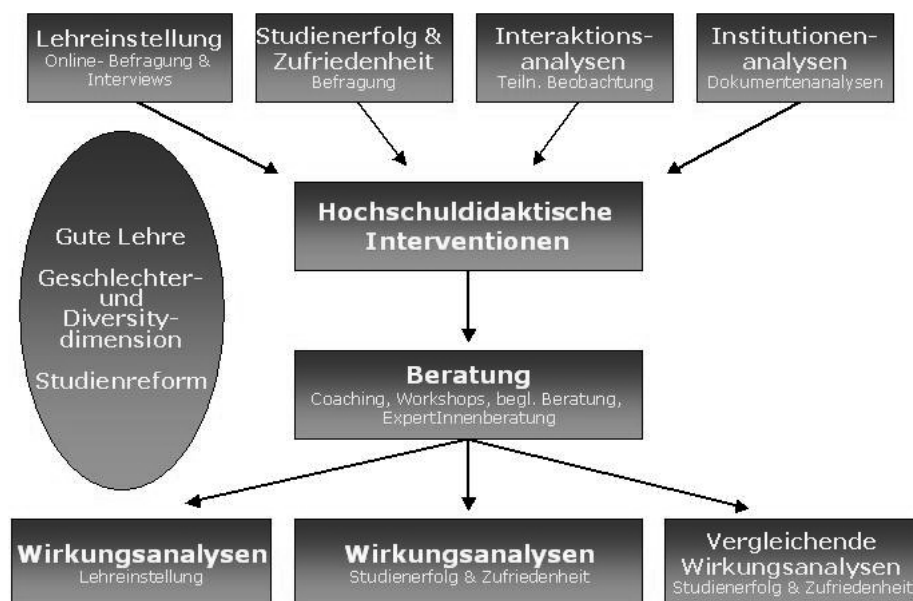
Das Projekt ist in zwei Untersuchungsphasen gegliedert (siehe auch Abb.: Projektdesign LeWI):

- In der ersten Untersuchungsphase (1. Projektjahr) geht es darum, Antworten auf die Frage zu finden „welche Einstellung Lehrende zur Lehre haben?“. Es werden qualitative und quantitative Instrumente auf der Grundlage psychologischer, sozialwissenschaftlicher und erziehungswissenschaftlicher Theorien entwickelt und eingesetzt, um die Einstellungen der Lehrenden zur Lehre, zur Studienstrukturreform und zu den Studierenden zu erfassen. Zum einen ist geplant, eine bundesweite Online-Befragung mit Lehrenden, Professor/inn/en sowie wiss. Mitarbeiter/inne/n an deutschen Universitäten durchzuführen. Zum anderen, werden an den am LeWI-Projekt beteiligten Universitäten qua-

litative Interviews mit Lehrenden durchgeführt. Ergänzend sollen Dokumente der Universitäten München, Lüneburg und Dortmund ausgewertet werden, um den institutionellen Kontext und den Stellenwert der Lehre an diesen Hochschulen zu ermitteln.

- In der zweiten, anwendungsorientierten Untersuchungsphase (2. Projektjahr) geht es darum, die Wirksamkeit von hochschuldidaktischen Interventionen in konkreten Lehrveranstaltungen zu prüfen und den Zusammenhang zwischen Lehreinstellungen der Lehrenden und ihre Relevanz für den Lernerfolg der Studierenden z. B. anhand von Klausurergebnissen zu untersuchen. Vorstellbar ist ein Setting mit einem Prä-Post Vergleich, indem eine Lehrveranstaltung aus verschiedenen Perspektiven und mit verschiedenen Methoden mehrfach untersucht wird. Im ersten Schritt könnten ausgewählte Lehrveranstaltungen und kooperierende Lehrende teilnehmend beobachtet werden, um Anhaltspunkte für eine Stärken-Schwächen-Analyse zu erhalten und diese den Lehrenden rückzukoppeln. Um die Wirksamkeit von hochschuldidaktischen Interventionen zu prüfen, bietet sich an, Lehrende und ihre Studierenden mehrfach zu befragen. Und zwar einmal bevor der/die Lehrende an einer hochschuldidaktischen Weiterbildung/Intervention teilnimmt, und anschließend danach. Bevor er oder sie an einer hochschuldidaktischen Weiterbildung/Intervention teilnimmt, wird der/die Lehren-

Abbildung: Projektdesign LeWI



Grafik: Kamphans © 2008

de zu seinem/ihrem Lehrkonzept und Vermittlungsstrategien befragt (Kurz-Interview), die Lehreinrichtung wird zusätzlich mit dem online-Befragungsinstrument vorab ermittelt. Die Studierenden der an diesem Untersuchungssetting beteiligten Lehrperson werden ebenfalls in die Erhebung miteinbezogen. Hier bietet sich eine Erfassung der studentischen Zufriedenheit mit der Lehrveranstaltung und einer Selbsteinschätzung des Lernerfolgs an. Um schließlich zu prüfen, ob und wie sich die Teilnahme an einer hochschuldidaktischen Weiterbildung (z. B. der Besuch eines Workshops zur Vermittlung von „didaktischen Strategien für große Veranstaltungen“, zu „Gender-Aspekten in Seminaren“ oder zur „kreativen Aufbereitung und Präsentation von Lehrstoff“) oder an anderen Interventionsmaßnahmen (z. B. Experten-Beratung, Coaching, begleitende Beratung) in der Lehrveranstaltung auswirkt, werden die jeweiligen Lehrenden und ihre Studierenden anschließend zweimal befragt und evaluiert, einmal unmittelbar nach der Teilnahme an der hochschuldidaktischen Weiterbildung und schließlich einige Monate später.

Ziel des Projektes ist es, wissenschaftlich fundiertes Wissen über die Tiefenstrukturen des Alltags universitärer Lehre und über den Zusammenhang zwischen Lehrtätigkeit, Lehreinrichtung und weiteren Faktoren zu ermitteln. Zudem gehen wir davon aus, dass die Ergebnisse in mehrfacher Hinsicht zur Qualitätssicherung der Lehre beitragen, da sie mit den kooperierenden Lehrenden und Fakultäten rückgekoppelt werden. Erste Ergebnisse sollen im Frühjahr 2010 vorliegen.

Neben den Forschungsaktivitäten werden Kontakte und Kooperationen zu Lehrenden in den beteiligten Hochschulen, zu interessierten Lehrenden

anderer Hochschulen und Institutionen hergestellt. Dies dient einmal der Sensibilisierung und Professionalisierung von Lehrenden hinsichtlich einer ‚guten‘, zielorientierten sowie gender- & diversitätsorientierten Lehre, aber auch zur Professionalität und Qualitätsentwicklung der Hochschullehre insgesamt. So ist z. B. geplant, einen Arbeitskreis mit Expert/inn/en als Diskussionsforum einzurichten und damit ein Netzwerk der empirischen genderorientierten Hochschulforschung zu „guter Lehre“ aufzubauen und sich mit anderen Expert/inn/en und bereits bestehenden Netzwerken zu vernetzen.

Literatur

- Brunner, Ewald J. (1998): Lehrer-Schüler-Interaktion. In: Rost, Detlef H. (Hg.) (1998): Handwörterbuch Pädagogische Psychologie. 3., überarb. und erw. Aufl. Weinheim, S. 278-287
- Heise, Elke/Westermann, Rainer/Spies, Kordelia/Rickert, Michael (1999): Zum Einfluss von Studienzielen und Wertorientierungen auf die allgemeine Studienzufriedenheit. In: Empirische Pädagogik, 13 (3), S. 231-251
- Schulz von Thun, Friedemann (2000): Miteinander reden. Störungen und Klärungen. Hamburg
- Viebahn, Peter (2004): Hochschullehrerpsychologie. Theorie- und empiriebasierte Praxisanregungen für die Hochschule. Bielefeld
- Viebahn, Peter (2007): Hochschullehrer/innen in der Interaktion mit Lernenden: Die Kategorie „Geschlecht“. In: Kamphans, Marion/Auferkorte-Michaelis, Nicole (Hg.) (2007): Gender Mainstreaming – Konsequenzen für Forschung, Studium und Lehre. Studien Netzwerk Frauenforschung NRW Nr. 8, Dortmund, S. 17-23
- Westermann, Rainer/Heise, Elke/Spies, Kordelia/Trautwein, Ulrich (1996): Identifikation und Erfassung von Komponenten der Studienzufriedenheit. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht, 43, S. 1-22

Kontakt und Information

Marion Kamphans
Hochschuldidaktisches
Zentrum
der Technischen Universität
Dortmund
Vogelpothsweg 78
44227 Dortmund
marion.kamphans@tu-
dortmund.de

Die Wahl des Praktikumsplatzes und das damit verbundene Berufswahlverhalten – mal geschlechtsspezifisch betrachtet

Die beruflichen Möglichkeiten für Absolvierende der Pädagogik sind sehr vielfältig¹ und nicht spezifisch auf einen Bereich festgelegt. Die möglichen Arbeitsfelder, die von Diplom-Pädagogen und -Pädagoginnen ausgefüllt werden können, sind breit gefächert und reichen von Lehre und Förderung, Betreuung und Beratung bis hin zur Forschung. Zudem ergeben sich auch stets neue Aufgabebereiche, die auf den ersten Blick vielleicht nicht ganz typisch für den pädagogischen Bereich sind, z. B. in der Personal- und Organisationsentwicklung². Jeder und jede muss sich daher mehr oder weniger eine passende Nische suchen, um sich beruflich zu etablieren. Hinzu kommt, dass sich häufig auch eine Konkurrenzsituation zu den Absolventen und Absolventinnen anderer Disziplinen ergibt; vor allem zu Diplom-Psychologen und Diplom-Soziologen. Die Abgrenzung zu Sozialpädagogen ist manchmal schwer zu verstehen, da sich die Tätigkeitsbereiche teilweise überschneiden. Viele soziale Arbeitsfelder werden jedoch nicht nur von unterschiedlichen Berufsgruppen als Tätigkeitsfeld favorisiert, sondern gehen zumeist auch mit unattraktiven und ausbildungsunadäquaten Bedingungen einher, wie z. B. Gleichsetzung mit ehrenamtlichen Tätigkeiten, befristete Arbeitsverhältnisse, Teilzeitarbeit und generell geringere Entgelte als in Arbeitsfeldern im Profit-Bereich³. D. h. „(...) Diplom-Pädagoginnen, die in die Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit einmünden, müssen im Schnitt eine deutlich schlechtere Eingruppierung in Kauf nehmen (...) als etwa in der Erwachsenenbildung.“⁴ Die Praktikumsuche ist damit eine besondere Herausforderung. Praktika sollen prinzipiell die Chance eröffnen, Tätigkeitsfelder zu erschließen, die vielversprechende Möglichkeiten, auch in finanzieller Hinsicht, bieten, auch um sich von den hochfrequentierten sozialen Arbeitsbereichen abzusetzen.

Der berufliche Verbleib von Absolvierenden eines erziehungswissenschaftlichen Studiums ist durch viele Studien gut belegt⁵, auch die Bedeutsamkeit der in das Studium eingebetteten Praktika ist dabei ein wichtiges Thema⁶. Der Grund dafür ist, dass die Praxisphasen einen wertvollen Beitrag dazu leisten, im Studium erlerntes Wissen zu vertiefen und zu reflektieren. Zudem bieten sie den Studierenden eine wichtige Orientierungshilfe im Hinblick auf die spätere Berufswahl. Die

Notwendigkeit der praktischen Erfahrungen wird stets betont; das Praktikum an sich wird jedoch bislang meist nur am Rande betrachtet⁷. Nahezu die einzige Ausnahme bildet hier die 2002 von Egloff durchgeführte interessante Untersuchung, welche die Motive für die Praktikumswahl von Studierenden der Humanmedizin und der Erziehungswissenschaft in den Blick nimmt⁸. Den geschlechtsspezifischen Motiven für die Wahl der Praktikumsplätze sowie der damit verbundenen Orientierung hin zum späteren Tätigkeitsfeld sind bislang jedoch noch nicht viel Beachtung geschenkt worden.

An der Universität Duisburg-Essen, an der innerhalb des erziehungswissenschaftlichen Studiums im Fachbereich Bildungswissenschaften von Frau Prof. Dr. Schlüter der Schwerpunkt Allgemeine Erwachsenenbildung/Bildungsberatung angeboten wird, ist innerhalb der dort stattfindenden Praktikumsbetreuung aufgefallen, dass es geschlechtsspezifische Unterschiede im Hinblick auf die Wahl des Praktikumsplatzes gibt. Doch die Motive, die eine solche Wahl begründen, sind unklar. Eine Hypothese ist, dass das geschlechtsstereotype Rollenverständnis, welches für Männer und Frauen noch immer im täglichen Umgang allgegenwärtig ist; trotz Gender Mainstreaming, Gleichstellungsbeauftragten, Aufklärungsaktionen und der allgemeinen Einsicht, dass beide Geschlechter die gleichen Rechte, Pflichten und auch Chancen haben (sollen), bei der Wahl des Praktikumsplatzes als Ort späteren beruflichen Wirkens eine Rolle spielt. Hier muss nachgefragt werden, in welcher Form noch immer die Stereotypisierung der Geschlechterzuschreibungen wirksam ist und vor allem, wie diesem Umstand entgegengewirkt werden kann. Wichtig ist hierbei, dass nicht die Tatsache an sich, einen sozialen Bereich zu wählen, irgendwelche Nachteile mit sich zieht. Auch der Berufswunsch, mit und für den Menschen zu arbeiten ist nicht per se zu verwerfen. Im Gegenteil, denn im Gegenzug wäre es wünschenswert, dass sich auch ein größerer Teil der Männer für dieses Feld entscheiden würden. Nein, es ist einzig und allein das Ansehen und die Beachtung dieser so wichtigen Tätigkeitsfelder, die in unserer Gesellschaft leider noch immer zu kurz kommt und somit nicht den Lohn mit sich bringt, der dafür angemessen wäre.

1 Einen guten, exemplarischen Einblick in die vielfältigen Arbeitsfelder von Pädagoginnen bietet hier das aktuelle Werk von Schlüter (2008): Erziehungswissenschaftlerinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung.

2 Eine Beschreibung der Tätigkeiten für Absolvierende der Pädagogik findet sich bspw. auf der Seite der Bundesagentur für Arbeit unter BerufeNet oder in Otto/Rauschenbach/Vogel, 2002

3 vgl. Merckens et al 2002; Faulstich-Wieland 2002

4 Merckens, Rauschenbach, Weishaupt, 2002, S.93

5 Eine ausführliche Auflistung der empirischen Verbleibsstudien findet sich in: Krüger/Züchner 2002

6 Vgl.: Schulze-Krüdener/Homfeld, 2001; Lüders, 2002

7 Vgl. dazu z.B. Schoger, 2003

8 Egloff, 2002

Die geschlechtsspezifische Betrachtungsweise des Praktikums, bzw. des damit verbundenen Berufswahlverhaltens ist ein spannendes Forschungsfeld, dessen Erforschung vielleicht dazu beitragen könnte, die Wahl des Praktikumsplatzes bewusster zu treffen. Denn nur wenn Alternativen zu den sonst „typischen“ Frauenberufen, die oftmals in einer finanziellen Sackgasse verlaufen, bekannt sind, können mehr Frauen in andere Tätigkeitsfelder einströmen, die ihren Leistungen und Anstrengungen auch gerecht werden. Dieses Feld zu erforschen und die Beweggründe bewusst zu machen, die weibliche Studierende auch heute noch dazu bringen, offensichtlich überholte Berufsfelder ins Blickfeld zu nehmen, um ihren „Lebensberuf“ auszusuchen, ist das Thema meiner begonnenen Dissertation.

Literatur

- EGLOFF, B. (2002): Praktikum und Studium. Diplom- Pädagogik und Humanmedizin zwischen Studium, Beruf, Biographie und Lebenswelt. Leske+Budrich, Opladen
- FAULSTICH- WIELAND, H. (2002): Frauen und Studium - Frauenstudium in der Erziehungswissenschaft. In: Otto, H.-U./ Rauschenbach, T./Vogel, P. (Hrsg.) (2002): Erziehungswissenschaft: Lehre und Studium. Erziehungswissenschaft in Studium und Beruf. Eine Einführung in vier Bänden, Bd. 2, Leske+Budrich, Opladen. S.173-185
- KRÜGER, H.-H./ZÜCHNER, I. (2002): Karriere ohne Muster? Berufsverläufe von Diplom- und Magister- PädagogInnen.

In: Otto, H.-U./Rauschenbach, T./Vogel, P. (Hrsg.): Erziehungswissenschaft: Arbeitsmarkt und Beruf. Leske+ Budrich, Opladen, S. 75-92

- LÜDERS, C. (2002): Erziehungswissenschaftliches Studium und pädagogische Berufe. S. 568- 592. In: Lenzen, D. (Hrsg.): Erziehungswissenschaft. Ein Grundkurs. 5. Aufl. Rowohlt- Taschenbuch- Verlag, Reinbek bei Hamburg. S. 568- 592
- MERKENS, H./RAUSCHENBACH, T./WEISHAUPT, H. (Hrsg.) (2002): Datenreport Erziehungswissenschaft 2. Ergänzende Analysen. Leske+Budrich, Opladen
- OTTO H.-U./RAUSCHENBACH, T./VOGEL, P. (Hrsg.) (2002): Erziehungswissenschaft: Arbeitsmarkt und Beruf. Erziehungswissenschaft in Studium und Beruf. Eine Einführung in vier Bänden, Bd. 4. Leske+Budrich, Opladen
- SCHLÜTER, A. (Hrsg.) (2008): Erziehungswissenschaftlerinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung. Aus der Reihe: Frauen- und Genderforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 6. Verlag Barbara Budrich, Opladen & Farmington Hills
- SCHULZE- KRÜDENER, J./HOMFELD, H.G. (2001): Praktika: Pflicht oder Kür? – Perspektiven und Ziele der Hochschulausbildung zwischen Wissenschaft und Beruf. In: Der pädagogische Blick, Jg.9, H. 4, S. 196-206.
- SCHOGER, W. (2003): Das Praktikum in der Erwachsenenbildung/Weiterbildung. Ein Beitrag zur Professionalisierung von Diplompädagogen. In: Friedrich, H./Schobert, B.: Praxisbezug und qualifizierte Praktika zur Berufsorientierung im geisteswissenschaftlichen Studium. Wirtschafts- und Berufspädagogische Schriften Bd. 30, Verlag Thomas Hobein, S. 79-108

Kontakt und Information

Stephanie Kurbjuhn
stephanie.kurbjuhn@google-
mail.com

Miriam Gwisdalla, Gudrun Schäfer

„Weil ich nie gedacht hätte, dass mir so was Spaß machen kann!“ – Gender und MINT an der Uni Paderborn

Gender und MINT – dieses Thema ist in den letzten Monaten und Wochen auf der Agenda von Politik und Wirtschaft ständig präsent. An der Universität Paderborn gibt es bereits seit 2002 Programme, die das Interesse von Mädchen und jungen Frauen an Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (MINT) vertiefen. Mit dem nunmehr dreistufigen Konzept „Girls' Day“, „Schnupperstudium für Oberstufenschülerinnen“ und „Mädchen machen MINT“ werden Schülerinnen der Stufen 7 bis 13 erreicht. Darüber hinaus trägt der hohe Frauenanteil unter den Professorin-

nen an der Uni Paderborn dazu bei, durch weibliche Vorbilder die Mädchen für ein Studium oder gar eine wissenschaftliche Karriere in den MINT-Fächern zu ermutigen: Allein an der Fakultät für Elektrotechnik, Informatik und Mathematik lehren und forschen zwei Professorinnen für Elektrotechnik, zwei Professorinnen für Informatik und vier Professorinnen für Mathematik. Auch im Rahmen der in Paderborn traditionell starken Lehramtsstudiengänge sowie bei der Fort- und Weiterbildung von Lehrerinnen und Lehrern wird das Thema behandelt. Die Projektgruppe Heterogenität im Zen-

trum für Bildungsforschung und Lehrerbildung (PLAZ) der Universität Paderborn wurde mit dem Ziel gegründet, das Thema Heterogenität in der Lehrerbildung stärker als bisher zu verankern. Die wichtigen Multiplikatorinnen und Multiplikatoren, nämlich die zukünftigen und derzeitigen Lehrkräfte, haben die Gelegenheit, sich in der Lehre und in Sonderveranstaltungen mit den Themen „Gender und MINT“ zu beschäftigen.

Frauenanteile im MINT-Studium

Mädchen erlangen die besseren Schulabschlüsse und stellen seit Mitte der 1990er Jahre die Mehrheit der Studienanfängerinnen in Deutschland. Dies ist besonders auf die überwältigende Überzahl in den Kulturwissenschaften und im Lehramtsstudium zurückzuführen. Der Anteil von Frauen und Mädchen in naturwissenschaftlichen und technischen Fächern und Berufen ist in Deutschland im Vergleich zu anderen EU-Ländern, aber auch außereuropäischen Ländern immer noch gering. Nach einem kurzen Anstieg in den 1990er Jahren sank er danach wieder ab. Ein Grund ist in dem höheren Anteil von Frauen in technischen Berufen in der DDR zu sehen, was nach der deutschen Vereinigung noch nachwirkte. Vergleicht man die Zahlen der Absolventinnen für den Zeitraum 2000 bis 2007, so ist kein kontinuierlicher Anstieg zu erkennen. Für den Bereich Mathematik/Naturwissenschaften schwanken sie zwischen 38,4 und 40,6 Prozent und für Ingenieurwissenschaften zwischen 19,8 und 22 Prozent.¹ Diese Zahlen sehen erst einmal gar nicht so schlecht aus. Betrachtet man die Absolventinnenzahlen allerdings für die einzelnen Fächer, ergibt sich ein anderes Bild: Während für Mathematik mit 54 Prozent und Biologie mit 63 Prozent der Frauenanteil sogar überwiegt, sind es in Physik nur 18,5 Prozent und in Informatik gar nur 17 Prozent. Auch bei den Ingenieurwissenschaften sieht es nicht anders aus: Architektur hat mit 53,4 Prozent einen Frauenüberschuss, wohingegen Maschinenbau nur 18,6 und Elektrotechnik gar nur 8,3 Prozent Absolventinnen zu verzeichnen haben.²

Auch an der Universität Paderborn sehen die Zahlen ähnlich aus: Gerade in den Ingenieurwissenschaften liegt der Anteil der Studienanfängerinnen und Absolventinnen teilweise unter oder nur knapp über 10 Prozent. An der Uni Paderborn werden die Zahlen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer an Lehrveranstaltungen nach Geschlechtern getrennt erhoben. Nimmt man die Daten für das Sommersemester 2007, so ergibt sich in der Mathematik ein Frauenanteil von 59 Prozent in den Veranstaltungen aller Fachsemester.³ In der Chemie sind es immerhin noch 45 Prozent, dagegen fallen alle anderen naturwissenschaftlich-

technischen Fächer ab: In der Physik sind es noch 21 Prozent, wohingegen es bei Maschinenbau 14 Prozent, bei Informatik 11 Prozent und bei Elektrotechnik gerade noch 6 Prozent Frauen in der Veranstaltungen sind.

Vor allem aufgrund des sich abzeichnenden Fachkräftemangels wurde 2006 der Nationale Pakt für Frauen in MINT-Berufen „Komm, mach MINT“⁴ auf Initiative des Bundesministeriums für Bildung und Forschung ins Leben gerufen mit den Zielen, „ein realistisches Bild der ingenieur- und naturwissenschaftlichen Berufe zu vermitteln und die Chancen für Frauen in diesen Feldern aufzuzeigen, junge Frauen für naturwissenschaftlich-technische Studiengänge zu begeistern, Hochschulabsolventinnen für Karrieren in technischen Unternehmen und Forschungseinrichtungen zu gewinnen.“⁵ Bereits bestehende Projekte sollen dabei eingebracht und gebündelt werden.

„Nimm Drei!“ MINT für Schülerinnen an der Uni Paderborn

An der Universität Paderborn existiert schon seit sieben Jahren ein solches Projekt. 2002 wurde auf Initiative der Gleichstellungsbeauftragten, Irmgard Pilgrim, zum ersten Mal das „Schnupperstudium – Studentin auf Probe – für ein natur- oder ingenieurwissenschaftliches Studium“ an der Universität Paderborn in den Herbstferien durchgeführt. Die Organisation erfolgt gemeinsam mit der 1999 gegründeten Initiative „Frauen gestalten die Informationsgesellschaft“. Neben Informationen über die jeweiligen Studienfächer bekommen die Schülerinnen Gelegenheit, an drei Nachmittagen speziell für diese Veranstaltung konzipierte Workshops von Lehrenden der jeweiligen Fächer zu besuchen und aktiv daran teilzunehmen. Von Anfang an wurden die Teilnehmerinnen vor und nach der Veranstaltung gebeten, einen von uns konzipierten Fragebogen zu beantworten, mit dem auch die Zufriedenheit mit dem Schnupperstudium erhoben wird. Die Mehrzahl der Teilnehmerinnen ist zufrieden oder sogar sehr zufrieden. Dies blieb über die Jahre hinweg konstant.

Das Angebot spricht vor allem Schülerinnen aus dem Raum Ostwestfalen-Lippe an. Die meisten Teilnehmerinnen kommen aus Paderborn oder aus der Umgebung. Dies korrespondiert mit dem vor allem regionalen Einzugsgebiet der gesamten Universität Paderborn, deren Studierende vornehmlich aus der Stadt und dem Umland kommen. Vom Schnupperstudium erfahren haben sie größtenteils durch Zeitungsartikel, Plakate, von LehrerInnen an ihrer jeweiligen Schule oder durch ihre Eltern.

In der Leistungskurs-Wahl zeigt sich bei den meisten Teilnehmerinnen schon eine Affinität zu Na-

1 Die Zahlen sind irreführend, da bei den Naturwissenschaften Biologie und Chemie mit einem starken Frauenanteil mitzählen und bei den Ingenieurwissenschaften Architektur, mit ebenfalls einem starken Frauenanteil.

2 Statistisches Bundesamt, Fachserie 11, R 4.2, PJ 2006 (Stand 2006).

3 Ein Großteil studiert allerdings Mathematik auf Lehramt.

4 MINT = Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik

5 <http://www.komm-mach-mint.de/Startseite/Nationaler-Pakt> (12.03.2009)

6 <http://www.girls-day.de>

turwissenschaften und Mathematik. Mit dem Schnupperstudium erreichen wir also vor allem Mädchen, die bereits schon Interesse an einem Studium eines MINT-Faches haben. Für viele mag es dann auch die Bestätigung ihres Studienwunsches sein (siehe Teilnehmerinnenbefragung). Da der Wunsch, ein MINT-Fach zu studieren, im sozialen Umfeld der Schülerinnen (Elternhaus, Peer-Group) insbesondere in Deutschland oftmals kritisch kommentiert oder infrage gestellt wird, hat hier das Schnupperstudium eine sehr wichtige Funktion, um die jungen Frauen in ihrer Studienfachwahl zu bestätigen. Dazu einige Zitate der Teilnehmerinnen: „Viele, viele Schnupperstudien anbieten! Hat mich z. B. in meiner Studienfachwahl (Mathematik, Informatik) bestärkt! DANKE!“ (2007). „Mein Berufswunsch hat sich geändert, weil ich ein Studium in diesem Bereich als viel, viel zu schwierig angesehen habe, ich denke aber jetzt nach dem Schnupperstudium, dass es zu schaffen ist“ (2002). „Am besten gefallen hat mir der Informatikworkshop Smart Teams, weil es interessant war, und ich nie gedacht hätte, dass mir so was Spaß machen kann“ (2008).

Im Jahre 2006 fand eine erste größere Erhebung unter den ehemaligen Schnupperstudentinnen der Jahre 2002 bis 2004 statt. Es wurden aus diesen Teilnahmejahrgängen insgesamt 220 Teilnehmerinnen, die voraussichtlich schon eine Studien- oder Berufswahl vorgenommen haben, angeschrieben und gebeten, den Fragebogen, der in gedruckter Form beilag und im Internet stand, auszufüllen. 54 ehemalige Teilnehmerinnen beteiligten sich an der Befragung, die Mehrzahl der Rückmeldungen (nämlich 46 von 54) erfolgte über den Fragebogen im Internet.

Wenn man die verschiedenen Leistungskurskombinationen genauer betrachtet, stellt man fest, dass die Teilnehmerinnen des Schnupperstudiums zu fast 46 Prozent entweder eine mathematisch-naturwissenschaftliche bzw. eine rein naturwissenschaftliche Kombination gewählt haben (z. B. Mathe-Physik) und zu weiteren 44 Prozent eine Kombination aus einem mathematischen oder naturwissenschaftlichen Fach und einem anderen Fach (z. B. Mathe-Englisch oder Biologie-Pädagogik). Nur 5 Teilnehmerinnen (bzw. 10 Prozent) hatten beide Leistungskurse aus Bereichen, die nicht vom Schnupperstudium angesprochen werden. Das deutet darauf hin, dass sich bei Teilnehmerinnen des „Schnupperstudiums für Schülerinnen“ die Präferenzen für mathematisch-naturwissenschaftliche und technische Aufgabenfelder schon in der Leistungskursbelegung der Oberstufe widerspiegeln.

Es ist interessant zu sehen, dass tatsächlich der Großteil der befragten ehemaligen Teilnehmerinnen am Schnupperstudium weniger „frouentypische“

Studienfächer gewählt hat. So haben von den 54 Befragten, die geantwortet haben, 13 ein ingenieurwissenschaftliches Studium (Diplom) aufgenommen, 11 ein naturwissenschaftliches Studium (Diplom), acht Frauen haben Mathe oder Chemie für das Lehramt studiert, jeweils drei Frauen haben Mathematik (Diplom) oder Informatik (Diplom) studiert. Zusammengenommen sind das 70 Prozent. Das Studien- bzw. Berufswahlspektrum korrespondiert somit in etwa mit dem Spektrum, das bei der Belegung der Leistungskurse in der Schule deutlich geworden ist.

Die Befragungsteilnehmerinnen nahmen zu einem deutlich überdurchschnittlichen Prozentsatz ein Studium auf. 55 Prozent (mit Lehramtsstudiengängen 66 Prozent) nahmen ein natur- oder ingenieurwissenschaftliches Studium auf. Unter diesen sind bis auf eine Ausnahme alle, die eine eindeutig mathematisch-naturwissenschaftliche Leistungskurskombination in der Schule belegten.

Diese Ergebnisse zeigen, dass das Schnupperstudium tatsächlich zum großen Teil als Orientierung für die Studienwahl wahrgenommen wird und vorwiegend solche Mädchen anspricht, die bereits ein Interesse an Mathematik und den Naturwissenschaften entwickelt haben. Diesen wird somit eine konsequente Weiterführung ihres Weges aufgezeigt. Um den Kreis zu erweitern, müsste früher, und vor allem in den Schulen selbst, angesetzt werden. Der Ansatz in der Oberstufe ist hier zu spät. Hier muss weit früher Einfluss genommen werden. Mit unserem Projekt „Mädchen machen MINT“ in den Schulferien, das auch für Schülerinnen der Mittelstufe Workshops aus den MINT-Fächern anbietet und in den Herbstferien 2008 zum ersten Mal stattfand, setzen wir hier an. Zweimal im Jahr – in den Oster- und in den Sommerferien – finden ein- bis dreitägige Workshops für Mädchen ab der 7. Klasse statt. Im Gegensatz zum Schnupperstudium können sie hier tiefer in die Materie eindringen.

Ganz bewusst haben wir dabei auch Themen ausgesucht, die einen gewissen Medienbezug aufweisen, wie die Gestaltung von Webseiten, Medientechnik und IT-Technik, denn damit können wir dem sprichwörtlichen „Irgendwas mit Medien“ einen MINT-Bezug geben und gleichzeitig die Stärken der Uni Paderborn in der Verknüpfung von MINT-Wissenschaften und Medienwissenschaften vorstellen.

Zusammen mit dem bundesweit immer am vierten Donnerstag im April stattfindenden Girls' Day⁶, der an der Universität Paderborn bereits seit 2003 durchgeführt wird und sich an Mädchen von der 7. bis zur 12. Klasse richtet, ergibt sich ein dreistufiges Konzept, um speziell Mädchen für MINT-Fächer zu interessieren und zu motivieren.

Literatur

- Dahmen, Jennifer (2006): Ergebnisse eines EU-Forschungsprojekts zur Situation von Studentinnen in den Ingenieurwissenschaften. In: Journal Netzwerk Frauenforschung NRW, Nr. 20, S. 36-42
- Flaake, Karin et al. (2006): Professorinnen in der Mathematik. Berufliche Werdegänge und Verortungen in der Disziplin. Bielefeld
- Gransee, Carmen (Hg.) (2006): Hochschulinnovationen. Gender-Initiativen in der Technik. Hamburg
- Gildemeister, Regine (1992): Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit. In: Ilona Ostner/Klaus Lichtblau (Hrsg.): Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen. Frankfurt/New York, S. 220-239
- Greif, Moniko/Stein, Kira (Hg.) (1996): Ingenieurinnen. Daniela Düsentrieb oder Florence Nightingale der Technik. Mössingen-Talheim
- Könekamp, Bärbel (2007): Chancengleichheit in akademischen Berufen. Beruf und Lebensführung in Naturwissenschaft und Technik. Wiesbaden
- Petra Lucht/Tanja Paulitz (Hrsg.) (2008): Recodierungen des Wissens. Stand und Perspektiven der Geschlechterforschung in Naturwissenschaften und Technik. Frankfurt am Main
- Mooraj, Margrit (2002): Frauen, Männer und Technik. Ingenieurinnen in einem männlich besetzten Berufsfeld. Frankfurt/New York
- Nolte, Christiana/Kesting, Elena (2006): Auswertung der Befragung der ehemaligen Teilnehmerinnen des Schnupperstudiums für Schülerinnen. <http://www.wcs.uni-paderborn.de/cs/women/schnupperstudium/befragung.php> (17.02.2009)
- Sagebiel, Felizitas (2006): Ingenieurinnen in Europa. Karrieren und Barrieren. In: Journal Netzwerk Frauenforschung NRW, Nr. 20, S. 43-49
- Schinzel, Britta (2004): Kulturunterschiede beim Frauenanteil im Studium der Informatik. Teil II: Informatik in Deutschland. <http://mod.iig.uni-freiburg.de/cms/fileadmin/publikationen/online-publikationen/Informatik.Frauen.Deutschland.pdf> (17.03.2009)
- Schreyer, Franziska (2008): Akademikerinnen im technischen Feld. Der Arbeitsmarkt von Frauen aus Männerfächern. Frankfurt am Main/New York
- Wieneke-Toutaoui, Burghilde (1999): Wo sind die Frauen in der Technik? In: Doris Janshen (Hrsg.): Frauen über Wissenschaften. Die widerspenstigen Erbinnen der Männeruniversität. Weinheim/München, S. 35-44
- Wentzel, Wenka (2005): Fünf Jahre Girls' Day – Mädchen-Zukunftstag. Eine Zwischenbilanz. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien. 23. Jg. Heft 1+2. S. 114-130

Kontakt und Information

Gender & MINT an der Uni Paderborn im Internet: www.upb.de/women
 Universität Paderborn
 „Frauen gestalten die Informationsgesellschaft“
 Fakultät für Elektrotechnik, Informatik und Mathematik
 Warburger Str. 100
 33098 Paderborn

Dipl.-Soz.Wiss. Miriam Gwisdalla
gwisdalla@date.upb.de
 Tel: 05215 60 30 03

Dr. Gudrun Schäfer
gschaefer@date.upb.de
 Tel: 05251 60 30 03

Eva Wegrzyn, Anna C. Weber¹

Warum die Tomatensuppe keine Hausmannskost ist und trotzdem bald in aller Munde: Einblicke in die Gender Studi(e)s

Fünf Studierende des Masterstudiengangs Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum geben Auskunft über das, was sie geschlechterpolitisch beschäftigt und dazu bewogen hat, sich für diese Disziplin zu entscheiden sowie diesen Text zu verfassen. Im Vorfeld des Artikels wurde eifrig gemailt und beisammen gesessen, Gedanken ausgetauscht und geschrieben. Dabei herausgekommen ist eine etwas andere Innenperspektive von Studierenden der Geschlechterforschung.

Ruhr-Universität Bochum, Juni 2008: Der Zusammenhang zwischen „dem Tomatenwurf“ und einer sich abzeichnenden „Machtmuffelei“ in Bezug auf geschlechtliche Chancengleichheit, stand im Raum. Inspiriert gingen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen einer großen Konferenz zu *Frauenfragen und Männerfragen nach 40 Jahren neue Frauenbewegungen* in die Kaffeepause. Sie tummelten sich vorwiegend auf der Terrasse des universitä-

ren Tagungszentrums, es war sonnig und warm. „Und jetzt?“ fragte eine bewegte alte Häsin ein paar jüngere Hasen. Irritiert schauten die jüngeren Hasen über den Rand ihrer Kaffeetassen und knabberten verlegen an ihrem Teegebäck. „Ihr studiert doch Gender Studies und seit praktisch mit die ersten, die es in NRW tun. Warum habt ihr euch dafür entschieden? Wie ist das eigentlich?“ „So leicht ist dies nicht zu beantworten!“ befan-

¹ unter Mitarbeit von Lisa Buchmann, Hinrich Rosenbrock und Melanie Trommer

den die jüngeren Hasen und nahmen einen tiefen Schluck ihres Heißgetränks. Sie beschlossen die Fragen noch einmal sacken zu lassen, zusammen mit dem Konferenzinput. Ein konspiratives Treffen mit kühleren Getränken zur Klärung des Sachverhaltes wurde einberufen.

Bochum-Zentrum, März 2009: Die ersten milden Tage des neuen Jahres sind schon wieder passé. Die Sachverständigengruppe Gender Studies versammelt sich in der Küche von Christin. Von wegen faule Studierende in Zeiten von modularisierten Studienverläufen. Aus dem Radio tönen Salt'n'Peppa mit ihrem 1990er-Kracher „Let's talk about sex“. Hermann schneidet eifrig die Zwiebeln, Esther setzt das Wasser auf, immer noch entsetzt über den ZEITungsartikel, den sie gerade angewidert in der Bahn gelesen hat. „Wenn ich so etwas lese, könnte ich echt ausrasten!“ Esther knallt energisch ihr halbvolles Bierglas auf den Tisch. Hermann fingert nach der Zeitung. „Was steht denn da? Lies doch mal vor!“ fordert Christin neugierig. Hermann überfliegt die Seite. „Also, grob betrachtet um Neil Gilbert, einen Professor für Sozialfürsorge, der die Unabhängigkeit von berufstätigen Frauen in Frage stellt, den Rückgang von Familie und Familienleben bedauert und im Gegenzug für die ökonomische Aufwertung von Mutterschaft plädiert. Und ach ja, sein Buch ‚A Mothers Work‘ soll ein Plädoyer für die Wahlfreiheit von Frauen sein“ fasst Hermann den Artikel zusammen. „Und was ist mit den Vätern? Wo bleiben die in dieser ganzen Debatte?“ zischt Esther und blickt Hermann dabei vorwurfsvoll an. „Feminismus soll in seinem Schinken mit dem Sozialismus paktieren und zu Unrecht das Ideal der voll arbeitenden Mutter besingen.“ „Ja, aber genau darum studieren wir doch Gender Studies!“, erwidert Hermann irritiert, der von seiner Lektüre aufblickt und dabei die geschnittenen Zwiebeln in die Schale schüttet, „um mit diesen Rollenzwängen und Biologismen aufzuräumen!“ Und schon sind die vier Kommilitonen mitten in der Debatte und beim Sinn und Zweck ihrer gemütlichen Kochrunde angelangt. „Hat sich einer von euch schon Gedanken darüber gemacht, ich meine warum wir uns für Gender Studies entschieden haben?“ fragt Linda in die Runde und öffnet dabei ihr hopfenhaltiges Kaltgetränk. „Also ich habe mich genau wegen derartiger Presseberichte für den Studiengang entschieden. Ich möchte später als Journalistin arbeiten und zu einer vorurteilsfreien und verantwortungsvollen Berichterstattung beitragen. Dass Studium unterstützt mich darin, weil es mich für gesellschaftliche Geschlechtergerechtigkeit und den Umgang mit ausgegrenzten Gruppen sensibilisiert. In den meisten Artikeln wimmelt es doch nur so von Klischeevorstellungen und geschlechtsspezifischen Stereotypen“ meldet sich Christin zu

Wort. „Das kann ich als freier Mitarbeiter einer Zeitung nur bestätigen. Ich habe das Interesse für die Gender Studies im Laufe meines Geschichtsstudiums entwickelt. Die Seminare zu der Thematik haben mir so gut gefallen, dass ich mein Wissen darüber im Master vertiefen wollte. Hinzu kommt, dass ich bereits vor der Uni in politischen Gruppen aktiv war, die auch die Geschlechterperspektive mitdachten.“ fügt Hermann hinzu. „Aber um noch mal auf das Thema Stereotype zurückzukommen: Sicherlich gibt es immer noch viel zu Wenige die diese Klischeevorstellungen in Frage stellen, wenn aber in der Schule und im Freundeskreis niemand einen für bestimmte Asymmetrien sensibilisiert, wie soll dann ein Bewusstsein dafür entstehen? Ich habe erst mit Beginn des Studiums einen schärferen Blick für Geschlechterhierarchien bekommen und Geschlecht als kulturelles Konstrukt wahrgenommen“, gibt Linda zu bedenken. Christin zieht die Augenbrauen hoch und schaut sie fragend an: „Wie bist du denn darauf gekommen, Gender Studies zu studieren?“ Linda denkt einen Moment nach „zunächst einmal habe ich einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn und bin daher offen für Fragestellungen in Bezug auf komplexe soziale Ungleichheiten. Mich hat aber primär der kulturelle Aspekt an dem Studiengang gereizt. Der Zusatz ‚Kultur, Kommunikation, Gesellschaft‘ im Titel hat mich hellhörig werden lassen, weil ich mich immer schon für kulturelle Thematiken interessiert habe. Mittlerweile bin ich aber völlig weg von diesem Bereich, setze mich mit dem Konzept *Diversity* auseinander und möchte etwas in der Personalentwicklung bewegen.“ Esther schaut nach dem Auflauf. „Dauert noch was, das gute Stück. Und noch viel länger wird es wohl dauern, bis sich das Thema Geschlechterungleichheit gelöst hat. *Diversity* in Abgrenzung zum Begriff Gender wird übrigens eins meiner Prüfungsthemen. Seitdem ich mich damit befasse bin ich den Diskursen um das Konzept eher skeptisch gegenüber eingestellt. Denn das daraus erwachsene *Diversity Management* verfolgt in erster Linie das Ziel individuelle Akteure in der Wirtschaft zu sensibilisieren, verändert auf der strukturellen Ebene der Gesellschaft jedoch kaum etwas.“

„Ein Problem sehe ich auch darin, dass Väter sich in Punkto Kindererziehung immer noch häufig aus der Verantwortung ziehen und dabei materialistisch argumentieren können, da sie meistens mehr verdienen“ fügt Christin hinzu. „Ich denke, dass die meisten meiner Generation anders sind und sehr wohl die Verantwortung für ihre Kinder übernehmen wollen. Das Problem dabei ist, dass engagierte Väter gesellschaftlich auf wenig Akzeptanz stoßen und oftmals Spott ernten“, protestiert Hermann. „Da hast Du völlig Recht! Es sind diese grundlegenden dualen Denkschablonen, die aus

den Köpfen der Menschen verschwinden müssen, damit sich wirklich etwas ändern kann!“ pflichtet Linda ihm bei und erhält allgemeine Zustimmung. Die Runde macht sich über den inzwischen fertigen Auflauf her und wechselt das Thema: Die mühseligen Hausarbeiten und Referate. Esther zündet sich eine Zigarette an und stöhnt. „Das ist zwar jetzt Jammern auf hohem Niveau. In die verschiedenen Disziplinen, also in Medienwissenschaft, Geschichte, Kunstgeschichte, Romanistik und Sozialwissenschaft hereinzuschnuppern ist ja ein Geschenk. Aber wenn man beispielsweise vorher noch nie etwas über Medientheorien gehört hat, ist es schwierig eine fundierte Arbeit zum Seminar *Lebenswissenschaft und mediale Öffentlichkeit* zu schreiben. Spannend, aber auch anstrengend an diesem Seminar ist, dass wir eine Ausstellung konzipieren dürfen.“ „Ich fand vor allem die Basismodule zu Anfang des Studiums sehr arbeitsintensiv. Da haben wir zum Teil vier Texte in einer Sitzung diskutiert. Besonders positiv ist mir das Angebot der theologischen Fakultät zum Thema *Lebensführung in der Moderne* in Erinnerung geblieben. Da stand die Genderperspektive zwar nicht unbedingt im Vordergrund, aber es wurden jede Menge Verknüpfungsmöglichkeiten aufgezeigt“, bemerkt Christin. „Wisst ihr, was mir trotz der Interdisziplinarität fehlt? Veranstaltungen in der Biologie oder der Medizin unter Genderaspekten. In diesen Bereichen erhalten wir nur indirekte Einblicke“ schaltet Linda sich in das Gespräch ein und nimmt einen Nachschlag von Hermanns mitgebrachtem Vanillepudding.

In dem Moment geht schwungvoll die Küchentür auf. „Oh, ist noch was da?“ ruft Christins Mitbewohner Axel beim Anblick des restlichen Auflaufes entzückt. „Sieht gut aus, habt ihr den auf dem Scheiterhaufen eurer BHs geköchelt?“ bemerkt er spöttisch. Esther verdreht die Augen: „Du hast

es erfasst! Und beim Gemüse schnippeln waren wir von dem Gedanken besessen es handele sich um das Gemächt unserer Peiniger.“ Axel lacht und schaut zu Herman: „Sag bloß, du gehörst auch zu diesen Kampffeministinnen?“ Bevor Hermann antworten kann, ist Axel auch schon wieder in sein Zimmer verschwunden. „Oh, Mann! Wie ich es leid bin...“ stöhnt Hermann. „Ich verstehe gar nicht warum wir uns für unsere Studienwahl fast ständig rechtfertigen müssen. Das Verständnis von Geschlechtern prägt auf fundamentale Weise unsere Gesellschaft und betrifft somit alle...“ macht Esther ihrem Unmut Luft. Christin nimmt einen tiefen Schluck aus ihrem Glas. „Etwas ähnliches meinte Nellie auch letztens. Und sie hat dabei einen Vergleich zu den Religionswissenschaftlern gezogen. Diese müssen sich und ihre Disziplin nämlich nie erklären, obwohl keiner weiß ob es einen Gott gibt oder nicht und jeder seine Meinung dazu schon hat. Sie meinte auch, dass vielleicht gar kein Raum für Widerstand entstehen kann, wenn innerhalb der Machtstrukturen Ungleichheiten auf sehr subtile Art gefördert werden“. Hermann nickt zustimmend und geht ans Spülbecken. „Was ist denn mit dem Rest Tomatensoße?“ „Wären die Tomaten noch ganz, könnten wir auf die Straße gehen und schauen was wir damit anstellen. Aber einen ganzen Demonstrationzug bekommen wir damit wohl nicht zusammen...“ antwortet Christin grinsend. „Einsam Tomaten werfen, wenn zumal nicht ganz klar ist auf wen, ist im Moment ziemlich witzlos. Besser wäre es, ein gutes Tomatensüppchen mit konspirativen Zutaten zu kochen und dieses subtil unter die Leute zu bringen. Quasi, das System mit seinen eigenen Waffen schlagen“, fügt Esther mit einem Augenzwinkern hinzu. „Die Zutaten für feurige Rezeptideen bieten uns die vier Semester Studium ja allemal!“

Kontakt und Information

Eva Wegrzyn
eva.wegrzyn@gmx.de

Gudrun Schäfer

„Ich habe zwanzig Kinder, und mein Mann ist schön!“

Geschlecht und Utopie in der aktuellen Popmusik

„Hier bin ich gebor'n und laufe durch die Strassen!
Kenn die Gesichter, jedes Haus und jeden Laden!
Ich muss mal weg, kenn jede Taube hier beim Namen.
**Daumen raus, ich warte auf nen schicken Mann mit
schnellem Wagen.**
Die Sonne blendet, alles fliegt vorbei.
Und die Welt hinter mir wird langsam klein.
Doch die Welt vor mir ist für mich gemacht!
Ich weiss sie wartet, und ich hol sie ab!
Ich hab den Tag auf meiner Seite, ich hab Rückenwind!
Ein Männerchor am Strassenrand, der für mich singt!
Ich lehne mich zurück und guck ins tiefe Blau,
schliess die Augen und lauf einfach gradeaus.

Und am Ende der Strasse steht ein Haus am See.
Orangenbaumblätter liegen auf dem Weg.
Ich hab 20 Kinder, und mein Mann ist schön.
Alle kommen vorbei, ich brauch nie rauszugehen.

Ich suche neues Land
mit unbekanntem Strassen, fremden Gesichtern,
keiner kennt meinen Namen!
Alles gewinnen beim Spiel mit gezinkten Karten.
Alles verlieren, Gott hat einen harten linken Haken.
Ich grabe Schätze aus im Schnee und Sand.
Und Männer rauben mir jeden Verstand!
Doch irgendwann werd ich vom Glück verfolgt.
Und komm zurück mit beiden Taschen voll Gold.
Ich lad' die alten Vögel und Verwandten ein.
Und alle fang'n vor Freude an zu weinen.
Wir grillen, die Papas kochen und wir saufen Schnaps.
Und feiern eine Woche jede Nacht.

Und der Mond scheint hell auf mein Haus am See.
Orangenbaumblätter liegen auf dem Weg.
Ich hab 20 Kinder, und mein Mann ist schön.
Alle kommen vorbei, ich brauch nie rauszugehen.

Und am Ende der Strasse steht ein Haus am See.
Orangenbaumblätter liegen auf dem Weg.
Ich hab 20 Kinder, und mein Mann ist schön.
Alle kommen vorbei, ich brauch nie rauszugehen.

Hier bin ich geboren, hier werd ich begraben.
Hab taube Ohr'n, weißes Haar und sitz im Garten.
Meine 100 Enkel spielen Cricket auf m Rasen.
Wenn ich so daran denke, kann ichs eigentlich kaum
erwarten...

So beschreibt Petra Fox in ihrem Lied „Haus am See“ ihre Utopie vom guten Leben.

Schön wär's, denn auch das ist eine Utopie. Tatsächlich stammt der Song „Haus am See“ von PETER Fox, und dies ist der Originaltext:

Hier bin ich gebor'n und laufe durch die Straßen!
Kenn die Gesichter, jedes Haus und jeden Laden!
Ich muss mal weg, kenn jede Taube hier beim Namen.
**Daumen raus ich warte auf ,ne schicke Frau mit
schnellem Wagen.**
Die Sonne blendet alles fliegt vorbei.
Und die Welt hinter mir wird langsam klein.
Doch die Welt vor mir ist für mich gemacht!
Ich weiß sie wartet und ich hol sie ab!
Ich hab den Tag auf meiner Seite ich hab Rückenwind!
Ein Frauenchor am Straßenrand, der für mich singt!
Ich lehne mich zurück und guck ins tiefe Blau,
schließ die Augen und lauf einfach gradeaus.

Und am Ende der Strasse steht ein Haus am See.
Orangenbaumblätter liegen auf dem Weg.
Ich hab 20 Kinder, meine Frau ist schön.
Alle kommen vorbei ich brauch nie rauszugehen.

Ich suche neues Land
Mit unbekanntem Strassen, fremden Gesichtern und kei-
ner kennt meinen Namen!
Alles gewinnen beim Spiel mit gezinkten Karten.
Alles verlieren, Gott zeigt seinen harten linken Haken.
Ich grabe Schätze aus im Schnee und Sand.
Und Frauen rauben mir jeden Verstand!
Doch irgendwann werd ich vom Glück verfolgt.
Und komm zurück mit beiden Taschen voll Gold.
Ich lad' die alten Vögel und Verwandten ein.
Und alle fang'n vor Freude an zu weinen.
**Wir grillen, die Mamas kochen und wir saufen
Schnaps.**
Und feiern eine Woche jede Nacht.

Und der Mond scheint hell auf mein Haus am See.
Orangenbaumblätter liegen auf dem Weg.
Ich hab 20 Kinder, meine Frau ist schön.
Alle kommen vorbei ich brauch nie rauszugehen.

Und am Ende der Strasse steht ein Haus am See.
Orangenbaumblätter liegen auf dem Weg.

Ich hab 20 Kinder, meine Frau ist schön.

Alle kommen vorbei ich brauch nie rauszugehen.

Hier bin ich gebor'n, hier werd ich begraben.

Hab taube Ohr'n, nen weißen Bart und sitz im Garten.

Meine 100 Enkel spielen Cricket auf'm Rasen.

Wenn ich so daran denke kann ich's eigentlich kaum erwarten.

Als ich das Lied hörte und das Video sah¹, war mein erster Reflex: Typische Phantasie hegemonialer Männlichkeit: „Freiheit und Abenteuer, mit „schicken“ und „schönen“ Frauen, Frauenchören, „Mamas“, die kochen, einer Unzahl von Kindern und Enkelkindern, auf der visuellen Ebene (im Video) auch noch schwarze Trommler im Hintergrund. Alle „huldigen“ dem weißen Mann: Utopie, das heißt wörtlich „Nicht-Ort“ oder „Nirgendort“ (Voßkamp 1997, S.1931), und, so die literarische Genretheorie, „Das Dargestellte muß sich als etwa Erfundenes zu erkennen geben, wobei der Grad der Fiktionalisierung unterschiedlich sein kann, aber ein bestimmtes Minimum nicht unterschreiten darf; der Inhalt des Textes stellt ein Gegenbild zur bestehenden Wirklichkeit dar, das dieser kritisch entgegengehalten wird“ (ebenda, S. 1931).

All diese Voraussetzungen erfüllt die Utopie von Peter Fox, sie nimmt, auch das ein gängiges Thema der Literatur, ihren Ausgangspunkt in der Alltäglichkeit der allzu vertrauten städtischen Umgebung, um dann schnell in eine Fluchtphantasie umzuschlagen, die bis in die ferne Zukunft hinein – nicht ohne Prüfungen, aber dennoch mit einem „Happy End“ – gedacht wird. Eine alle glücklich machende Glücksversion vom erfüllten und erfüllenden Leben, das aus der Fülle schöpft. Dies unterstreicht auch die eingängige, dabei durchaus konventionelle Melodieführung. Dem Text ist gleichwohl zu entnehmen – das wollte ich mit meinem kleinen Experiment am Anfang des Aufsatzes zeigen – dass es sich um das Utopia eines Mannes handelt, denn wenn auch viele der Träumereien in der Gesamtkombination fantastisch wirken, so kochen dennoch – noch oder immer noch oder wieder oder: auch hier – „die Mamas“, und wie bereits erwähnt, die Frauen sind „schön“ oder „schick“, und die zwanzig Kinder als rein positiv besetzte Phantasie sind auch insofern als die eines Mannes zu entlarven, als wohl kaum eine Frau die damit verbundenen Mühen (auf diversen Ebenen), selbst auf der imaginären Ebene, ignorieren könnte. Dies aber führt mich zum Kern meiner Fragestellung, nämlich der, ob es in der aktuellen Populärkultur, hier: aktuellen Popsongs und den m. E. dazugehörigen Musicvideoclips, Utopien gibt, die gängige Genderkonstruktionen infrage stellen und, ob es „Haus am See“ vergleichbare

Utopien vom gelingenden Leben auch von Künstlerinnen gibt.

Ich möchte dabei auf die Songtexte, aber auch auf die dazugehörigen Musikvideoclips eingehen, die „youtube“ sei Dank, im Internet jederzeit abrufbar und beliebig häufig rezipierbar sind, wodurch sie meines Erachtens ein nahezu untrennbarer Bestandteil des jeweiligen Songs geworden sind (www.youtube.com). Ein weiterer interessanter Aspekt von youtube ist es, dass dort nicht nur die jeweilige, von der Produktionsfirma des Künstlers autorisierte Version zu sehen ist, sondern oft auch Clips, die von Fans gemacht worden sind; das kann vom einfachen „Textabspulen“ gehen bis zu witzigen, subversiven, ganz eigenständigen visuellen Kommentaren. Und sowohl für die „offiziellen Clips“ wie für die „handgemachten“ gilt: „Eine dogmatische Videologie der Clips ... gibt es nicht, von billigem Comic bis zu brillantem Kunstwerk ist alles möglich. Den elektronischen Tricks und der erzählerischen Phantasie der Regisseure, die überwiegend aus der Werbebranche kommen, sind nur durch das jeweilige Budget der Plattenfirma Grenzen gesetzt.“ (Schmitt 1985, S.352, zitiert nach Schäfer 1998, S. 71)

In den achtziger Jahren versprach die Musikerin Ina Deter: „Ob blond, ob braun, ob Henna, Weihnachten gibt's neue Männer!“, aber auch noch nach zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren stellt sich die Frage, ob damit „Metrosexuelle“ wie David Beckham oder die vielbejubelten „neuen Väter“ gemeint waren, die großzügigerweise auch mal zwei Monate lang ihre Kinder betreuen, von ihren (Schwieger-)Müttern und den Medien bestaunt und bejubelt. In der aktuelleren Popmusik habe ich zwei Musikclips der amerikanischen Musikerinnen Britney Spears und „Pink“ gefunden, die eine gewisse Utopie, bezogen auf das Geschlecht, vertreten. Spears und „Pink“ sind zwei sehr populäre und erfolgreiche Künstlerinnen im Mainstream der populären Musik. Interessant ist, dass beide Clips Geschichten erzählen, deren Kernaussage Gewalt zwischen den Geschlechtern ist, Geschlechterkampf im wahrsten Sinne des Wortes.

Der „kleine Tod“: Britney Spears' TOXIC

Spears' Video „Toxic“² beginnt in einem Flugzeug, die Ausgangssituation ist eine Einstellung mit einer Stewardess im Dienst, in ihrer Mischung aus unbedrohlicher, adretter Attraktivität und Servilität der Prototyp der angepassten und untertänigen Frau. Der beengte Handlungsraum/Spielraum der Frau wird visualisiert durch den engen Gang des Flugzeugs, in dem sich die Stewardess um ihre (in dieser Szene) ausschließlich männlichen Gäste kümmert, die in einer kurzen Einstellung als Business-Men im Anzug gezeigt werden, die mit ge-

1 Für hilfreiche und spannende Denkanstöße und Unterstützung zum Thema bedanke ich mich herzlich bei Dr. Rüdiger Graf und Markus Rassiller!

2 <http://www.youtube.com/watch?v=TklytHD5v9c>

schlossenen (!) Augen ihre Arme und Körper zum Rhythmus des Liedes leicht bewegen. Ein kleineres Kind wird versorgt, eine kleine Anspielung auf die traditionelle Frauenrolle der fürsorglichen Mutter. In dieser Idylle (hinter Spears tanzen bereits ihre ebenfalls sehr attraktiven Kolleginnen) passiert ein kleines „Malheur“, das als unterbewusste Aggression den weiteren Verlauf der Geschichte antizipiert: Die Stewardess verschüttet ein Getränk auf dem Schoß eines Gastes, und in der unschuldig-fürsorglichen Geste des Trockenreibens seines Schoßes und seinem entgleisten Gesichtsausdruck während dieser Szene deutet sich das kommende Desaster für die Männer an.

Die Stewardess winkt einen beleibten und bebrillten Gast zu sich, der ihre Bitte ungläubig bestaunt, von ihr mit dem Getränkewagen durch den Gang geschubst wird, dem Befehl der Frau Folge leistet und sich von ihr in die Flugzeugtoilette ziehen lässt. Dort deutet sie einen Kuss an, und zieht ihm dann eine Maske vom Kopf, unter der ein blonder Beau mit markanten Gesichtszügen zum Vorschein kommt. Nach einer angedeuteten erotischen Szene (Zwischenschnitt: Der Schub des Flugzeugs wird beschleunigt!) zieht die Stewardess dem Mann das Geld aus seiner Hosentasche und verlässt den Toilettenraum.

Szenenwechsel: Spears als rothaarige Femme Fatale im schwarzen Ledersuit vor der Kulisse des nächtlichen Paris. Sie steigt als Sozia auf ein Motorrad, das von einem schwarzen, attraktiven Mann gefahren wird, und damit werden zwei Aspekte visualisiert, die ich in zahlreichen anderen Clips ebenfalls gefunden habe: Hautfarbe und das „Hoch-zu-Ross-sein“: In Peter Fox' Video sind die schwarzen Trommler die endindividualisierte, gleichwohl visuell und musikalisch anregende Hintergrundbegleitung für den Fortlauf der Geschichte. In Britney Spears' Video ist der einzige im Clips vorkommende schwarze Mann der Lenker des schweren und schnellen Motorrads, Sinnbild für Vitalität und ungezähmte Kraft, der sie dabei unterstützt, ihr Ziel zu erreichen. Die Fahrt mit dem Motorrad durch das nächtliche Paris gleicht einem Flug, und der Fahrer lächelt Spears freundlich und selbstbewusst zu. Das Motorrad hält an, und Spears „fliegt“ ab, „landet“ auf der Straße. Vor einem feurigen Hintergrund geht sie zu einem Gebäude mit der Aufschrift TOXIC. Dort loggt sie sich in einem futuristischen Ambiente ein, und erhält zusammen mit einer großen Anzahl identischer Prototypen in schwarzem Leder und mit roten Haaren ihr Fläschchen mit grellgrünem Gift. Nach weiteren Szenen in einem feurigen Science-Fiction-Ambiente landet sie als eine Art Bat-/Cat-Woman in einem Loft mit einem attraktiven Mann, den sie aufs Bett wirft, küsst, ihm dabei ihr Gift einflößt und in einer kurzen makaberen Remi-

nissen an krankenschwesterliche Pflege danach seinen Mund schließt, ihn küsst und über sein Gesicht streicht. Sie fliegt davon und landet wieder als Stewardess mit dem devoten Lächeln in ihrem Flugzeuggang.

Alle Aktionen der Geschichte sind, soweit sie die weiblichen Parts betreffen, abgesehen von der allerersten Szene, durch weibliche Aktivität, oft gepaart mit Aggressivität, geprägt. Selbst in der an sich passiven Situation als Sozia greift Spears nach dem Kopf des Fahrers und dreht sein Gesicht in ihre Richtung. Die gesamte Geschichte wird umrahmt und unterbrochen von Szenen, in denen Spears als Sängerin hellblond und in silbernen Kleidungsstücken zu sehen ist. Als Stewardess ist sie ebenfalls noch blond, in allen folgenden Szenen jedoch entweder rot- oder schwarzhaarig.

Man kann diese Geschichte als Utopie von der Macht der Frauen lesen, die, nicht zuletzt, die Gesetze von Raum und Zeit überwinden. Allerdings ist die Macht der Frau in diesem Video anscheinend und ausschließlich auf ihre physische Attraktivität und die daraus resultierende Anziehungskraft gegründet. Eine Geschichte über die Gefährlichkeit der „Waffen der Frau“ also, die – das ist eine Message des Films – Frauen große Macht verschaffen können. Andererseits, und das ist vielleicht die subversive Message des Clips, kann die Selbstzufriedenheit eines Mannes über seine vermeintlich überlegene Position ein gefährlicher Irrtum mit möglicherweise tödlichen Folgen sein.

Vergleicht man diese Utopie der unbeschränkten Macht, gepaart mit Destruktion, mit dem Song von Peter Fox, kann man erstere als direktes Gegenbild beschreiben: Der Liebes-, Natur- und Familienidylle von „Haus am See“ wird in „Toxic“ eine hyperurbane, hypertechnisierte Sex- und Killerwelt entgegengestellt. „Sex to go“ für die Frauen und Tod für die Männer, gewissermaßen die düstere Skorpion-Version der Geschlechterverhältnisse.

High Noon im Geschlechterkampf: PINK – „Trouble“

Sehr ähnlich in der Grundaussage ist auch „Trouble“ von PINK³, die sich in ihrem Selbstverständnis sicherlich um einige Grade weiter vom Pop-Mainstream entfernt sieht als Britney-Spears. Wurde diese als Pop-Prinzessin gehandelt, wird jene in den Medien gern als „Rebellin“ oder Punk-Röhre/-Göre gehandelt, und sie pflegt dieses Image der authentischen Underdog-Künstlerin mit Genuss.

Gleichwohl ist PINK als Künstlerin auch kommerziell äußerst erfolgreich, und Songs und Videoclips wie „Trouble“ finden sich auf den Playlists der Musik- und Radiosender ganz oben.

⁴ http://www.youtube.com/watch?v=LrA-_Kugf0o

Die Ausgangssituation dieser an klassische Western anknüpfenden Story ist Gewalt. Jemand ist getötet worden, das zeigt der Blick der Protagonistin auf ein frisches Grab. PINK nähert sich der Stadt hoch zu Ross, und ebenso wie Britney Spears ist auch Pink sexuell aufreizend gekleidet, im Westernstyle mit weitschwingendem Rock und enganliegendem Mieder. Vor dem Beginn der Aktion schaut Pink in einen Spiegel und kontrolliert ihren Lippenstift, eine ironische Reminiszenz an konventionelle Schönheitsgebote für Frauen. Während sie in den Ort namens „Sharktown“ einreitet, blicken Kinder zu ihr auf, eine ältere Frau bekreuzigt sich und ein Tiergerippe im Sand verweist auf Todesgefahr. Ein Mann spuckt aus, und während Pink eine Mischung aus Spelunke und Bordell betritt, schlägt sie lässig einen Mann k. o., der sich ihr in den Weg stellen will. Im Schankraum beginnt sie eine Schlägerei; als sie nicht bedient werden soll, streckt zahlreiche Männer nieder, wird dann überwältigt und von mehreren Männern in ein Gefängnis geschleppt, befreit sich, indem sie dem Bewacher Sex verspricht und kettet ihn an das Gefängnisgitter, kehrt in die Spelunke zurück, reißt in der oberen Etage die Freier aus den Betten der Huren und inszeniert unten im Schankraum einen triumphalen Befreiungstanz der Frauen. Nebenbei schlägt sie die verbleibenden Männer knockout und befreit die Pferde. In einem Showdown, der an den berühmten Western „Zwölf Uhr mittags“ erinnert, begegnet sie ihrem letzten Gegner, vermutlich dem Mörder und Bandenchef, der von den Frauen des Ortes gefangengenommen wird. Pink reißt die Fahne der Bande herunter, und die Kinder, älteren Leute und ein Schwarzer in bürgerlicher Kleidung applaudieren ihr. Pink reitet davon, die Herrschaft der männlichen Gewalt und deren Unrecht sind beendet, die vermeintlich „Schwachen“, Frauen, Kinder, Schwarze und ältere Leute, haben gesiegt.

Zwei Parallelen zu „Toxic“ sind die Solidarität von Frauen und Schwarzen und der Einsatz von physischer Attraktivität zur Überwältigung des männlichen Gegners. Aber darüber hinaus führen in „Trouble“ vor allem die Kraft und Kampftechniken der Protagonistin zum Sieg, und, ganz zum Schluss, auch die Solidarität der Frauen, die mit vereinten Kräften den Bandenchef festnehmen.

Dystopie und Utopie zugleich: Die Ärzte: „Mach die Augen zu“ und „Ich bin reich“

„Die Ärzte“ sind eine aus drei Männern bestehende, äußerst populäre deutsche Band, die sich seit über zwanzig Jahren erfolgreich auf dem Musikmarkt behauptet, deren Platten/CDs des öfteren wegen angeblicher Text-Skandale (z. B. Thematisierung von Inzest) indiziert wurden, was der Band jedoch nur noch zu größerer Beliebtheit ver-

half. Wie wenige andere Bands schaffen es „Die Ärzte“ ihre älteren Fans zu behalten und trotzdem kontinuierlich jüngere Fangruppen anzusprechen. Die Texte der Band sind bis auf wenige Ausnahmen in deutscher Sprache geschrieben.

Mach die Augen zu (1993)⁴

Mach die Augen zu und küß mich
Und dann sag
daß du mich liebst
ich weiß genau
es ist nicht wahr
Doch ich spüre keinen Unterschied
Wenn du dich mir hingibst

Mach die Augen zu und küß mich
Mach mir ruhig etwas vor
Ich vergesse
was passiert ist
Und ich hoffe und ich träume
Ich hätt' dich noch nicht verlor

Es ist mir total egal
Ob du wirklich etwas fühlst
Tu was du willst

Mach die Augen zu und küß mich
Ist es auch das letzte Mal
Laß uns den Moment
Des Abschieds noch verzögern
Laß mich jetzt
Noch nicht allein mit meiner Qual

Mach die Augen zu und küß mich
Mach mir ruhig etwas vor
Wenn du willst kannst du dann gehn
Aber denk dran
Ohne dich -
Ohne dich bin ich verlor

Es ist mir absolut egal
Ob du nur noch mit mir spielst
Tu was du willst

Mach die Augen zu ...
Mach die Augen zu ...
Mach die Augen zu ...

Und küß mich ...

Der Song „Mach die Augen zu“ von den Ärzten scheint auf den ersten Blick keinerlei utopisches Potential zu haben: „...und dann sag, dass du mich liebst, ich weiß genau, es ist nicht wahr, doch ich spüre keinen Unterschied, wenn du dich mir

⁴ <http://www.youtube.com/watch?v=cD5aNma73lQ>

hingibst.“ - desillusionierter ist noch niemals um einen Kuss gebeten worden.

Das Video zu diesem Song ist der größtmögliche Kontrast. Allerdings scheint anfangs eine Art Schneewittchen-Märchen-Szenerie, in der eine schöne Frau in einen Apfel beißt und dann der Sarg mit der toten Geliebten von Mönchen in die Grabkapelle getragen wird, die Aussage des Textes zu unterstützen: Die geliebte Frau ist unwiederbringlich verloren für den verzweifelten Liebenden. Ein Kuss des trauernden Ritters erweckt jedoch die scheinbar Verstorbene zum Leben. Sie kommt auf die Knie, und die beiden Liebenden sehen sich verzaubert an. Als sich die Frau erhebt, spiegelt sich Erstaunen auf dem Gesicht ihres Anbeters, denn sie ist über einen Kopf größer als der Ritter. Das Küssen ist nicht möglich, und liebevoll nimmt die Frau dem Ritter den Helm vom Kopf, so dass der Kuss gelingen kann. Nun nimmt sie Stück für Stück die Rüstung von seinem Körper, und die Panzerung des Mannes landet bezeichnenderweise im Sarg, während die Frau ihren Verehrer energisch auf den Arm nimmt und den halbnackten und verletzlich wirkenden Mann auf das draußen wartende Pferd setzt. Die erstaunten Mönche schauen dem geschlechter-verkehrten Paar nach, bei dem die Frau das Pferd mit dem auf ihm sitzenden Mann führt. Mit einer für die „Ärzte“ typischen Ironie wird in diesem Clip der Mythos von der schönen Prinzessin, die stirbt und wundersamerweise wieder ins Leben zurück kehrt (im Originalmärchen ist es ein Fehltritt der Zwerge, die den Sarg tragen, so dass durch die abrupte Bewegung des Sarges sich das Apfelstückchen aus dem Hals Schneewittchens löst) aufgenommen und in liebevoll-romantischer Variante umgekehrt: Nicht der stolze Prinz führt sein Schneewittchen ins Glück, sondern die große, starke Frau befreit ihren Verehrer von seiner Panzerung, die Zärtlichkeit und Nähe verhindert hat, trägt ihn und wird zur Kavalierin (das französische Wort „Chevalier“ bedeutet nichts anderes als „Reiter“). Nun ist zwar der Mann in diesem Video hoch zu Ross (im Gegensatz zu den Videos von Pink und Britney Spears), aber im größtmöglichen Gegensatz zu der rächenden und im Wortsinn überlegenen Pink ist der reitende Mann hier ein passiver, dessen Pferd behutsam von der Frau geführt wird. Der Retter wird getragen, und die Frau hat die Zügel in der Hand. Ein echtes Happy-End, das von den staunenden und zurück bleibenden (!) Mönchen verfolgt wird.

Im Gegensatz zum Text von „Mach die Augen zu“ scheint der Song „Ich bin reich“ eine ungebrochene und fröhlich ungehemmte Utopie vom grenzenlos hedonistischen Leben zu repräsentieren. Alle Klischees vom Reichtum, Swimmingpool, Sonne, Meer, Schlösser, Gold und vor allem unzählige Frauen, die dem Mann zu Füßen liegen, werden

gleich in der ersten Strophe aufgezählt, und durch diese maßlose Ballung und Übertreibung wird auch hier sofort der ironische Bruch hergestellt.

Ich bin reich⁵

„Mein Swimmingpool,
reicht von Casablanca bis nach Istanbul.
Das ist ein Mordsmodul.
Und mein Schloss besteht aus purem Gold,
und ist gigantisch groß.
Da ist schwer was los.
Von morgens sechs bis nachts um vier,
stehen die Mädels vor meiner Tür.

Ich bin reich.
Ich bin reich (so furchtbar reich).
Ich bin reich.
Whoahah, ich bin reich.
Ich bin reich (so furchtbar reich).
Ich bin reich.

Ganz nebenbei, bin ich sozusagen,
ziemlich arbeitsscheu.
Ich habe trotzdem Geld wie Heu.
Denn meine Dienerschaft,
ernährt sich nur von Weißbrot mit Orangensaft.
Das find' ich fabelhaft.
Ich habe so verdammt viel Geld.
Ich kauf' mir bald den Rest der Welt.

Ich bin reich.
Ich bin reich (so furchtbar reich).
Ich bin reich (so furchtbar reich).
Yahoo, ich bin reich.
Yabbadabbaduh, ich bin reich (so furchtbar reich).
Juhuh, ich bin reich.

Wenn ich mich mal langweil' und nicht weiß wohin,
zähle ich mein Geld und freue mich wie reich ich bin.
Wär' ich plötzlich arm, wie eine Kirchenmaus,
das wäre halb so wild, denn ich seh' fantastisch aus.

Ich bin schön. Ich bin reich.
Ich bin reich. Ich bin schön.
Ich bin schön. Ich bin reich.
Ich bin reich. Ich bin schön.

Ich bin reich. Ich bin schön (so wunderschön).
Ich bin reich. Ich bin wunderschön.
Ich bin reich (so furchtbar reich). Ich bin schön (so schrecklich schön).
Ich bin superreich. Ich bin wunder-wunder-wunder-wunderschön.

Ich bin klug, so klug (so furchtbar klug).
Ohoho, bin ich klug.
Ich bin fast so klug, wie ich schön bin.

⁵ <http://www.youtube.com/watch?v=yvLGFUFR048&feature=related>, „Ich Bin Reich“ Lyrics on <http://www.lyricsmania.com/>

Und ich bin groß und blond und blauäugig,
na ja, ein bisschen blau (so dunkelblau).

Und ich bin stark,
bärenstark (so bärenstark),
und groß (so furchtbar groß),
und reich und schön,
ach, schön - ich bin Adonis.

Und ich bin sexy,
oioioi wild,
ganz, ganz wild.

Ich bin heiß!
Ich bin ziemlich erregend (so erregend).
Und ich habe eine kleine Gemeinsamkeit mit John Holmes,
(so furchtbar lang), na ja

Ich bin Professor.
Ich bin Burt Reynolds (so widerlich).
Ich bin Dracula und Casanova.
Ich bin Superman und Batman und Spinne,
und Hulk, aber schöner,
hach, und grüner sowieso.

Ich bin grün und rot.
Ich bin Freischwimmer.
Ich bin Präsident (Präsident).
Ich bin König und Kaiser.
Ich bin Gott, ja Gott, haha (halleluja)

Und überhaupt Jesus,
hach, Maria, Joseph ..."

Bereits in der zweiten Strophe wird deutlich gemacht, dass der Reichtum auf Kosten extremer Armut der anderen (in diesem Fall: Dienerschaft) zustande kommt, und um den Protagonisten auch dem letzten Zuhörer als Ekel vorzustellen, wird die Mangelernährung der Angestellten noch mit dem Kommentar „Das find ich fabelhaft“ versehen. In der nächsten Strophe wird in Anspielung auf den Comic-Milliardär Dagobert Duck Geldzählen als Freizeitbeschäftigung propagiert, bevor, für den Ernstfall des Nicht-Reichtums, andere Qualitäten des Sängers aufgezählt werden: phantastisches Aussehen, Klugheit und alle anderen nur denkbaren Größen-Phantasmen, die traditionell mit einem „tollen Kerl“ assoziiert werden, einschließlich der Penisgröße („so furchtbar lang“), was jedoch sofort mit einem „na ja“ kommentiert wird.

Ebenso bis zur Parodie gesteigert werden rassistische Schönheitsstereotype (groß, blond, blauäugig), Kommentar „na ja, ein bisschen blau, so dunkelblau“, Stärke, sexuelle Leistungsfähigkeit („heiß, erregend, ganz, ganz wild“), bis alle

Traumberufe und Idole, Comic-Helden und Herrscherfiguren in Göttlichkeitsphantasmen kulminieren: „Gott, ja Gott, haha“, die dann, durch die Ergänzung „...und überhaupt Jesus, hach Maria und Joseph“ nochmals stärker ins Absurde verdreht werden. Die Musik ist eingängig-fröhlich und folgt in einigen Passagen den sich steigernden Aufzählungen der Aufschneidereien, durch simpel-sich wiederholende Melodiemomente unterstreicht sie die Einfalt des sich Überbietenwollens.

Der gesamte Song ist eine meines Erachtens sehr gelungene Parodie auf männliche Allmachts- und Allmächtigkeitsphantasien und den ihnen inhärenten Geschlechter- und Rassenstereotypen. Durch die Steigerung ins Absurde werden die Strategien des sich gegenseitigen Übertrumpfens lächerlich gemacht, und der Song verdeutlicht, dass in der Gedankenwelt von hemmungslosen Hedonisten und Materialisten Frauen den Stellenwert eines Konsumartikels unter anderen haben.

Resümee

Allen vier hier aufgeführten Beispielen ist gemeinsam, dass sie den utopischen Aspekt vordergründig eher im Bereich des Privaten verorten als im Gesellschaftlichen. Am ehesten kann man vielleicht in dem Video von Pink noch die Ahnung von einer anderen Gesellschaftsordnung erkennen: eine Ordnung, die auf Solidarität und wechselseitigem Respekt basiert und nicht auf dem Recht des Stärkeren. Freilich wird auch diese Ordnung im Video paradoxerweise mit Gewalt hergestellt (Pink ist Amerikanerin), allerdings auch mit List und Solidarität.

Alternative Geschlechterordnungen werden in den ersten drei analysierten Videos vorgestellt, wobei die Stärke und Überlegenheit der Frauen in allen drei Beispielen zunächst durch physische Attraktivität hergestellt wird. Heterosexuelle Normen werden in keinem der Videos in Frage gestellt, wobei das Verhältnis Frauen – Männer im Spears' Video eines der Hassliebe zu sein scheint, keinerlei Zärtlichkeit zwischen Frauen und Männern, nur ein freundlicher Blick des schwarzen Motorradfahrers für die weiße Frau.

Im Pink-Video: Hass auf gewalttätige Männer und Sympathie für „rechtschaffene“ Männer. Frauen (Huren) schlafen mit Männern und versammeln sich jubelnd zum Freudentanz, als sie von diesem Zwang befreit werden. Sie verbünden sich in der Schlusszene, um den verhassten Banditenboss zu überwältigen.

Im Schneewittchen-Video der Ärzte wird ein auf dem Mut zur Zärtlichkeit und Unkonventionalität basierendes Geschlechterverhältnis beschrieben. Konventionelle Geschlechterstereotype werden in den hier ausgewählten Beispielen nur ansatzwei-

6 <http://www.youtube.com/watch?v=FwRwA5gFvGU>

se in Frage gestellt oder variiert: In Spears Video ist die Frau aktiv, aber auch destruktiv, ihre Gewalttätigkeit ist eine traditionell als „weibliche“ konnotierte, weil unsichtbare, schleichend praktizierte. Man stelle sich als eine alternative Variante vor, die Protagonistin hätte mit ihrem Motorrad einen Mann überfahren. Obwohl das Ergebnis – der Tod des Mannes – das gleiche wäre, wäre diese Art des Tötens für eine Frau un-denkbare, so wage ich zu behaupten, selbst in einem Videoclip. Was wiederum zeigt, dass Utopie und Musikvideoclips keine Frei-räume der Geschlechterordnung sind, sondern selbst in ihren scheinbar phantastischen Ausgestaltungen sehr beträchtliche Referenzen zu „realen“ Geschlechterordnungen aufweisen. Eine Perspektive möchte ich mit einem Zitat von Pink⁶ aufzeigen:

Kontakt und Information

Dr. Gudrun Schäfer
Universität Paderborn
Fakultät für Elektrotechnik,
Informatik und Mathematik
Warburger Str. 100
33098 Paderborn
Tel: 05251 60 30 03
Mobil: 0177 911 04 30
gschaefer@date.upb.de
Web: www.upb.de/women

God is a DJ
Life is a dance floor
Love is the rhythm
You are the music
If God is a DJ
Life is a dance floor
You get what you're given
It's all how you use it.

Literatur

- Eismann, Sonja (Hrsg.): Hot Topic. Popfeminismus heute. Mainz 2008
- Menrath, Stefanie: represent what ... Performativität von Identitäten im HipHop. Hamburg 2001
- Müller, Renate et al. (Hrsg.): Wozu Jugendliche Musik und Medien gebrauchen. Jugendliche Identität und musikalische und mediale Geschmacksbildung. Weinheim 2006
- Schäfer, Gudrun: Frauenkörper, Männerkörper – und andere Problemzonen in Musikvideoclips. In: Frauenbüro der Ruhr-Universität Bochum (Hrsg.): Perspektiven auf Frauenkörper. Bochum 1998
- Schmitt, Uwe: Exotische Medienblüte? Video-Clips: Wunderheiler oder Parasiten der Medienindustrie? In: Dieter Prokop (Hrsg.): Medienforschung, Bd. 1, Frankfurt am Main 1985
- Voskamp, Wilhelm: Utopie. In: Ulfert Riclef (Hrsg.): Fischer Lexikon Literatur N-Z. Frankfurt am Main 1997. S. 1931-1951

Tagungsberichte

Mechthild Budde, Monika Demming-Pälmer, Renate Petersen, Henrike Wolf

Alltag an Uni-Klinika: Mehr Zeit – Mehr Wert?

Vereinbarkeitsmanagement – ein Thema für Frauen und Männer!

Um „Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben in der Hochschulmedizin“ ging es Ende Oktober 2008 beim zentralen Symposium aller Medizinischen Fakultäten in NRW an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf. Das Symposium „MehrZEIT – MehrWERT“ wurde von den Koordinatorinnen der High-Potential-Mentoringprogramme für Wissenschaftlerinnen in der Medizin bzw. für Nachwuchswissenschaftlerinnen aller Fakultäten der Universitäten/Universitätsklinika Aachen, Duisburg-Essen, Düsseldorf und Köln organisiert und von 150 Teilnehmer/innen besucht. An der Finanzierung waren außerdem die Universitäten Bochum, Bonn und Münster sowie der Marburger Bund beteiligt. Neu an dieser Veranstaltung war neben dem Kooperationscharakter auf regionaler Ebene die Beteiligung von Verantwortlichen und Betroffenen aus den Bereichen Politik, Klinik, Hochschule und Verwaltung der Medizin. Die Diskussion und Lösungsfindung zum Vereinbarkeitsmanagement an Universitätsklinika war auf dieser Tagung ein gemeinsames Thema. Neben Arbeitszeiten, der Problematik der Vereinbarkeit von ärztlicher Tätigkeit, Forschung und Lehre, wurden auch Aspekte der Arbeits- und Lebenszufriedenheit sowie gesundheitliche Risiken und erforderliche Kinderbetreuungsangebote angesprochen.

Die Veranstaltung wurde von den Koordinatorinnen der medizinischen Mentoringprogramme aus der Idee heraus entwickelt, die besonders belastete Situation ihrer Mentees an Universitätsklinika hinsichtlich der Schwierigkeit der Vereinbarung von Klinikarbeit, Lehre, Forschung und Privatleben in eine öffentliche Diskussion mit allen Beteiligten zu führen.

Wie stellt sich die Belastungssituation an Uni-Klinika dar?

In seinem Vortrag erläuterte Dr. Nico Dragano vom Institut für Medizinische Soziologie an der Heinrich-Heine Universität, dass die Arbeitsintensität an Klinika deutlich zugenommen habe. Als Rahmenbedingungen der Arbeit im

Krankenhaus nannte er Leistungsverdichtung und Rationalisierung, Schichtdienst, lange Arbeitszeiten, hohe Verantwortung, eine hohe emotionale Belastung und 19 Prozent mehr Patient/innen bei gleichzeitig weniger Arbeitskräften.

Insbesondere karriereorientierte Nachwuchswissenschaftlerinnen erleben sich als aufgerieben zwischen Forschung, Klinik und Familie und müssen dazu noch erfahren, dass sie von Seiten ihrer männlichen Kollegen und Vorgesetzten nicht unterstützt, sondern abgewertet und behindert werden, schilderte Professorin Dr. Andrea Abele-Brehm, Lehrstuhl Sozialpsychologie der Universität Erlangen, mit Bezug auf Befunde aus ihrer Langzeitstudie BELA.

Erleben die Betroffenen keine adäquate Gegenleistung für ihre hohe Verausgabung, kann dies zu Gratifikationskrisen führen. Die Kombination aus starker Arbeitsbelastung, wenig Kontrolle über die Arbeitsabläufe sowie Konflikten aus der ungelösten Work-Life-Balance-Situation, führt zu einem potenzierten Risiko für Stress, Burnout-Phänomenen bis hin zu einer um den Faktor 2,27 gegenüber der Allgemeinbevölkerung erhöhten Selbstmordgefährdung für Ärztinnen, während bei Ärzten der Faktor 1,4 beträgt.

Gleichzeitig ist die Karrierezufriedenheit der Klinikärztinnen stark sinkend, während bei ihren männlichen Kollegen in der BELA-Studie eine deutlich steigende Karrierezufriedenheit ab dem 35. Lebensjahr festgestellt wurde.

Die Führungsetagen der Universitätsklinika und der medizinischen Fakultäten werden immer noch



Die Organisatorinnen der Tagung: Dr. Henrike Wolf: Aachen; Monika Demming-Pälmer: Düsseldorf; Dr. Renate Petersen: Duisburg-Essen; Mechthild Budde: Köln



Podiumsdiskussion: Prof. Dr. Michael Forsting, Dekan der Med. Fak. Uni Duisburg-Essen, Ines Manegold, Kaufm. Direktorin des Uni-Klinikums Düsseldorf, Dr. Margaretha Benemann, Initiative Familienfreundliches Krankenhaus, stellvert. Hauptgeschäftsführerin des Marburger Bundes, Prof. Dr. Johannes Noth, Dekan der Med. Fak. RWTH Aachen, Prof. Dr. Rita Schmutzler, Stiftungsprof. Dt. Krebshilfe, Uniklinik Köln, Prof. Dr. Edgar Schömiig, Ärztl. Direktor Uniklinik Köln, Dr. Beate Scholz (Moderation).

vorrangig von Männern besetzt, deren Ehefrauen bzw. Partnerinnen die Familienarbeit übernehmen. Bleiben die hegemonialen Unterstützungssysteme in der Medizin bestehen und werden die besonders schwierigen Arbeitsbedingungen für Ärztinnen nicht verbessert, dann ist weiterhin zu erwarten, dass Frauen in der Medizin auf dem Weg nach oben von der Karriereleiter verschwinden werden.

Welche Wege führen zur Verbesserung der Vereinbarkeit?

In seinem Grußwort führte Dr. Michael Stückradt, Staatssekretär im Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie NRW an, dass rund 60 Prozent der Studierenden in der Medizin weiblich sind, in Führungspositionen finden sich jedoch nur rund 8 Prozent Frauen. Hier setzt das Ministerium durch Finanzierung des sog. Strukturfonds und Zielvereinbarungen mit Universitäten an. Um die Geschlechter in ihrer Karriereentwicklung in der medizinischen Forschung und der Arbeit an Kliniken zu egalisieren, müsse allerdings noch viel mehr und von verschiedenen Seiten getan werden.

Kerstin Noffke, Leiterin der Abteilung Arbeitszeitmanagement an der Charité Berlin, stellte verschiedene Arbeitszeitmodelle vor, die individuell mit einzelnen Abteilungen – quasi maßgeschneidert – ausgearbeitet wurden. Den Rahmen hierzu bilden die gesetzlichen Arbeitszeitvorgaben, wonach im jährlichen Durchschnitt 10 Stunden Arbeitszeit täglich nicht überschritten werden dürfen. Es wurden Arbeitszeitkonten und ein Tarifvertrag für den Bereitschaftsdienst eingeführt. Schlüssel zum Erfolg für eine gelingende Umstrukturierung der Arbeitszeiten ist dabei die Unterstützung durch aufgeschlossene Führungskräfte.

Dr. André Karger, Klinik für Psychosomatische Medizin der Heinrich-Heine-Universität, führte u.a. an, dass sich zurzeit durchaus ein Aufbruch und Generationswechsel verbunden mit einer mentalen Veränderung zeige. Allerdings fehlten immer noch Schulungen für Klinik-Manager/innen, so wie sie z. B. in Unternehmen bereits üblich seien. Weiterbildungskurse zu Themen wie Karriereent-

wicklungsmöglichkeiten für Ärztinnen und Ärzte oder familienfreundliche Arbeitszeitregelungen sollten in Leitungspositionen selbstverständlich sein.

Welche Bedeutung haben Wertschätzung und Freude an der Arbeit?

In der Podiumsdiskussion, die sich zunächst mit dem Ärzteschwund und Nachwuchsmangel an den Kliniken befasste, stellte Professor Dr. Michael Forsting, neuer Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Duisburg-Essen, provokant fest, dass die steile Hierarchie an den Universitäten mittlerweile flach genug sei. Das Problem sei eher die „Konsumhaltung der Assistenzärztinnen und -ärzte“, deren Erwartungshaltung zu groß sei und denen der Spaßfaktor an der Arbeit fehle. An dieser Stelle wies Professor Dr. Edgar Schömiig, Ärztlicher Direktor der Uniklinik Köln auf die steigende Produktivität der Krankenhäuser bei gleichbleibenden Personalzahlen hin, was nichts anderes als eine enorme zusätzliche Arbeitsbelastung für jede/n einzelnen Beschäftigte/n bedeute und einen wesentlichen Hintergrund für den Ärztemangel an Kliniken darstelle. Hierzu meinte Professorin Dr. Rita Schmutzler, Stiftungsprofessorin der Deutschen Krebshilfe an der Frauenklinik der Universität zu Köln: „Junge Leute müssen wieder motiviert werden. Hier geht es um Spaß versus Stress. Der Knackpunkt ist die Arbeitsatmosphäre. Eine wertschätzende Zusammenarbeit ist hierbei besonders wichtig. Die moderne Technik fordert wieder neue Diskussionen. Insgesamt wächst die Unzufriedenheit. Die Zukunftsaussichten und die Antwort auf die Frage ‚lohnt sich das?‘ haben sich verändert.“ Die Bedingungen sollten für alle verbessert werden; z. B. sollte zur Motivationsförderung die Weiterbildung der Ärztinnen und Ärzte, die oft aus Zeitmangel nicht möglich ist, besser, rationeller und planbarer geregelt sein.

Professor Dr. Johannes Noth, Dekan der Medizinischen Fakultät der RWTH Aachen, unterstrich, dass das Arbeitsklima und der Zusammenhalt der Ärztinnen und Ärzte vom adäquaten Führungsstil der Vorgesetzten abhängig sei und die Karrierezu-

friedenheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter maßgeblich mitbestimme. Ines Manegold, Kaufmännische Direktorin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, führte eine fehlende Nachfrage nach Weiterbildung für Führungskräfte an. Eine Möglichkeit diese zu steigern, wäre im Sinne der Personalentwicklung die Integration der Seminare in die Arbeitszeit.

Warum führt Nachwuchsmangel zur Auseinandersetzung?

Professorin Dr. Rita Schmutzler sieht die Notwendigkeit, dass in der Medizin wieder mehr geforscht werden müsse. Zurzeit gehe die medizinische Wissenschaft in Deutschland steil bergab, weil den jungen Assistenzärztinnen und -ärzten neben ihrer hohen Arbeitsbelastung keine Zeit mehr bleibe, sich mit der gebotenen Intensität um die Forschung zu bemühen. Sie glaubt, dass die Zukunft der Universitätsmedizin mit einer Teilung einerseits in Forschung und Lehre, andererseits in die reine Patienten/innenversorgung intensiver diskutiert werden sollte.

Der gesetzliche Rahmen für die erforderlichen Reformen ist, so Frau Dr. Margarethe Benemann, Initiative Familienfreundliches Krankenhaus und stellvertr. Hauptgeschäftsführerin des Marburger Bundes, seit den großen Ärzt/innen-Protesten geschaffen worden. Nun gelte es, u.a. Familien durch flexiblere Arbeitszeiten zu fördern. Das sei nicht vorrangig eine Frage der Finanzierung, sondern eher der Haltung und der Fachkulturen in der Medizin. Durch den Nachwuchsmangel in der Medizin zwingt das betriebswirtschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage zur Auseinandersetzung mit den derzeitigen Arbeitsbedingungen. Die

Zeit ist also günstig, um der berechtigten Forderung nach einer ausgeglicheneren Balance zwischen Privatleben und Arbeit in der Medizin Gehör zu verschaffen und damit sowohl Arbeits- als auch Lebensqualität für Frauen und Männer nachhaltig zu sichern.

Wie wird es weitergehen?

Das Symposium hat gezeigt, wie wichtig der Dialog zwischen den einzelnen Wirkungsbereichen ist, um sichtbare Impulse zu setzen. Am Arbeitsplatz Universitätsklinikum bedarf es großer Anstrengungen, um die Attraktivität dieser Wirkungsstätte wieder zu steigern, hohe Standards zu halten und dem ärztlichen Personal dennoch eine ausgeglichene Work-Life-Balance zu ermöglichen, ohne dabei die Wirtschaftlichkeit zu beeinträchtigen.

Das brisante Thema bleibt für die Medizin-Mentoringprogramme auf der Agenda, die Diskussion um eine bessere Vereinbarkeit von Privatleben und Beruf in der Medizin wird weiter geführt.

Neu: Zertifizierungspunkte für das Thema ‚Work-Life-Balance‘

Dass das vorliegende Thema vor dem Hintergrund des Nachwuchsmangels und der Abwanderung hoch qualifizierter Ärztinnen und Ärzte in außeruniversitäre Arbeitsfelder oder ins Ausland zunehmend an Aktualität und Bedeutung gewinnt, bewies auch die Anerkennung der Veranstaltung als zertifizierte Weiterbildung durch die Ärztekammer Nordrhein, die erstmalig an eine Veranstaltung zum Themenkomplex Work-Life-Balance Zertifizierungspunkte vergab.

Kontakt und Information

Mechthild Budde
Koordination Cornelia Harte
Mentoring PRO
Universität zu Köln;
mechthild.budde@gb.uni-koeln.de
<http://www.gb.uni-koeln.de/>
http://verwaltung.uni-koeln.de/gs/content/projekte___angebot/chm_pro/

Monika Demming-Pälmer
Selma-Meyer-Mentoring-Programm
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
http://www.uni-duesseldorf.de/home/Zentrale_Einrichtungen/organe/GSB/Mentoring-Programm

Dr. Renate Petersen
MediMent, MediMent-Peer,
Universität Duisburg-Essen;
<http://www.uni-due.de/zfh/karriere/mediment/>
<http://www.uni-due.de/zfh/karriere/mediment-peer/>

Dr. Henrike Wolf
TANDEmplusMED, TANDEm-med, RWTH Aachen;
<http://www.ukaachen.de/content/page/4757895>

Infos:
Tagung MehrZeit – MehrWert?:
<http://www.uni-duesseldorf.de/home/sonder/mz-mw>

Karin Mohn, Jutta Wergen

Wagnis Wissenschaft – Perspektiven der Promotionsförderung und -forschung

am 5. & 6. November 2008, Technische Universität Dortmund

Die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses, der einen wesentlichen Teil der Forschungsleistungen der Hochschulen erbringt, ist in den Fokus der Hochschulentwicklung und der Hochschulforschung gerückt. Als dritte Phase der Bologna-Reform wird die Nachwuchsförderung auf vielen Ebenen in Form unterschiedlicher Programme zur Unterstützung von Promovierenden umgesetzt.

Nachwuchsforschung und Praxis der Nachwuchsförderung sind bisher wenig verknüpft. Im Rahmen der Dortmunder Tagung – Wagnis Wissenschaft¹ – ist es gelungen, einen Dialog zwischen Promotionsforschenden und denen, die Promotionsprogramme entwickeln und umsetzen, zu eröffnen und weiterzuführen². Dabei konnten die Ergebnisse der Nachwuchsforschung mit den Erfahrungen der Nachwuchsförderung in Beziehung gesetzt und diskutiert werden.

1 Der Titel ist entlehnt der Veröffentlichung des Bundesberichts zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (BuWiN). Anke Burkhardt (Hg): Wagnis Wissenschaft, 2008

2 Abschlussstagung des Promotionskollegs „Wissensmanagement und Selbstorganisation im Kontext hochschulischer Lehr- und Lernprozesse“ der Hans Böckler-Stiftung und des Hochschuldidaktischen Zentrums der TU Dortmund in Kooperation mit dem Interdisziplinären Forschungsschwerpunkt „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“ der TU Dortmund und dem Graduiertennetzwerk der Fakultäten 12-16 der TU Dortmund.



Eröffneten die Tagung (von links): Prof. Metin Tolan, Elisabeth Maurer, PhD Maresi Nerad, Dr. Jutta Wergen und Prof. Sigrid Metz-Göckel.

Die Dortmunder Tagung setzte mit ihren Fragen zur Datenlage, Forschungsdesideraten und Praxiserfahrungen in thematischen Panels folgende inhaltliche Schwerpunkte:

- Promotionsformate und -bedingungen im Vergleich
- Gestaltungsebenen in Promotionsbeziehungen und die Messung ihrer Wirksamkeit
- Schlüsselkompetenzen im Promotionsprozess: Praxis – Erfahrung – Reflexion
- Soziale Selektivität und Erfolg im akademischen Qualifizierungsprozess

Nach einer Einführung von *Matthias Kleiner* (Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft) zur Nachwuchsförderung der DFG steckten die Referentinnen *Maresi Nerad* (Associate Graduate Dean, Director at University of Washington, Seattle) zur Globalisierung und Internationalisierung der Doktorand/innenausbildung und *Elisabeth Maurer Lutz* (Gleichstellungsbeauftragte, Uni Zürich) zu Genderaspekten der Nachwuchsförderung und -forschung den Rahmen der von den Initiatorinnen der Tagung intendierten Querschnittsthemen.

Unter der Moderation von *Johannes Moes* (HIS, Hannover) diskutierten *Barbara Kehm* (INCHER, Uni Kassel), *Andrea Kottmann* (CHEPS, Twente), *Boris Schmidt* (Uni Jena) sowie *Ulrike Senger & Christian Vollmer* (Uni Kaiserslautern) verschiedene Promotionsformate in Deutschland und Europa aus unterschiedlichen Perspektiven. Dabei wurde deutlich, dass die Promotionsformate unterschiedliche promotionsfördernde Strukturen schaffen, die, abhängig von der Fachkultur Stärken (Vernetzung, bessere Motivation) und Herausforderungen (Rolle der Vorgesetzten/Betreuer/innen, Gestaltung der Übergänge) haben und in ihrer Differenziertheit betrachtet werden müssen. Die strukturelle und personale Ebene der Beziehung zwischen Promovierenden und Betreuungspersonen während der Promotionsphase sowie methodische Aspekte ihrer Erforschung themati-

sierte ein zweites Panel unter der Moderation von *Jutta Wergen* (Graduiertennetzwerk der Fak. 12-16, TU Dortmund). In Impulsreferaten und Posterbeiträgen stellten *Helga Knigge-Illner* (Studienberatung und Psychologische Beratung FU Berlin) *Julia Häuser* (Uni Mainz), *Isabel Steinhardt* (Uni Frankfurt), *Oliver Reis* (TU Dortmund), *Birgit Szczyrba* (HDZ, TU Dortmund) und *Angela Carell* (Ruhr-Uni Bochum) Perspektiven der Gestaltung von Promotionsbeziehungen und die Unterstützung durch begleitende Angebote vor. Nicht nur die Vielfalt neuer Promotionsformate, sondern auch die Veränderung der Promotionsprozesse durch Anforderungen z. B. Befristungsregelungen des HRG, Einführung der Juniorprofessur u. a. erwarten eine Professionalisierung der Promotionsbeziehungen, die dazu führen können, dass die fachliche Beratung der wissenschaftlichen Betreuer/innen durch professionelle psychologische Begleitung oder aber Promotionscoaching ergänzt wird.

Implizite und explizite Selektionsprozesse bei der Auswahl und Förderung von Promovierenden und ihre Auswirkungen auf die Karriereverläufe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in unterschiedlichen Fachkulturen wurden, moderiert von *Carola Bauschke-Urban* (HDZ, TU Dortmund), anhand von Forschungsansätzen und -ergebnissen diverser Studien von *Marc Kaulisch* (iFQ, Bonn), *Heike Kahlert*, *Mark Kleemann & Doreen Kruppa* (Uni Rostock), *Kalle Hauss & Marc Kaulisch* (iFQ, Bonn) sowie *Christina Möller* (HDZ, TU Dortmund) herausgearbeitet. Gegenüber scheinbar objektiven Kriterien der Bestenauslese mit dem Ziel der Qualitätssicherung und Exzellenzproduktion sorgen nach wie vor bestehende informelle und subtile Diskriminierungen hinsichtlich Genderidentität und sozialer Herkunft für die Abkehr von Frauen und Männern von der männlich-hegemonial geprägten Wissenschaftskultur. Dem kann allerdings durch bewusste Brüche in der Rekrutierungs- und Förderpraxis von wissenschaftlichem Nachwuchs entgegengewirkt werden.

Isa Jahnke (HDZ, TU Dortmund) moderierte die Diskussion über das Angebot außerfachlicher Schlüsselkompetenzen für Promovierende mit den Beiträgen und Postern von *Ulrike Senger* (TU Kaiserslautern), *Jutta Wergen* (Graduiertennetzwerk der Fak. 12-16, TU Dortmund), *Jana Knott* (Uni Mainz) und *Anke Diez & Angela Gabriel* (Uni Karlsruhe). Das Angebot fachübergreifender promotionsrelevanter Kompetenzen ist besonders durch das steigende Angebot von Förderprogrammen für Promovierende gestiegen. Dabei bezieht sich die Förderung auf Kompetenzen, die für die Promotion selbst (fachliche Angebote), und für die Bewältigung der Promotionsphase nützlich sind (Selbst-, Zeit- und Schreibmanagement). Unterschiedliche Programme bieten Unterstützung im

Hinblick auf den Berufseinstieg innerhalb sowie außerhalb der Wissenschaft (Sprach- und Führungskompetenzen, Personalentwicklung). Diskutiert wurden von den Teilnehmer/innen die Möglichkeiten der Entwicklung von Programmen zum Kompetenzerwerb, die von Frauen und Männern unterschiedlich genutzt und demzufolge passend angeboten werden müssen.

Den Abschluss der Tagung³ moderierte Anke Burkhardt (HoF Wittenberg). Die Auswertung des Dialogs zwischen Forschung und Praxis der Förderung wissenschaftlichen Nachwuchses erbrachte Anregungen zur weiteren Nachwuchsforschung: Insgesamt ist eine Kombination von statistischer Analyse und Methoden der quantitativen und qualitativen Sozialforschung sinnvoll, wobei die Besonderheiten der Fachkulturen berücksichtigt

werden müssen. Dabei ist ein interdisziplinäres Projektdesign anzustreben, das Bildungssoziologie, Bildungsökonomie, Hochschuldidaktik, Frauen- und Geschlechterforschung sowie Rechts- und Regionalwissenschaften einbezieht. Unabdingbar bei der Entwicklung von Promotionsprogrammen und Promotionsforschung ist die Einbeziehung aller Akteur/innen, die am Promotionsprozess beteiligt sind.

Im Hinblick auf die Partizipation von Frauen im Wissenschaftsbetrieb zeigt sich, dass zur Weiterentwicklung und Implementierung gleichstellungspolitischer Maßnahmen in entsprechenden Programmen die Gender- und Geschlechterforschung bei der Erforschung und Berücksichtigung verdeckter Selektionsprozesse einen weiterhin notwendigen Beitrag leistet.

3 Dokumentation der vorgestellten Präsentationen und Poster unter www.tu-dortmund.de/promotion/de/Tagung/. Die Veröffentlichung des Tagungsbandes mit dem Titel „Von der Forschung zur Förderung: Promovierende im Blick der Hochschulen“ erscheint Mitte 2009

Kontakt und Information

Karin Mohn
Dynamik der Geschlechterkonstellationen
Emil-Figge-Straße 50
44227 Dortmund
Tel: +49 0231.755-6533
karin.mohn@tu-dortmund.de

Dr. Jutta Wergen
Graduiertennetzwerk der Fakultäten 12-16 der TU Dortmund
Koordination
Tel: 0231-755.7202
jutta.wergen@tu-dortmund.de

Babette Berkels

„100 Jahre Frauen im Studium“ an der Universität Duisburg-Essen

Fachtagung am 11. November 2008



Organisatorin der Tagung: Prof. Dr. Anne Schlüter

Am 11. November 2008 fand an der Universität Duisburg-Essen die Fachtagung „100 Jahre Frauen im Studium – Gelöste und ungelöste Fragen“ statt. Die Veranstaltung wurde vom Fachbereich Bildungswissenschaften in Kooperation mit der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Duisburg-Essen und der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft NRW (GEW NRW) organisiert. Mit der Konzeption und Realisierung der Tagung befasste sich eine Arbeitsgruppe aus dem Fachbe-

reich Bildungswissenschaften unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Anne Schlüter mit den Professorinnen Renate Nestvogel, Maria Limbourg und Gisela Steins.

Ziel der Tagung war es, eine kritische Bilanz aus einhundert Jahren Frauen im Studium zu ziehen und sich gelösten und ungelösten Fragen zu widmen wie: Warum ist eine Rückblende wichtig? Sind Frauen an den Universitäten heute selbstverständlich? Und bedarf es heutzutage überhaupt noch Konzepten wie Gender Mainstreaming oder ist eine Gleichstellung und Gleichberechtigung von Frauen bereits Realität?

1908 ließ Preußen erstmalig Frauen versuchsweise zum Studium zu. In den letzten einhundert Jahren hat die Akzeptanz des Frauenstudiums viele Wandlungen erfahren. Nach einem ersten Anstieg der Studentinnenzahlen ab den 1920er Jahren folgten erhebliche Rückschläge, in deren Folge Frauen um ihr Studienrecht kämpfen mussten: Im Zuge des nationalsozialistischen Regimes wurde sogar ein geschlechtsspezifischer Numerus Clausus eingeführt, welcher den Anteil der Studentinnen an der Studierendenschaft auf zehn Prozent begrenzen sollte. Während des Zweiten Weltkrieges und auch in der Folgezeit wurde den Frauen der Zugang zu den Hochschulen durch die Abwesenheit der Männer erleichtert, doch später soll-

ten sie zu Gunsten der aus dem Krieg heimkehrenden Männer zurückstehen. In den 1950er und 1960er Jahren, nachdem sich die Verhältnisse der Nachkriegszeit normalisiert hatten, hatte sich die alte Geschlechterordnung wiederhergestellt und Frauen wurden an den Hochschulen erneut wenig erwartet. In den 1960er und 1970er Jahren, im Zuge der Bildungsexpansion und der Debatte um Chancengleichheit im Bildungswesen, wurde die Erhöhung des Frauenanteils an den Hochschulen zu einem politischen Ziel erklärt und die Zahl der Studentinnen stieg langsam an. Seit Beginn der 1970er Jahre gab es eine enorme Steigerung der Zahl studierender Frauen und sie erreichten einen Anteil von etwa 30 % an den Studierenden. 1985 wurden die Hochschulen in einem neuen Paragraphen des Hochschulrahmengesetzes verpflichtet, auf die Beseitigung der Nachteile von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen hinzuwirken. Der Institutionalisierungsprozess der Gleichstellungspolitik ist seither stetig vorangetrieben worden. Heute beträgt der Anteil der weiblichen Studierenden an der Universität Duisburg-Essen beispielsweise 50,6 %, so dass Frauen – zumindest in Bezug auf die Studienbeteiligung – den Männern in Nichts nachstehen.

In den letzten einhundert Jahren haben Frauen also um ihr Recht auf Bildung, Studium und gesellschaftliche Teilhabe gekämpft. Die Fachtagung erinnerte an das bedeutsame historische Ereignis der Bildungspolitik, die Zulassung von Frauen zum Studium, und an die Entwicklungen, die im Zeitraum von einhundert Jahren des Frauenstudiums zu spüren waren bzw. zu spüren sind.

Nach Grußworten von Prof. Dr. Renate Nestvogel vom Fachbereich Bildungswissenschaften und Prof. Dr. Ute Klammer, der Prorektorin für Gender und Diversity Management der UDE, folgte ein Beitrag von Dr. Ilse Führer-Lehner der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft NRW, die eine Bilanzierung der Bedeutung von 100 Jahren Frauen im Studium vornahm.

Anschließend beschäftigte sich der Vortrag von Frau Prof. Dr. Anne Schlüter mit der Frage „100 Jahre Frauen im Studium – nach vielen Kämpfen heute selbstverständlich?“.

Nach einer kurzen Pause mit Kaffee und Gebäck widmete sich die Gleichstellungsbeauftragte der Universität Duisburg-Essen, Ingrid Fitzek, der Frage, ob Frauenpolitik und Gender Mainstreaming heutzutage längst überholt oder wichtige Aufgaben der Universität sind.

Abschließend gab es unter der Moderation von Prof. Dr. Gisela Steins und Prof. Dr. Maria Limbourg eine Diskussionsrunde mit fünf Vertreterinnen aus akademischen Berufen und verschiedenen Generationen. Dazu gehörten z. B. die mittlerweile 96 jährige Lehrerin Dr. Rose Wagner und die 73

jährige Chemieprofessorin Dr. Ziegler. Die Diskussionsteilnehmerinnen bildeten verschiedene zeitgeschichtliche Studierendenbilder ab und gehörten den Geburtsjahrgängen 1914 bis 1944 an. Sie schilderten eindrucksvoll ihre Lebensgeschichten und vor allem ihre Erfahrungen als studierende Frauen. Die Diskussion stieß auf großes Interesse auf Seiten des Publikums und es wurden zahlreiche Fragen zum Studium und den persönlichen Erfahrungen der Diskussionsteilnehmerinnen gestellt, beispielsweise zum Umgang der Frauen mit sehr praktischen und heute noch genauso relevanten Fragen wie der Kinderbetreuung als studierende bzw. berufstätige Frau oder den Erfahrungen mit Professoren und männlichen Kommilitonen zu einer Zeit, da Frauen noch ein ungewohntes Bild auf dem Campus darstellten.

Viele Hochschulangehörige, aber auch die interessierte Öffentlichkeit wie beispielsweise Schülerinnen aus einer Schulklasse eines Dortmunder Mädchengymnasiums, bereicherten die Fachtagung, die einige Fragen aus 100 Jahren Frauen im Studium beantworten und auf andere noch immer ungelöste und bedeutsame Fragen erneut aufmerksam machen konnte: So wurde unter anderem nochmals herausgestellt, dass trotz vielfältiger Maßnahmen und Programme zur Frauenförderung wie bspw. Mentoringprogramme, wie sie auch an der UDE angeboten werden, der Frauenanteil in der Wissenschaft in den höheren Hierarchieebenen sehr gering ist und sich an der Spitze der Positionen, den Professuren, immer drastischer reduziert. Von einer Gleichstellung im Hinblick auf die wissenschaftliche Laufbahn sind Frauen also immer noch weit entfernt. Auch die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erschwert Frauen heute noch den Zugang zu hohen wissenschaftlichen (aber auch nicht-wissenschaftlichen) beruflichen Positionen. Hinzu kommt, dass es – wie Hochschulstatistiken belegen – geschlechtsspezifische Fachpräferenzen bei der Studienwahl und besondere Hürden und Schwierigkeiten für Frauen gibt, die ein männerdominiertes, d.h. in den meisten Fällen mathematisches, naturwissenschaftliches, technisches oder ingenieurwissenschaftliches Fach studieren möchten.

Daher lässt sich als kritische Bilanz der Beiträge und Diskussionen festhalten, dass – auch wenn sich Frauen den Zugang zu Studium und Wissenschaft erkämpft haben und sie heute im Bild der Universität alltäglich sind – weiterhin ein enormer Entwicklungs- und Förderungsbedarf besteht, damit Frauen ihre Bildungserfolge in entsprechende Positionen umsetzen können.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Anne Schlüter
Universität Duisburg-Essen
FB Bildungswissenschaften
Institut für Berufs- und
Weiterbildung
Fachgebiet Erwachsenenbil-
dung/Bildungsberatung
Universitätsstr.2
45117 Essen
anne.schlueter@uni-due.de

Babette Berkels
babette.berkels@stud.
uni-due.de

Sigrid Metz-Göckel, Felizitas Sagebiel

Über die Grenzen Brücken bauen – irritieren und sich engagieren

Auszeichnung der polnischen Philosophin und Frauenaktivistin Dr. Slawomira Walczewska durch die Stiftung „Aufmüpfige Frauen“ am 14.11.2008 im Rathaus der Stadt Dortmund

Gelassen und entschieden, sanft und radikal, großartig und bescheiden wirkt die Preisträgerin des Jahres 2008 der Stiftung „Aufmüpfige Frauen“, und so ist sie auch. Ausgezeichnet wurde Dr. Slawomira Walczewska aus Krakau, feministische Philosophin und Frauenaktivistin seit mehr als 20 Jahren. Der Preis 2008 wurde ihr verliehen, weil sie bereits

- in den 1980er Jahren einen Studierenden-Austausch zwischen der Universität Krakau und Universität Freiburg organisiert hat, als dies politisch keineswegs erwünscht war,
- in Krakau ein Frauenzentrum Fundacja Kobiet (eFka) gegründet hat und als NGO unterhält,
- mit Beata Kozak die einzige feministische Frauenzeitschrift in Polen herausgibt, Demonstrationen gegen die Verschärfung des Abtreibungsgesetzes organisiert
- sich mit dem deutschen Philosophen Edmund Husserl auseinandergesetzt und ihn ins Polnische übersetzt hat und
- sich für Europa und die Vernetzung von Frauen weltweit engagiert.

Die Stiftung „Aufmüpfige Frauen“ ist eine gesellschaftspolitische Stiftung, die mutige Frauen unterstützt, die den politischen und wissenschaftlichen Mainstream kritisch betrachten, quer denken können und dem Feminismus einen guten Klang geben.

Die Arbeit von Slawomira Walczewska breiter bekannt zu machen und ihr Anerkennung und Wertschätzung zu verschaffen, entspricht dem Zweck der Stiftung, vor allem auch weil Deutschland und Polen eine besonders schmerzliche Geschichte verbindet. Sich für die Belange der Frauen und eine humanere Gesellschaft einzusetzen, hat sich auch im nachsozialistischen katholischen Polen nicht erübrigt, das nach Auflösung des Ostblocks, so Slawomira Walczewska, das härteste Abtreibungsgesetz Europas hat. Sie ist Mitglied und Initiatorin zahlreicher Organisationen, z. B. 2005 Stiftung „Kultur für Toleranz“, Mitglied des Beirats, 2004 – Internationales Institut für Forschung der Kultur und Bildung, Breslau, Mitglied des Beirats, 2001 – Komitee „Die Wege bauen“, Krakau, Vorsitzende, 1990 – Frauenstiftung eFka, Krakau, Mitgründerin, Mitglied des Vorstands.¹

Slawomira Walczewskas jahrelange Zusammenarbeit mit der Böll-Stiftung, ihr Engagement in der Berliner Weiberwirtschaft, gemeinsame Projekte



Die Preisträgerin Dr. Slawomira Walczewska

mit deutschen Partnerinnen, Übersetzungen aus dem Deutschen, all das sind Aktivitäten, in denen beide Teile Europas, Ost- und Westeuropa an der deutsch-polnischen Grenze zusammenwachsen.

Das Frauenzentrum Fundacja Kobiet (Efka) ist z. Zt. im jüdischen Viertel von Krakau (Kazimierz, Krakowska 19) untergebracht, zu Untermiete bei einem anderen Projekt in einem sehr renovierungsbedürftigen Haus, das ein Niemandshaus ist, weil die jüdischen Besitzer nicht auffindig gemacht werden können, und es daher nur notdürftig unterhalten wird. Die Preise im alten Stadtzentrum sind so in die Höhe geschossen, dass das Frauenzentrum in eine billigere Gegend umziehen musste.

Den sozio-kulturellen Rahmen für die Feier bildeten die historischen Erfahrungen und die aktuelle Verständigung mit den Menschen polnischer Herkunft im Ruhrgebiet und zwar auf gleicher Augenhöhe vor allem mit einer Generation von Polinnen und Polen, die die Zeit der deutschen Okkupation und Vernichtungslager nicht mehr persönlich erlebt, aber in ihrem kollektiven Gedächtnis gespeichert haben.

- mit einer Rede des Oberbürgermeisters Dr. Langemeyer zur Geschichte und Gegenwart der Polen im Ruhrgebiet sowie
- Begrüßungen durch die Polnische Konsulin und
- Frau Regina Dinter, Präsidentin des Landtages von NRW und Vorsitzende des Arbeitskreises Deutsch-polnischer Parlamentarier.

¹ 1997-2000 Polnische Gesellschaft für Soziologie, Warschau, Mitglied. 1994 – Women's Rights Center, Warschau, Mitglied des Beirats. 1993-Polnisch-Deutsche Akademische Gesellschaft, Krakau. Mitgründerin, Mitglied des Beirates. 1997-2000 Polnische Gesellschaft für Soziologie, Warschau, Mitglied. 1992-2002 „Aspekt“. Feministische Zeitschrift, Bratislava, Mitglied des Matronats (Beirat). 1991 – Network of East-West Women, Gründungsmitglied, Dubrownik/New York. 1989-1994 Polnische Feministische Gesellschaft, Warschau, Mitgründerin. 1987 – Frauenwohnbaugenossenschaft, Krakau. Mitglied des Beirates bis 1989. 1987 – Internationale Assoziation der Philosophinnen, Berlin. 1986 – Polnischer Ökologischer Klub, Krakau. 1985-1990 Polnische Philosophische Gesellschaft, Warschau, Sekretärin der Krakauer Sektion.



Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Gesine Schwan, Beauftragte für die Deutsch Polnischen Beziehungen und die Laudatio Prof. Dr. Bozena Choluj, Professorin für Gender Studies an der Universität Warschau und der Viadrina Universität in Frankfurt/Oder. Frau Schwan betonte die Wichtigkeit von Frauen-Netzwerken im Verhältnis der Polen und Deutschen und die Bedeutung der NGO's für den Aufbau einer Bürgergesellschaft in Polen. Ihre Haltung zum Feminismus habe sie vor allem Frau Choluj zu verdanken, ihr persönlicher familiärer Hintergrund, insbesondere ihre politisch engagierte Mutter haben ihr früh eine selbstverständliche Einstellung zur Frauenemanzipation und politischem Engagement vermittelt, die sie ihr Leben lang begleitet haben.

Frau Choluj schilderte witzig und spritzig Slawomira Walczewska als eine Aktivistin, die die frauenpolitischen Entscheidungen des polnischen Parlaments nicht akzeptierte und Frauen zum Protest gegen das restriktivste Abtreibungsgesetz in der Europäischen Union mobilisierte.

Nicht zuletzt ist sie eine Person, die bis heute gegen jede Form des Zentralismus rebellierte, besonders vehement, wenn sie ihn unter Frauen wittert. Dies ist schwere Arbeit in diesem Land, in dem Frauen vor neunzig Jahren das Wahl- und Stimmrecht für sich erkämpft hatten, in dem aber immer noch kein Gleichstellungsgesetz existiert; Frauen bekommen Entbindungsprämien als Anreiz zum Gebären, jedoch keine sichtbare, reale Unterstützung danach. Slawomira Walczewska kehrte nach zehn Jahren Abwesenheit für eine kurze Zeit in die Wissenschaft zurück, um hier eine wichtige Spur ihrer Erkenntnisse zu polnischer Geschlechterkultur zu hinterlassen. 1997 promovierte sie mit einer Arbeit zum feministischen Diskurs in Polen.² Die Pianistin Atsuko Seki begleitete das Programm musikalisch mit Werken von Schubert und Chopin. Barbara Blümel, Schauspielerin aus Dortmund, las auf Deutsch und Anna Funger auf

Polnisch aus dem Werk von Olga Tokarczuk, einer jungen polnischen Schriftstellerin, deren Eltern aus der Ukraine in den westlichen Teil Polens vertrieben wurde. Sie lebt nun in der Glatzer Region, die bis Kriegsende von Deutschen bewohnt wurde und beschreibt in ihrem Roman „Taghaus Nachthaus“ das Fremdheitsgefühl der zwangsbeheimateten Polen, und wie sie die westdeutschen Heimwehtouristen erleben. Sie tut es voller Verständnis und Empathie

für die doppelte Vertreibungsgeschichte der Menschen dieser Region. Die Stifterin, Sigrid Metz-Göckel, berichtet aus ihren Kindheitserfahrungen zum Ende des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit, als die polnischen Flüchtlinge in die Häuser der Deutschen, die die Gegend verlassen mussten, eingewiesen wurden. Sie berichtet von ihren kindlichen Erfahrungen mit den neuen Bewohnern und deren Kindern, die sie ohne persönliche Gewalt und solidarisch erlebt.³ Sie würdigte Slawomira Walczewska als Frau aus einer Generation, die sich unbelasteter und unbefangener mit der jungen Generation der Deutschen und mit den Ruhrpolen auseinandersetzen kann.

Als Gäste geladen waren Mitglieder der polnischen Community im Ruhrgebiet, engagierte Personen der kirchlichen und politischen Organisationen sowie der gesellschaftlichen Verbände sowie Bekannte, Freunde und Familienmitglieder der Frauen aus dem Beirat der Stiftung.

Aus Polen waren offizielle Stellen wie das zuständige Ministerium in Warschau und der Bürgermeister der Stadt Krakau eingeladen und informiert worden. Sie reagierten mit freundlichen Schreiben und diese Aufmerksamkeit und Internationale Anerkennung kann manchmal hilfreich sein. Aus Sicht der Preisträgerin Slawomira Walczewska war die Veranstaltung in diesem offiziellen Rahmen Ausdruck eines Staatsfeminismus, von dem sie in Polen nicht hätten träumen können.

Was bleibt und welche Wirkung erhoffen wir?

Bisher wissen wir, dass es Reaktionen von offiziellen in Krakau gibt, Gratulationen zum Preis und eine erhöhte Aufmerksamkeit, die die engagierten Frauen und das Frauenzentrum für sich nutzen können. Es gibt eine neue Deutsch-Polnische Stiftung, bei der eine gemeinsame Projektbeantragung, ein *Institut für Frauengedächtnis* in Arbeit ist. Es soll sich mit den Kriegs- und Nachkriegserfahrungen von Frauen in Ost und West beschäftigen.

² Slawomira Walczewska: *Damy, rycerze i feministki. Kobiety dyskursu emancypacyjnego w Polsce* (Damen, Rittern und Feministinnen. Feministischer Diskurs in Polen), eFka Verlag, Krakau 1999 (unter 20 Bücher nominiert für NIKE-Literarische Buchpreis in 2000, Teile veröffentlicht auf Ukrainisch – „Ji“ in 2002, auf Slowakisch – „Aspekt“ in 2000, auf Italienisch – „it.pl“ in 2007)

³ Diese Erfahrungen eines kleinen Kindes müssen mit den Berichten und Erfahrungen von Erwachsenen nicht übereinstimmen, zumal viele ältere Menschen aus dieser Gegend vor allem das Leid und die Feindseligkeiten gespeichert haben, die sie im Kontext ihrer Vertreibung erlebt haben.

In der feministische Frauenzeitschrift „Zadra“ (Splitter) hat Beata Kozak einen Bericht zur Preisverleihung veröffentlicht und weitere Vernetzungsaktivitäten sind im Prozess.

Im Sommer 2008 hat ein Treffen der Frauenstiftungen, die im Umkreis der neuen Frauenbewegung entstanden sind, in Dortmund stattgefunden. Und es gibt auch eine Initiative, im Bundesverband Deutscher Stiftungen einen Arbeitskreis Frauenstiftungen einzurichten. Gründe sich zu vernetzen, sind einmal, sich über frauverträgliche Geldanlagen zu beraten, sich wechselseitig zu unterstützen bei Anfragen und in der Öffentlichkeitsarbeit und vor allem bei der Sorge für die Nachhaltigkeit nach dem Ableben der Stifterinnen.

Wir Frauen der Stiftung haben uns zu fünf gemacht,⁴ um die Stadt der potenziellen Preisträgerin, um deine Stadt Krakau zu besuchen, um dich Slawomira auch an deinem Wirkungsort kennenzulernen. Es war wichtig und eindrucksvoll für uns, das touristisch aufgemöbelte Krakau bei wunderbarem Sonnenschein zu erleben, den Ort des kreativen Feminismus, in äußerer Armut – den Geruch und Verfall des Gebäudes –, den Ort, an dem Aktivitäten erdacht werden wie die Preisverleihung für das beste feministische Buch in Polen, die nächsten Verlagspublikationen, die Arbeiten mit deiner Partnerin, das gemeinsame Essen am Abend.

Am Schluss sind wir deutschen Frauen alleine, bei nebligem Wetter mit dem touristisch organisierten Bus nach Auschwitz gefahren, das sich in der Nähe befindet. Entgegen allen negativen Erwartungen, die wir durch die Beschreibungen der amerikanischen Schriftstellerin Lilli Brett⁵ in uns

Ballade an Slawomira

Ein Frauenfest zu Ehren einer Frau, gestaltet durch Frauen, ein männlicher Oberbürgermeister fügte sich da ein. Slawomira Walczewska war die geehrte, ein schwieriger Name für mich, signalisiert Ferne, und doch, als ich den ersten Text von dir las, empfand ich Nähe, es war eine ganz besonders interpretierte Transkription eines Interviews mit einer polnischen Soziologieprofessorin. Du hast dich ihr wissenschaftlich genähert und doch spürtest du der Persönlichkeit nach mit Sanftheit und Klarheit, ihren besonderen Blick auf Gesellschaft spiegeltest du in

deiner Reflexion. Ohne die Biografie kamst du aus bei deinem zeitlosen Text über die Mutter, das ubiquitäre Muster des Versorgens, kombiniert mit der sich daraus ergebenden Macht gegenüber den anderen, Mann und Kind. Dein feministischer Kampf findet mit gespitztem Bleistift statt, und auf der Straße, wenn es notwendig ist.

Ich habe dich, obwohl mit einem Amt versehen als Beirat der dich ehrenden Stiftung, aus der Ferne gesehen bei der schönen Stiftungsfeier und empfand zu dir und den Deinen Nähe, die ich erst jetzt zeige mit dem, was ich für dich schreibe. Ich würde mir wünschen, dass wir uns noch einmal nähern und auch austauschen können.

aufgesogen haben, haben wir eine wunderbar fundierte Führung zu den grausamen geschichtlichen Ereignissen vor Ort durch eine junge Polin erhalten und sind trotz der touristischen Massen, die sich durch das Vernichtungslager bewegen, angerührt zurück gefahren.

Mit einer kleinen Ballade möchte ich, Felizitas, Slawomira würdigen, mit Worten, die ich ihr bisher nicht mitteilen konnte.

Die Stiftung Aufmüpfige Frauen hat ihren Sitz in Dortmund und ist an einem weiteren Ausbau interessiert. Sie wirbt um weitere Mitglieder für den Förderverein, der steuerabzugsfähige Spendenquittungen ausstellt. Der Mitgliedsbeitrag beträgt 60 Euro pro Jahr.

Vorschläge für die Preisverleihung an aufmüpfige Frauen im Sinne der Stiftung sind erwünscht. Gesucht wird für die nächste Preisverleihungsfeier 2010 eine junge Frau mit Migrationshintergrund, die sich für die Integration von ‚Anderen‘ einsetzt.

4 Im Beirat der Stiftung sind: Dr. Ingrid Lessing, Verlegerin; Karola Pohlhausen, Rechtsanwältin, Dortmund; Prof. Dr. Felizitas Sagebiel, Wissenschaftlerin, Wuppertal; Hannelore Weichert, Verwaltungsangestellte sowie Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel, Stifterin

5 Lilly Brett: Zu viele Männer

Kontakt und Information

Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel
Mimosenweg 18
442289 Dortmund
www.stiftung-aufmuepfige-frauen.de

Open Space Tagung „Diversity Management an der Hochschule“

Mit mehr als 70 TeilnehmerInnen sehr gut besucht war die erste Diversity Management (DiM)-Tagung an der Universität Duisburg-Essen (UDE), die in Kooperation mit dem Prorektorat für Diversity Management und der Gleichstellungsbeauftragten vom Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung im Februar 2009 ausgerichtet wurde.

Die Teilnehmenden aus den Fachbereichen, zentralen und studentischen Einrichtungen der UDE sowie anderer Universitäten diskutierten über Handlungsbedarfe und Entwicklungsmöglichkeiten eines Diversity Managements an der Hochschule. Die Tagung hatte zum Ziel, das Thema an der Universität Duisburg-Essen sichtbar zu machen und für die Notwendigkeit und die Chancen eines Diversity Managements zu sensibilisieren. Dies auch vor dem Hintergrund, dass die UDE seit kurzem offiziell zu den Mitgliedsorganisationen der Bundesinitiative „Charta der Vielfalt“ gehört. Prof. Dr. Ute Klammer, Prorektorin für Diversity Management, berichtete über Vorüberlegungen, Stand und Perspektiven der Diversity-Aktivitäten an der Universität Duisburg-Essen. Der Fokus liegt zunächst auf drei Schwerpunktthemen:

1. Studierende und potenzielle Studierende mit Migrationshintergrund, aus ökonomisch schwachen Haushalten und/oder bildungsfernen Schichten,
2. Studierende (und Beschäftigte) mit Fürsorgeverpflichtungen/familienfreundliche Hochschulen,
3. Wissenschaftliche Weiterbildung, berufstätige Studierende, lebenslanges Lernen – „widening participation“.

Auf Migration und Diversität als Herausforderung für Bildungsinstitutionen ging Prof. Dr. Erol Yildiz von der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt in seinem Vortrag ein. Er plädierte für neue Bildungskonzepte, die unterschiedliche Lebenswirklichkeiten und Kompetenzen wahrnehmen, die für Veränderungen offen sind und dies als Chance zur Gestaltung begreifen.

Dr. Günther Vedder von der Georg-August-Universität Göttingen stellte ein internationales Forschungsprojekt zum Diversity Management in Unternehmen und öffentlichen Institutionen vor. So haben zum Beispiel amerikanische und australische Hochschulen Maßnahmen zur klaren Festlegung von Verantwortlichkeiten entwickelt. Standardisierte Beschwerdeverfahren legen Details zur Rekrutierung, Beförderung und Entlohnung fest. Auch gehören verpflichtende Diversity-Schulungen zum Handlungsrepertoire dieser Hochschulen.

In einer anschließenden Open Space-Runde wurden Handlungsbedarfe von den Teilnehmenden benannt und in Kleingruppen Entwicklungsmöglichkeiten diskutiert sowie konkrete Umsetzungsvorschläge erarbeitet. Benannt wurden u. a. folgende Themenfelder: Das Spannungsfeld „Faire Ungleichbehandlung“, Unsichtbare Schwellen für Studierende in Betreuungssituationen, Lebensraum Universität und „Campus Community Building“, Anlaufstelle für Diskriminierung.

Die Präsentationen und Ergebnisse der Open Space-Runde können unter www.uni-due.de/genderportal/service_genderanddiversity abgerufen werden.

Kontakt und Information

Universität Duisburg-Essen
Zentrum für Hochschul- und
Qualitätsentwicklung
Dr. Renate Klees-Möller
renate.klees-moeller@uni-due.de
Dr. Anette Schönborn
anette.schoenborn@uni-due.de

Anne Casprig

Ringvorlesung „Raum und Geschlecht“

Ringvorlesung „Raum und Geschlecht“ (02.12.08-03.02.09) – Frau Prof'in Dr. Ruth Becker, TU Dortmund, Fakultät Raumplanung

Die Umstellung der Diplom-Abschlüsse auf die Bachelor-/Master-Abschlüsse im Rahmen der Internationalisierung der Hochschulsysteme bildete den Hintergrund der im Wintersemester 2008/09 organisierten Ringvorlesung „Raum und Geschlecht“ an der TU Dortmund, Fakultät Raumplanung. Ein wichtiges Thema bei der Einführung der gestuften Studiengänge ist der Abbau sozialer und geschlechtsspezifischer Ungleichheiten an

den Hochschulen. Für die Raumplanung bedeutet dieses Ziel nicht nur die Vermittlung der Abhängigkeiten zwischen den Kategorien Raum und Geschlecht, sondern auch die Wissensvermittlung zur Realisierung einer ausgleichenden, den Disparitäten entgegenwirkenden Raumplanung. Aus diesem Anlass heraus entwickelte Ruth Becker in Anlehnung an das Curriculakonzept aus der Studie „Gender-Aspekte bei der Einführung

und Akkreditierung gestufter Studiengänge“ das Modulelement „Raum und Geschlecht“, um eine Integration raumbezogener Frauen- und Geschlechterforschung zu fördern und den Bachelor-Studierenden den theoretischen Hintergrund näher zu bringen.

Auftakt zu der Reihe gab *PD Dr. Gabriele Sturm* (BBR Bonn) mit ihrem Vortrag: „In Stein gemeißelt? Geschlecht im öffentlichen Raum“. Um die Studierenden für Geschlechterdisparitäten, weiblich und männlich konnotierte Räume und Öffentlichkeiten zu sensibilisieren, verknüpfte sie mit den Charakteristika von privatem, halboffenem und öffentlichen Raum das Geschlecht als gesellschaftliche Kategorie und zeigte am Raumbeispiel, dass sich die Alltagsvorstellung einer zweigeschlechtlichen Ordnung in unterscheidbare Wirklichkeiten wiederfindet. Sie konkludiert aus der Sicht des Sichzuordnen-Müssens zu einem Geschlecht ein Zwangsverhältnis, das hierarchisiert ist. Gabriele Sturm zu Folge wird Geschlecht auf vier Ebenen anschaulich und greifbar:

1. auf der Ebene der persönlichen Beziehungen zwischen Geschlechtsindividuen, wodurch Geschlechtsrollen geübt und Geschlechtsidentität erfahren werden;
2. als Vergeschlechtlichung von Tätigkeitsfeldern, was zur Vergesellschaftung als Mann oder Frau führt, mit Einfluss auf Arbeitsteilung, Rechtsentwicklung, Eigentumssicherung;
3. als Unterschied zwischen Männern und Frauen (Genusgruppendifferenz als Ordnungsraster – z. B. im Patriarchalismus) mit unterschiedlichen Möglichkeiten und Chancen;
4. als Geschlechterklassifikation (Männlichkeit bzw. Weiblichkeit), was zur Sexuierung von Lebewesen wie Dingen wie Ereignissen führt (Naturalisierung).

Abschließend stellte sie die Frage des Vortrags-titels, inwiefern Geschlecht und Raum in Stein gemeißelt sind. Obwohl die Anordnung von Steinen oder Nutzung von Steinern meistens mit zahlreichen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit oder mit geschlechtssegregierten Tätigkeiten verbunden ist und speziell der öffentliche Raum in der abendländisch geprägten Kultur als Raum freier Männer gilt, überlagern sich in Raumbildern auch widersprüchliche Erinnerungen und Praktiken. Da auch Differenzen in den Wahrnehmungen geschlechts-, generations-, milieuhängig sind, bleiben das Erkennen der Facetten des Geschlechterverhältnisses und die gestalterische Reaktion abenteuerlich.

Prof. Dr. Christine Bauhardt (Humboldt-Universität Berlin) stellte sich thematisch der Diskussion, was „nachhaltige Entwicklung aus einer kritisch-feministischen Perspektive“ im Kontext von „globaler Umweltpolitik und Gender“ bedeutet. Im

Brundtland-Report „Our common future“ (1987) wird unter einer nachhaltigen Entwicklung die Bedürfnisbefriedigung der Gegenwart ohne Einschränkung der Fähigkeit der Bedürfnisbefriedigung künftiger Generationen verstanden. Eine solche Haltung impliziert für Christine Bauhardt auch die Notwendigkeit eines schnelleren Wachstums in Entwicklungs- und Industrieländern. Auf dem Weltkongress der Frauen für einen gesunden Planeten (1991) wird hingegen im Sinne eines sustainable livelihood hierunter die Chance der Menschen auf selbstbestimmte Ressourcennutzung und Lebensgestaltung zur Ressourcennutzung und Lebensgestaltung verstanden. Deutlich wird hier die Kritik an der Auffassung von sustainability, die auf freie Entfaltung der Marktkräfte und die nachzuholende Modernisierung setzt und der Appell, dass sich Politik und Lebensweisen grundlegend korrigieren müssen, denn nachhaltiger Entwicklung lässt sich nicht mit nicht-nachhaltiger Politik und ebensolchen Lebensweisen erzielen. Mit diesem Verständnis und der kritischen Reflektion von Nachhaltigkeit verwies Christine Bauhardt auf das Geschlechterverhältnis im Überschneidungsbereich der Dimensionen Ökonomie, Ökologie/Natur und Sozialem, welches durch eine gerechte Verteilung und Verfügung über natürliche und ökonomische Ressourcen zu einem gerechteren Verhältnis werden kann.

Den Fokus auf Differenzen von Frauen und Männern im Arbeitsmarkt legte *Dipl. Soz. Kathrin Dressel* (IAB Nürnberg) und beschrieb den Studierenden die dort existierenden Geschlechterunterschiede. Auch wenn in den letzten Jahren die Erwerbsquote von Frauen gestiegen und von Männern gesunken ist, zeigt sie ihrer Ansicht nach ein unvollständiges Bild, denn obwohl nun mehr Frauen arbeiten geschieht dies häufig in Teilzeit. Positiv gesehen wird hierbei jedoch, dass die Teilzeitarbeit eine wichtige Brücke in den Arbeitsmarkt darstellt. Neben dem Vergleich von Arbeitszeit und dem Arbeitsvolumen zwischen Männern und Frauen, führte sie die Studierenden an die Geschlechtersegregation und deren Gründe auf dem Arbeitsmarkt heran. Als ursächlich für Segregation identifiziert Kathrin Dressel unter anderem die Separierung von Männern und Frauen im Erwerbsleben wie es zum Beispiel am Karriereverlauf in der Wissenschaft deutlich wird. Hier klafft die Schere zwischen beiden Geschlechtern von Studium, Promotion bis über die Berufung immer weiter zu Gunsten der Männer auseinander. So wurden zwischen 2003 und 2005 83 % Männer auf eine C3/W4 Professur berufen, hingegen nur 17 % Frauen. Einen weiteren Grund sieht Kathrin Dressel in Einstellung und Verhalten von Frauen und Männern in der Arbeitswelt, dem familiären Kontext und auch den Bedingungen in den Betrieben.

Dipl. Ing. Katharina Homann (BPF-Büro für Partizipation und Freiraumplanung in Kassel und Berlin) nahm die Studierenden mit in die Freiraumplanung, wo sie sie unter dem Titel „Zwischen Bummeln und Bolzen? Freiraumnutzung und Rauman eignung von Jungen und Mädchen“ mit geschlechtsspezifischen Unterschieden in der Freiraumplanung um 1935 anhand der Studie von Martha Muchow „Der Lebensraum des Großstadtkindes und der heutigen Zeit“ konfrontierte. Ließen sich dort im Vergleich große Unterschiede feststellen? Sie räumte in diesem Vergleich mit dem Vorurteil auf, Mädchen hätten einen kleineren Spielraum obwohl sie im Vergleich zu Jungen – früher wie heute – einen kleineren Streifraum nutzen. Unterschiede lassen sich auch in der Raumorientierung erkennen, denn Jungen erkunden den Raum durchstreifend, hingegen Mädchen zielgerichtet. Es lassen sich demzufolge durchaus Unterschiede feststellen, die den Studierenden in der Form nicht bekannt waren, worunter auch die Art der Freiraumspiele fallen. Um Mädchen in der Rauman eignung in der Öffentlichkeit zu unterstützen, sieht Katharina Homann drei Strategien als wegweisend, nämlich die Schaffung autonomer Mädchenräume wie zum Beispiel der Girlssic Park in Ludwigshafen (www.girlssic-park-lu.de), das in den Fokus rücken von Mädcheninteressen in der Freiraumgestaltung wie es zum Beispiel in Wien bei der Parkgestaltung praktiziert (www.maedchengarten.at) wurde und dem Entgegenwirken der Geschlechterdynamik in der Raumnutzung. Dieses Ziel hatte die MädchenBewegungswerkstatt in Berlin (www.baufachfrau-berline.de/ideenwerkstaetten/maedchenprojekte/girls-move) oder auch den Mädchenpicknicks in Wien (www.maedchengarten.at). Weiter fordert sie eine aktive Diskussion in der Freiraumplanung, wobei es Katharina Homann nicht nur auf geschlechterdifferenzierende Beteiligungsstrategien ankommt, sondern auf eine parteiliche Mädchen- und Jungenarbeit.



Quelle: <http://www.girlssic-park-lu.de/>

Mittlerweile existieren für den Raum für diverse Fragestellungen und Bedürfnisse eine Vielfalt an Daten, wie zum Beispiel zur PendlerInnenstruktur

auf den verschiedenen Ebenen von Kommune bis zur internationalen Ebene. Doch wenn geschlechtersensibel geplant werden soll, sind auch entsprechend aufgearbeitete Daten notwendig. Gibt es also bereits geschlechtsspezifische Daten auf regionaler Ebene für Kommunen und Regionen? Hierzu bezogen *Katrin Meyer und Antonia Milbert* (BBR Bonn) am Beispiel des Gender-Index und der Publikation *Frauen-Männer-Räume Stellung*. In der BBR-Publikation werden geschlechterdifferenzierte Informationen für die Raumentwicklungspolitik zusammengefasst und die Wechselwirkung zwischen Raum und Geschlecht in Themen wie Bevölkerung, Erwerbsleben, Vereinbarkeit von Beruf und Familie etc. offen gelegt.

Der Gender-Index (www.gender-index.de) misst die Chancengleichheit oder -ungleichheit von Männern und Frauen auf Landkreis- bzw. auf kreisfreier Städteebene. Nach Spezifizierung der Region wird eine Tabelle generiert, die die relative Differenz des Frauen- zum Männerindikator für Themen wie (Aus-)Weiterbildung, Erwerbsbeteiligung, Arbeitsplätze und Arbeitslosigkeit, dem Einkommen, Arbeitsmarkt und Partizipation enthält. Je höher die Differenz abweicht, desto größer sind die Geschlechterdifferenzen zu Ungunsten von Frauen oder Männern.

Die beiden Vortragenden resümieren aus den vorgestellten Daten, dass sich die regionalen Lebensverhältnisse von Frauen und Männern in vielen Facetten unterscheiden, weshalb der Faktor „Geschlecht“ eine viel stärkere Beachtung in der Regionalentwicklungspolitik und der Raumbewertung finden muss um der Realität gerecht zu werden.

Ein bis dato für die Studierenden hochgradig negativ konnotierter Begriff war „Gender Mainstreaming“. Um daher die Unwissenheit und negative Konnotation abzubauen, stellte *Heike Wohltmann* (plan-werk-Stadt Bremen) den Bezug zwischen GM und Stadtplanung her, indem sie nicht nur die Entwicklung von der Grundidee bis zur rechtlichen Implementierung auf den verschiedenen Ebenen skizzierte, sondern auch die durch die EXWOST-Projekte zum Gender Mainstreaming im Städtebau ermittelten Erkenntnisse und Erfahrungen für die räumliche Planung durch Einbezug von Gender Mainstreaming vorstellte wie zum Beispiel

- den Qualitätsgewinn durch stärkere Berücksichtigung vielfältiger Nutzerinteressen und des Stellenwerts von Gebrauchsfähigkeit und Alltagstauglichkeit städtischer Räume
- die Überprüfung traditioneller Vorstellungen und Zuschreibungen über Geschlechterrollen und damit eine Formulierung von eindeutigen, klaren Zielen
- eine differenzierte Zielgruppenorientierung
- optimierte Beteiligungsprozesse



http://stadtplanung.gelsenkirchen.de/02_Projekte_Stadtbezirke/Projekte_Nord/Kraftwerk_Westerholt/kw_westerholt.asp

- das Aufdecken von Planungsfehlern und damit die Reduktion von Nachbesserungen an den Beispielen Pulheim und Dessau.

Dipl.Ing. Ursula Neubauer (Referat Stadtplanung Gelsenkirchen) präsentierte in ihrem Vortrag „Geschlechtergerechte Stadtplanung – Konzepte und Erfahrungen des Arbeitskreises Frauen in der Stadt im Deutschen Städtetag“ neben der Vorstellung ihrer Tätigkeiten im Planungsamt Gelsenkirchen am Beispiel des Bebauungsplans von Gelsenkirchen „Am Hasseler Bach“, wie eine geschlechterdifferenzierte Perspektive bei den PlanerstellerInnen dazu führte, eine Fehlplanung zu identifizieren und eine Alternativlösung zu finden. Sie zeigte an diesem Beispiel ebenfalls deutlich, wie in der Bauleitplanung eine geschlechterdifferenzierende Perspektive aussehen kann, indem sie den Straßenverlauf eines Neubaugebietes diskutierte und die im Entwurf vorgeschlagene Wegführung als hoch problematisch für bestimmte Zielgruppen monier-

te, da sowohl Gestalt- als auch Nutzwert für diese Gruppen deutlich herabgesetzt waren. Eine der Erschließungsstraßen lag im Entwurf hinter einem für das Neubaugebiet notwendigen Lärmschutzwall und war auf der anderen Seite von der Topografie tunnelartig eingeschlossen. Sowohl für RadfahrerInnen, FußgängerInnen, Kinder und alte Menschen entstand hierdurch ein nicht einsehbarer und, bei weiterem Verkehr, enger

Schlauch ohne Ausweichmöglichkeiten, der durch seine Erscheinung zusätzlich angsteinflößend war. Dieses parktische Beispiel zeigte den Studierenden auf plastische Weise, dass die Bauleitplanung in weiten Teilen wenig zielgruppenorientiert plant und welche direkten Auswirkungen eine solche Perspektive haben kann.

Obwohl die Studierenden zu Beginn der Ringvorlesung dem Themenkomplex „Raum und Geschlecht“ wenig aufgeschlossen gegenüberstanden und wohl mehrheitlich die Auffassung vertraten dass „räumliche Planung doch geschlechtsneutral sei“, konnten im Verlauf der verschiedenen Vorlesungen und anschließenden Diskussionen die negative Grundhaltung und Vorurteile zumindest in Teilen abgebaut werden und erste Zweifel über die Neutralität von Planung geweckt werden. Schnell einig waren sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer diesbezüglich im Kontext des Arbeitsmarktes.

Kontakt und Information

Anne Casprig
Anne.casprig@uni-dortmund.de

Buchbesprechungen

Christine Roloff rezensiert:

Karin Zimmermann, Sigrid Metz-Göckel: „Vision und Mission“ – Die Integration von Gender in den Mainstream europäischer Forschung

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007, 137 Seiten. ISBN 978-3-531-14954-7

Diese Studie untersucht die Umsetzung der gleichstellungspolitischen Gesamtstrategie „Gender Mainstreaming“ in der Forschungsförderung auf europäischer Ebene. Der Fokus ist gerichtet auf den Prozess – nicht auf Ergebnisse – dieser Umsetzung und auf Akteurinnen/Akteure im forschungspolitischen Politik- bzw. Machtraum der EU. Die Publikation liefert zum einen eine Rekonstruktion von Abläufen durch Dokumentenanalyse, zum andern eine Rekonstruktion und Analyse des tatsächlichen Implementationsgeschehens anhand von insgesamt 16 Interviews mit Beteiligten: drei Politikerinnen, vier Personen aus der Forschungsadministration, fünf Wissenschaftlerinnen, wovon drei in politisch beratenden Gremien auf der EU Ebene, sowie vier Personen, die sich in Institutionen und Gremien der BRD für die diesbezügliche europäische Entwicklung einsetzen.

Das Buch widerspiegelt Politik in progress, die ihre Ziele nicht nur anvisiert (Vision), sondern Schritt für Schritt verfolgt und konkretisiert (Mission). Allgemein ist somit die Frage gestellt: Wodurch wird Handeln ermöglicht und wodurch wird Handeln begrenzt, die Frage nach der sozialen Praxis als transformativem Potenzial innerhalb entwickelter Organisationen und Institutionen (S. 61).

Zunächst werden die Institutionen bzw. Gremien, in denen Gender Mainstreaming in der Forschungspolitik vorangetrieben wird, als europäischer Machtraum forschungspolitischer Steuerung expliziert und aufgefaltet und damit der Rahmen abgesteckt, in dem politische Setzungen und Veränderungen vor sich gehen – theoretisch fußt die Arbeit auf Bourdieus Feldkonzept. Vielfältige Instrumente in den inneren und äußeren Aktionsfeldern der europäischen Forschungspolitik werden dargestellt, wobei deutlich wird, wie insbesondere die kommunikative Vernetzung eine Rolle spielt. Wie nun wissenschaftliche (Gender-) Expertisen in die forschungspolitischen Konsultations- und Entscheidungsprozesse eingreifen können, ist eine der Kernfragen der empirischen Untersuchung. So wird zunächst das Entstehen des inneren Aktionsfeldes für Gender Mainstreaming in der europäischen Forschungspolitik nachgezeichnet: die Rolle des Europäischen Parlaments, der Europäischen Kommission und weiterer politischer Foren, deren

Ausarbeitung von Arbeitsdokumenten und Aktionsprogrammen, von Mitteilungen, Positionierungen, Berichten und Statistiken (Gender Watch System), der Erlass von Richtlinien und Verordnungen, die schließlich verbindliche Rechtsakte für die Mitgliedsstaaten sind. So wurden auch Gruppen von Expertinnen eingesetzt und ihnen Unterstützung von Aktivitäten und Stimme als Definitionsmacht gegeben (z. B. ETAN-Bericht, einer der entscheidenden Impulse für Gender Mainstreaming in der Forschungspolitik und der Universitätsentwicklung).

Umsetzung, Ausgestaltung und Implementierung von neuen Strategien werden allerdings immer von Akteurinnen/Akteuren bewirkt und so kommen diese über ihre Interviewaussagen ausführlich zu Wort. Hier zeigt sich, dass die Spielregeln des politischen Feldes eingehalten werden (müssen), wobei dies nicht linear allein nach sachlogischen oder strategischen Überlegungen funktioniert, sondern ausgehend von konkreten Situationen und Problemen auch über (glückliches) Zusammentreffen von Ereignissen, die Eröffnung von „Gelegenheitsfenstern“ und deren geschickte Nutzung. Oft spielt ein persönliches politisches Kapital (im Bourdieuschen Sinne) eine tragende Rolle oder die Chance von Agierenden, institutionelle Autorität zu handhaben – oder der Nachteil, darin ausgebremst zu werden. Und es wird deutlich, wie vernetzte ineinander greifende Aktivitäten und Strategien notwendig waren, wie vielfältige Unterstützungs- und Absicherungsprozesse und ein Zusammenwirken unterhalb politischer Entscheidungsmacht es erst ermöglichten, Gender Mainstreaming in die Absichtserklärungen und von dort ins Forschungsrahmenprogramm und in Richtlinien und Verordnungen zu bringen

Insofern die Ergebnisse bzw. die Wirkung der Gender Mainstreaming Strategie auf die Mobilisierungsbereitschaft der Wissenschaftlerinnen an den Hochschulen und in den Forschungsstätten angewiesen sind – und in einem so weit reichenden politischen und zugleich wissenschaftlichen Prozess ist dies der einzig mögliche Veränderungsagens – sind die Chancen einer Umsetzung fraglich bis prekär. Offen bleibt für die Autorinnen der Studie, ob sich Wissenschaftlerinnen als neue

soziale Gruppierung der Forschungspolitik konstituieren, ob sie sich als Frauen – denn als solche werden sie im Gender Mainstreaming Kontext adressiert – angesprochen fühlen. Vielmehr verstehen sie sich zumeist selbst eher „als Wissenschaftler und nicht als Frauen“ (S. 108), und müssen das auch im Interesse ihrer wissenschaftlichen Akzeptanz. So ist eine „Sollbruchstelle“ die allgemein verbreitete Vorstellung, Wissenschaft sei „ – im Unterschied und Gegensatz zu Politik – ein objektiv geschlechtsneutrales Unternehmen“ (S. 108). Die Forderung nach Integration der Genderdimension in Forschungsdesigns kann für EU-finanzierte Forschungsvorhaben hilfreich sein, fördert aber auch im Einzelfall Widerstand, Ironisierung oder trickreiche Umgehung: „...in der Praxis erweist sich manches Unternehmen oder manches Forschungsinstitut als super geschickt, das schön hinein zu schreiben, und dann passiert nichts...“ so eine der interviewten Politikerinnen (S. 85).

Eine Verbindung zwischen Forschungs- und Gleichstellungspolitik ist zwar mit der Implementierung der Gender Mainstreaming Strategie durch politische EU Entscheidungen theoretisch gelungen oder zumindest auf einem guten Weg – das zeigt die Dokumenten- und Verfahrensanalyse –, steht praktisch aber noch vor großen Herausforderungen. So diskutieren die Autorinnen im Fazit einige kritische Punkte. Zwar sollte Gender Mainstreaming eine Querschnittspolitik sein, wird aber sogar in der EU in ein Referat „Frauen und Wissenschaft“ abgeschoben, deren Aufgabe es nun ist, die EU-Bürokratie in Bewegung zu bringen. Gender Mainstreaming ist immerhin ein neues

Aktionsfeld, muss sich jedoch den EU üblichen Instrumenten und politischen Strategien anpassen und insofern ein „formbares Konzept“ sein. Das Verständnis einer kritischen Genderexpertise ist selbst unter Frauen- und Geschlechterforscherinnen umstritten. Auch lauert die ständige Gefahr, Gender Mainstreaming nur auf „technokratische Bearbeitung des Problems der Unterrepräsentanz von Frauen in Wissenschaft und Forschung“ (S. 59) zu reduzieren. Das Ressourcenargument, nämlich Frauen allein als zu nutzendes Potenzial zu sehen, greift zu kurz. Vielmehr gilt es auch, qualitative Veränderungen in Forschungsfragestellungen und wissenschaftlichen Erkenntnissen zu erzeugen, für die eigenständiges und kreatives Potenzial zu fördern und zu akzeptieren ist. Die Autorinnen sehen die Legitimationskrise der Wissenschaft auch darin begründet, dass vielfach deren inhaltliche Ausrichtung den Ausschluss von Frauen und von Frauen- und Geschlechterforschung begünstigt.

Die Erkenntnisse aus diesem bei aller Inhaltsschwere kurzen Forschungsbericht erschließen sich nicht auf einen Blick, aber die Auseinandersetzung mit der mühseligen und widersprüchlichen Umsetzung einer Vision in eine Mission ist ein erhellendes politisches Lehrstück und gibt Wissenschaftlerinnen vielleicht Mut und Antrieb, sich in ihrem – wie immer eingeschränkten – Bereich daran zu beteiligen. Denn, auch darauf weisen die Autorinnen hin: Dass die EU überhaupt die Genderdimension in der Form aufgegriffen hat, hängt auch mit der vorher angewachsenen und dann in der Politikberatung abrufbaren Genderexpertise von Wissenschaftlerinnen zusammen.

Kontakt und Information

Dr. Christine Roloff
Leipziger Str. 6
42109 Wuppertal
christine.roloff@tu-dortmund.de

Ingrid Galster rezensiert:

Christine Färber, Ulrike Spangenberg: Wie werden Professuren besetzt? Chancengleichheit in Berufungsverfahren

Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2008, ISBN 978-3-593-38584-6

Keine Chancengleichheit in Berufungsverfahren – Eine ernüchternde Untersuchung der deutschen Verhältnisse¹

Auch wenn in letzter Zeit zumindest in bestimmten Fächern, der Frauenanteil bei der Besetzung von Professuren angehoben werden konnte, schneidet Deutschland auf diesem Gebiet mit knapp fünfzehn Prozent im Vergleich zu anderen Ländern immer noch besonders schlecht ab. Die langjährige Berliner Frauenbeauftragte und Politologin Christine Färber gehört zu jenen, die seit den neunziger Jahren immer wieder auf diesen

Befund hingewiesen haben. In der vorliegenden Untersuchung, die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert wurde, ermittelt sie zusammen mit der Juristin Ulrike Spangenberg, wie Berufungsverfahren in ihrer konkreten Ausgestaltung zu der Unterrepräsentation von Frauen führen.

Willkürliche Prozeduren

Die Untersuchung umfasst zwei Teile, Christine Färber befragte in Interviews, die qualitativ ausgewertet wurden, zehn Berufungskommissionsvorsitzende, dreizehn Frauen- und Gleichstel-

¹ Erschienen in der Neuen Züricher Zeitung vom 7./8.02.2009

lungsbeauftragte sowie fünfzehn Bewerberinnen und fünf Bewerber um Professuren nach ihren persönlichen Erfahrungen und ihrer Einschätzung, inwieweit bestimmte Reformaspekte sich positiv auf die Gleichstellung auswirken könnten. Ulrike Spangenberg wertete die rechtlichen Grundlagen und Verfahrensregelungen für Berufungsverfahren aus: sechzehn unterschiedliche Landesgesetze und Rückmeldungen von hundertfünfzig Hochschulen.

Das Ergebnis dürfte kaum jemanden überraschen, der solche Auswahlverfahren aus eigener Anschauung kennt. Die Bewerberinnen sehen sich willkürlichen Bewertungsprozeduren ausgesetzt. Es mangelt an Transparenz. Informellen Netzwerken kommt ein hoher Stellenwert zu. Berufungsentscheidungen – so eine Vorsitzende – sind Machtfragen, die sich an der Oberfläche (d. h. in offiziellen Protokollen und Gutachten) kaum abbilden. Frauenbeauftragte beobachten, dass „fachnahe“ Mitglieder der Kommissionen schon vor Beginn des Verfahrens feste Präferenzen haben, so dass die Kriterien den bevorzugten Personen angepasst werden. Wer sich außerhalb solcher Netzwerke oder Seilschaften bewirbt, hat höchstens Chancen, wenn bei Interessenskonflikten innerhalb der Kommission ein Kompromiss gesucht werden muss. Männer, die fast immer die Kommissionen dominieren, berufen bevorzugt andere Männer, weil diese ihnen ähnlicher seien. Externe Mitglieder und externe Gutachter verhindern nicht die Seilschaften, sondern stärken sie, weil sie von der Kommission selbst ausgesucht werden.

Frauenbeauftragte können diesen Nepotismus nicht verhindern, weil sie in der Regel fachfremd sind und „Sachargumenten“ nicht Paroli bieten können. Sie müssen sich weitgehend mit der Aufsicht über die Einhaltung rein formaler Gleichstellungsvorschriften begnügen – soweit diese existieren: An einigen Hochschulen liegen nicht einmal Berufsordnungen vor. Und wenn sie vorliegen, ist die Gleichstellung häufig nicht ausreichend rechtlich in ihnen verankert, ebenso wenig wie die Festlegung und Gewichtung von Auswahlkriterien, die Erstellung von Gutachten und die Sicherung der Auswahl der Besten.

Empfohlen werden daher die Erstellung von Berufungsleitfäden, die Berücksichtigung von Frauen bei der Strukturplanung der Universitäten, die paritätische Zusammensetzung von Kommissionen und die Herstellung von mehr Transparenz durch feste Ansprechpartner für die Bewerberinnen und Bewerber. Diese und ähnliche Maßnahmen halten die Autorinnen jedoch nicht für ausreichend. Sie glauben vielmehr, dass zur verstärkten Berufung von Frauen ein grundlegender geschlechterpolitischer Kulturwandel notwendig ist – und dieser

kann, wie sie meinen, in einem überschaubaren Zeitraum nur durch Ergebnisquoten herbeigeführt werden.

Mit dieser Meinung stehen sie übrigens nicht allein da. Schon im Jahre 2006 – im Erhebungszeitraum – sprach sich der damalige Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaften (DFG), Ernst-Ludwig Winnacker, für die Quote aus. Der zurzeit amtierende Präsident Matthias Kleiner ist zwar gegen die Quote, aber die DFG verabschiedete im Sommer 2008 Gleichstellungsstandards, die bis 2013 schrittweise umgesetzt und auch entscheidungsrelevant für die Zuteilung von Mitteln werden sollen. Bundesbildungsministerin Annette Schavan, die Auftraggeberin der vorgestellten Studie, lancierte ein Programm für hundertvierzig Extrastellen für Professorinnen, die an Hochschulen vergeben werden, die besonders gute Gleichstellungsprogramme entwickelt haben. – Kommen die Frauen nun endlich zum Zuge?

Es mag sich für einige wie feministische Paranoia anhören, wenn man zu bedenken gibt, dass die Favorisierung der Frauen genau zu einem Zeitpunkt stattfindet, in dem Professuren in Deutschland durch die Umstrukturierung der Besoldungsklassen (von „C3“ und „C4“ zu „W2“ und „W3“) wesentlich schlechter dotiert werden als zuvor. Umgekehrt ist es wahrscheinlich feministisch unkorrekt, Zweifel anzumelden, wenn die Verfasserinnen dafür plädieren, bei der Bewerbung einer Frau die Messlatte, was Publikationen angeht, nicht so hoch zu legen und etwa ein Kind als Äquivalent für eine Buchpublikation zu werten. Die Debatte über die Gleichstellung darf auf keinen Fall dazu führen, dass die Frage der Qualifikation aus dem Blick gerät, und zwar für Männer ebenso wenig wie für Frauen.

Von Frankreich lernen

Kurzfristig anberaumte „Exzellenzinitiativen“ können nicht mit Geld kompensieren, was lange vernachlässigt wurde, denn auch Promotionen und Habilitationen, die formal den Zugang zu Berufungsverfahren sichern, hängen – wie die Berufung – von der Machtposition derjenigen ab, die sie in der Fakultät durchsetzen, und sind kein objektiver Ausweis für Qualität. Hier könnte Deutschland einiges von Frankreich lernen, wo es zwar auch Promotion und Habilitation gibt, aber daneben echte, nicht ad hoc aus dem Boden gestampfte Elitehochschulen mit anonymen Aufnahmeprüfungen und anonyme Staatsprüfungen. Diese Verfahren einer „Meritokratie“ sichern den Frauen schon länger einen angemesseneren Anteil an Stellen in Universitäten und Forschungseinrichtungen, ohne ihnen und den beunruhigten männlichen Konkurrenten das Gefühl zu geben, sie hätten sie nur bekommen, weil sie Frauen sind.

Kontakt

Prof. Dr. Ingrid Galster
galster@zitmail.upb.de

Linda Wotzlaw rezensiert:

Ilse Modelmog, Diana Lengersdorf und Mona Motakef (Hg.): Annäherung und Grenzüberschreitung. Konvergenzen – Gesten – Verortungen

Sonderband der Schriftenreihe des Essener Kollegs für Geschlechterforschung

Das Buch erschien 2008 als Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Doris Janshen, die im Februar 2009 plötzlich verstorben ist – aus diesem traurigen Anlass erhält es eine besondere Bedeutung als Momentaufnahme ihrer jüngsten Arbeiten.

Die folgende Rezension ist vor ihrem Tod entstanden.

Was bedeutet Interdisziplinarität in der Forschungspraxis? In dem Buch „Annäherung und Grenzüberschreitung“ geben verschiedene WissenschaftlerInnen, die die Grenzen ihrer Disziplinen zu überschreiten suchen, Antworten auf diese Frage. Sex und gender ist das verbindende Moment dieser Beiträge. Die Kategorien Konvergenzen, Gesten und Verortungen geben die Struktur der vielfältigen Stimmen vor. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat sich schon immer mit Interdisziplinarität auseinandergesetzt und hierbei war es gerade ihr Verdienst herauszuarbeiten, dass zum Beispiel bestehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern keine anthropologische Konstante bilden, sondern Produkte von Macht-konstellationen sind und folglich veränderbar. Im Zuge dieser Perspektive haben AutorInnen die sex-gender-Differenz in Frage gestellt und versucht, sex diskursiv aufzulösen.

„Annäherung und Grenzüberschreitung“ ist ein Buch, das aus Janshens wissenschaftlichem Umfeld entstanden ist. Doris Janshen plädiert trotz des Essentialismusvorwurfs nicht dafür, sex diskursiv aufzulösen – nicht alles ist gender, sondern jeweils nach der Relevanz, der Gleichzeitigkeit und auch der Ungleichzeitigkeit und der Wechselwirkung von sex und gender zu suchen. Hierbei begrenzt sie sich nicht auf die Soziologie, sondern erstreckt ihre Fragestellungen auf die Bereiche Technik, Naturwissenschaften, Kunst, Medizin, Musik, Mathematik und Körpersprache, Synästhesie, sowie das Verhältnis von Mensch und Tier. Der Sammelband ist aus ihren Kooperationen gewachsen. In dem Buch werden verschiedene Textgattungen versammelt: Brief, Notenblatt, Gedicht – aber es überwiegt der wissenschaftliche Artikel. Die Texte in der Festschrift bringen verschiedene Schattierungen von Interdisziplinarität zum Ausdruck: die Auseinandersetzungen reichen von der

Thematisierung der Interdisziplinarität und möglicher Methodologien (Schinzel, Gerhard) bis hin zu disziplinären Artikeln (Mitchell, Thürmann, Phillip). Die MedizinerInnen Petra Thürmann, Anna Mitchell und Thomas Philipp beschäftigen sich in ihren Aufsätzen mit Frauen in der klinischen Forschung (Thürmann) und den Geschlechterunterschieden bei der Behandlung von Bluthochdruckerkrankungen (Mitchell und Philipp). Diese Beiträge sollten auch die letzten ZweiflerInnen von der Wichtigkeit interdisziplinären Forschens unter Einbeziehung von Genderaspekten überzeugen – in der Medizin kann sie Leben retten.

Ein Geburtstag bietet immer auch die Gelegenheit, zurück und nach vorn zu blicken. Dr. Christine Woesler de Panafieu hat ihren Aufsatz zu diesem Thema in einer Sammlung von Briefen an Janshen verfasst. Die Soziologin hinterfragt kritisch die verschiedenen Entwicklungen, die von 1968 ausgegangen sind und schlägt als Devisen für ihre Generation vor: ‚Anders Altern‘, ‚Praktische Ideale Leben‘ und ‚Für eine geistige Haltung stehen‘. Die Soziologin und Volkswirtschaftlerin Diana Lengersdorf sowie Liane Schüller, Germanistin und Medizinwissenschaftlerin, beleuchten das Phänomen der „Schreibmaschinenfräulein“ im Kontrast zur Arbeit am Computer heute, aus historisch-literaturwissenschaftlicher und aus soziologisch-ethnografischer Sicht: „Aus dem Sekretär wurde die Sekretärin, aus der Programmiererin der Programmierer.“ Der Text baut auf Janshens grundlegenden Beiträgen zum Thema Frauen und Technik auf. Hedwig Rudolph, Professorin der Volkswirtschaftslehre, setzt sich mit Geschlechterpolitik von Unternehmen auseinander, ein wichtiger Beitrag zur aktuellen Debatte um „gläserne Decken“ in Karriereverläufen und Einkommensunterschiede von Frauen und Männern bei gleicher Arbeit. Ebenfalls nach vorn blickt Guerino Mazzola. Er ist erfolgreicher Jazzpianist, außerdem Professor für Mathematik und Informatik. Damit ist er geradezu prädestiniert für seine Mitgliedschaft in Janshens Gruppe AISTHESIS – Arts and Sciences Collective. Er verkörpert Interdisziplinarität, und ist dabei nicht nur in mehreren Disziplinen äußerst kompetent, sondern er verbindet sie auch. Sein Text behandelt Jazz als kollaborative Geste und die Erfahrung von Flow. Prof. Dieter Bingmanns Aufsatz zur

Syästhesie bei Männern und Frauen greift ein Thema auf, dem sich Janshen mit AISTHESIS bereits in der erfolgreichen Lecture Performance *Mind Dancing: Meeting of Arts and Sciences* sowohl künstlerisch als auch wissenschaftlich genähert hat. Sie wurde unter anderem beim Kongress EuroScience Open Forum 2005 im Deutschen Museum München aufgeführt. Der Physiologe und Mediziner stand dabei selbst mit auf der Bühne.

Mit dem Thema „Organspende als Gabe“ setzt sich Mona Motakef (Soziologin und Pädagogin) ebenfalls im Bereich Medizin auseinander. Auch sie zeigt, wie konkret die Kategorie Geschlecht unsere Gesundheit beeinflussen kann, wie lebenswichtig die Einbindung dieser Kategorie in Fragestellungen der Medizin ist. Frauen spenden häufiger Nieren als Männer – aber Männer erhalten häufiger Nieren als Frauen. Große Unterschiede gibt es ebenfalls bei der Behandlung nach der Transplantation: Frauen erhalten öfter und mehr Psychopharmaka. Die Dosierungen auch sonstiger Medikamente sind aber normalerweise auf Organismus und Stoffwechsel abgestimmt, denn Männer sind Testpersonen für Medikamente, auch für die Anti-Baby-Pille, wie Thürmann ausführt. Grund dafür ist unter anderem der weibliche Zyklus, der bei den Tests berücksichtigt werden müsste. Ein Umdenken findet erst seit den 1990er Jahren statt, denn die AIDS-Forschung muss wirksame

Medikamente zum Beispiel auch für schwangere Frauen anbieten, die auch das ungeborene Kind schützen.

Britta Schinzel, Professorin für Informatik, bringt den Stellenwert interdisziplinärer wissenschaftlicher Arbeit auf den Punkt: „(...) praktische und nutzenorientierte Anwendungsprobleme und die entsprechend übergreifenden Forschungsthemen halten sich nicht an Disziplingrenzen.“ Ihr Hinweis auf die vielfältigen Probleme und das Konfliktpotenzial interdisziplinärer Arbeit und auf die Kompetenzen die zu ihrer Bewältigung gefordert sind, machen das Buch auch als praktischen Leitfaden für wissenschaftliche Arbeit über die Grenzen einzelner Disziplinen hinaus. Diese Kompetenzen beim interdisziplinären Austausch sind einfache Tugenden wie: Zuhören, gegenseitiger Respekt, Bescheidenheit.

„Annäherung und Grenzüberschreitung“ ist ein Beleg für die Vielstimmigkeit der interdisziplinären Genderforschung. Dabei lesen sich die Texte zum Teil sehr unterschiedlich – ein medizinischer Fachtext ist unter Umständen für Nicht-Mediziner schwieriger zugänglich als Erinnerungen an die Frauenbewegung in Briefform. Die Leseerfahrung ist deshalb teilweise abhängig von den Vorkenntnissen der LeserInnen, lädt aber in jedem Fall zum Blick über die Grenzen der Disziplinen ein.

Neuerscheinungen

„GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft“

neu gegründet

Das Netzwerk Frauenforschung NRW gibt eine neue wissenschaftliche Fachzeitschrift zur Frauen- und Geschlechterforschung heraus. „GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft“ bietet ein interdisziplinäres Forum für Publikationen aus Theorie und Praxis und wird dreimal jährlich mit einem Jahresumfang von ca. 480 Seiten erscheinen. Jedes Heft hat einen eigenen thematischen Schwerpunkt, der aus den unterschiedlichen Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften hervorgeht. Die ersten beiden Hefte sind bereits für den Herbst 2009 angekündigt. Neben dem thematischen Schwerpunkt wird es einen offenen Teil mit Beiträgen zu unterschiedlichen Themen geben. In weiteren Rubriken werden Berichte aus der Gleichstellungs- und Beratungspraxis sowie Kongressnotizen und Buchbesprechungen veröffentlicht.

Das Netzwerk Frauenforschung NRW bietet mit der neuen Zeitschrift ein übergreifendes Forum für die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Praxis. Schon für das Jahr 2010 sind Schwerpunkte geplant, erste Beiträge sind bereits in Arbeit. Natürlich wird es noch offizielle Calls for Papers geben, die interessierten Autorinnen und Autoren die Möglichkeit geben, Beiträge für die neue Fachzeitschrift einzureichen.

„GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur, Gesellschaft“ stellt sich höchsten wissenschaftlichen Standards. Dafür stehen nicht nur renommierte Autorinnen und Autoren, ein einschlägig ausgewiesener Verlag und ein engagierter Herausgeberinnenkreis, sondern auch die Begutachtung der Beiträge im Doppel-Blind-Verfahren (Peer Review). Der Redaktion gehören an: Prof. Dr. Ruth Becker, Dr. Heike Kahlert, Dr. Beate Kortendiek, Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel und Dr. Sabine Schäfer.

Schicken Sie Ihre Beitragsvorschläge an redaktion@gender-zeitschrift.de. Abonnementsbestellungen – mit Subskriptionsangebot bis 30.8.2009 – an info@budrich-verlag.de. Weitere Infos in Kürze unter www.gender-zeitschrift.de

„GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft“ erscheint dreimal jährlich mit einem Jahresumfang von rd. 480 Seiten im Format B5. Das Jahresabonnement (print) kostet regulär 42,00 Euro, für Studierende 34,00 Euro jeweils zzgl. Versandkosten. Ein Einzelheft kostet 18,90 Euro plus Porto. Der Jahrgang 0. (2009) mit zwei gedruckten Einzelheften ist für alle, die bis 30.8.2009 ein Abonnement bestellen zum Sonderpreis von 25,00 Euro (regulär) bzw. 20,00 Euro (Studierende) jeweils zuzüglich Porto zu beziehen. Das Online-Angebot von „GENDER“ startet zum 1. Januar 2010.

Kontakt und Information
Dr. Beate Kortendiek
kortendiek@netzwerk-frauenforschung.de
redaktion@gender-zeitschrift.de

Angelika Koch: Allzeitverfügbar? Rechtsansprüche auf Teilzeit in der betrieblichen Praxis bei Hochqualifizierten mit Kindern

Arbeit – Demokratie – Geschlecht, Band 9, hrsg. von Ingrid Kurz-Scherf, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster, 2008, 27, 90 Euro

Wie lassen sich in hochqualifizierten Positionen Berufstätigkeit und Familienaufgaben vereinbaren? Wie gelingt Personalverantwortlichen und Betriebsräten die Umsetzung von Teilzeitrechten in und nach der Elternzeit bei Hochqualifizierten mit Kindern? Wo liegen Barrieren, wo Potenziale? Und welche Einflussfaktoren wirken in der betrieblichen Praxis?

Mit ihrem Blick auf die Betriebsebene wie auf die individuelle Lebensführung, auf Geschlechterkonstruktionen und Familienmodelle der betrieblichen Akteure vermittelt die Studie von Angelika Koch anhand ausführlicher Fallanalysen Einsichten, wie sich der betriebliche Umgang mit den Vereinbarkeitsrechten erklärt. Damit gibt sie einen tiefen Einblick hinter die Kulissen betrieblicher Entscheidungen und erschließt eine wichtige Dimension der Arbeits- und Geschlechterpolitik im Betrieb. Sie öffnet den Blick dafür, welche Geschichte der Individuen hinter der Erzeugung eines Habitus hochqualifizierter Beschäftigung mit entgrenzten Arbeitszeiten steht.

Kontakt
angelika.koch@uni-due.de

Friederike Preiß: Hochschul-Fundraising und Gender Diversity Management

ISBN 978-3837048209, EUR 14,80, Books on Demand 2008

Auf der Basis von 48 qualitativen Interviews mit Entscheidungsträgern aus Wissenschaft und Wirtschaft werden die notwendigen Rahmenbedingungen und wesentlichen Erfolgsfaktoren einer privaten Hochschulförderung dargestellt. Private Mittelgeber und Hochschulleitungen berichten über ihre Erfahrungen im Rahmen von Hochschulkooperationen. Sie thematisieren sowohl die Chancen als auch Lösungsansätze zur Bewältigung von Schwierigkeiten beim Aufbau von Fundraising-Strukturen. Die Einbeziehung des Gender&Diversity-Konzepts in der Privatwirtschaft bereits vielfach erfolgreich praktiziert bietet auch für Hochschulen wichtige Anknüpfungspunkte zu Unternehmenskooperationen. Anhand von Best-Practice-Beispielen werden neue Potentiale des Fundraisings aufgezeigt. Die Befragungsergebnisse münden in Handlungsempfehlungen für Hochschulen und Hochschul-Politik.

Kontakt
friederike.preiss@uni-due.de

Ingrid Haasper, Bettina Jansen-Schulz (Hg.): Key Competence: Gender

Focus Gender, Bd. 10, 264 S., 29,90 EUR, ISBN 3-8258-1402-1

Schlüsselkompetenzen sind heute notwendige überfachliche Kompetenzen, um in allen gesellschaftlichen Bereichen innovativ und kompetent handeln zu können. Das gilt auch in hochschulischer Lehre hinsichtlich einer exzellenten Lehre. Das Wissen um Geschlechterverhältnisse in den jeweiligen Studien- und Forschungsbereichen ist dabei heutzutage unerlässlich. Eine Fülle von Aspekten der Geschlechterverhältnisse in unterschiedlichen Studienfächern werden von Expertinnen und Experten in diesem Band vorgestellt. Sie wollen zum Ausprobieren und Weiterentwickeln in der eigenen Lehre und Forschung anregen.

Kontakt
jansen-schulz@uni.leuphana.de

Britt Dahmen: Mentoring und Chancengleichheit im Sport

Köln: Sportverlag Strauß, 2008, 24,00 EUR, ISBN 978-3-939390-32-9

Mentoring-Programme für Frauen haben sich als Maßnahme zur Herstellung von Chancengleichheit in Organisationen der Wissenschaft und Wirtschaft bereits fest etabliert. Innerhalb von Sportorganisationen steht die Entwicklung von Erfolg versprechenden Konzeptionen jedoch noch in den Anfängen. Auf der Basis von Erkenntnissen zu den Ursachen von Geschlechterhierarchien in der Führung des Sports und aufbauend auf den Erfahrungen von vier bereits abgeschlossenen Mentoring-Programmen im Sport wird folgenden Fragestellungen nachgegangen: Welche konzeptionellen Ansatzpunkte von Mentoring-Programmen sind in Sportorganisationen als Nonprofit-Organisationen Erfolg versprechend? Inwiefern leisten Mentoring-Programme, neben der individuellen Förderung von Frauen, auch einen Beitrag zur Veränderung von ungleichheitsgenerierenden Strukturen im Sport?

Kontakt
dahmen@dshs-koeln.de

Ilse Hartmann-Tews, Claudia Combrink (Hg.): Gesundheit, Bewegung und Geschlecht. Beiträge aus dem Interdisziplinären Genderkompetenzzentrum in den Sportwissenschaften

Brennpunkte der Sportwissenschaft, Bd. 30, St. Augustin: Academia-Verlag, 2008, ISBN 978-3-89665-458-8

Das Forschungsfeld Gesundheit, Bewegung und Geschlecht ist überwiegend disziplinär, insbesondere von Psychologie, Soziologie und Medizin, geprägt. Um dem Ursachengefüge der geschlechtsbezogenen Phänomene in der bewegungs-bezogenen Gesundheitsforschung auf die Spur zu kommen, erscheint eine interdisziplinäre Perspektive vielversprechend.

In diesem Band wird der Status quo zu verschiedenen Themen der derzeitigen geschlechtsbezogenen Forschung im Bereich Gesundheit und Bewegung dargestellt. Dabei wird die Relevanz von Geschlecht für den

wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt aber auch die Notwendigkeit der Berücksichtigung von Geschlecht bei der Umsetzung der Ergebnisse deutlich. In den disziplinären und interdisziplinären Beiträgen reicht das Themenfeld von Kindern und Jugendlichen über Erwachsene bis hin zu älteren Menschen, von Unfällen über Adipositas bis hin zu Krebs sowie von Gesundheitssport über Primärprävention bis hin zur kardiologischen Rehabilitation.

Autorinnen und Autoren: F. Baumann, B. Bjarnason-Wehrens, K. Brixius, C. Combrink, S. Dordel, C. Graf, I. Hartmann-Tews, S. Jüngling, J. Kleinert, H. Knigge, O. Mittag, B. Rulofs

Kontakt
I.Hartmann@dshs-koeln.de

Wissenschaftlerinnen mit Migrationshintergrund

Das Jahr 2007 war das „Europäische Jahr der Chancengleichheit für alle“, in dessen Rahmen das CEWS das Projekt „Wissenschaftlerinnen mit Migrationshintergrund“ einwerben konnte, dessen Fragestellungen einen besonderen Aspekt der Mehrfachdiskriminierung in den Blick genommen haben. Die Gruppe der Wissenschaftlerinnen mit Migrationshintergrund war bisher kaum Thema der deutschen Gleichstellungspolitik, insofern wurde mit diesem Projekt eine Forschungslücke angegangen. Die Ergebnisse des CEWS-Projekts ebenso wie die anderen Fachbeiträge werden mit diesem Band vorgelegt. Das CEWS möchte alle verantwortlichen Akteurinnen und Akteure für die Situation von Wissenschaftlerinnen mit Migrationshintergrund und deren Erfahrungen sensibilisieren. Es ist notwendig, den Mangel an Kenntnissen, Daten und Fakten zu diesem Themenfeld zu überwinden und der direkten und indirekten Diskriminierung dieser Gruppe von Wissenschaftlerinnen entgegen zu treten.

Kontakt
Ulrike.Schultz@FernUni-Hagen.de
<http://www.mgffi.nrw.de>

Petra Lucht, Tanja Paulitz (Hg.): Recodierungen des Wissens. Stand und Perspektiven der Geschlechterforschung in Naturwissenschaften und Technik

Politik der Geschlechterverhältnisse, Bd. 38, 2008, ca. 250 Seiten, Campus Verlag, ca. EUR 29,90, ISBN 978-3-593-38601-0

Naturwissenschaftliches und technisches Wissen sind nicht nur nicht geschlechtsneutral. Wie die in diesem Band versammelten Beiträge zeigen, erweist sich Geschlecht zudem auf unterschiedlichen Ebenen als äußerst flexible Kategorie. Das Buch geht der Frage nach, wie geschlechtliche Codierungen in der wissenschaftlichen und technischen Wissensproduktion historisch und unter Bedingungen gesellschaftlichen Wandels funktioniert haben und aktuell funktionieren. Die Beiträge dieses Buches erweitern den analytischen Rahmen bisheriger Geschlechterforschung zu Naturwissenschaft, Technik und Medien um neue Aspekte wie Konstruktionen von Männlichkeit, Kolonialismus und Globalisierung etc. Sie spiegeln so den Stand der internationalen Forschung zu diesem Gebiet wider. Eine Orientierung über ausgewählte theoretische und forschungsrelevante Fragekomplexe dieses transdisziplinären Forschungsfeldes bieten die Überblicksbeiträge im ersten Teil des Buches. Im zweiten Teil werden an Fallbeispielen sowohl aus dem 18. und 19. Jahrhundert sowie anhand gegenwärtiger Entwicklungen aktuelle Forschungsergebnisse vorgelegt. Mit Beiträgen von Karin Esders, Wendy Faulkner, Sabine Maasen, Bärbel Mauss, Kerstin Palm, Tanja Paulitz, Esther Ruiz Ben, Londa Schiebinger, Judy Wajcman, Heike Wiesner und Karin Zachmann.

Kontakt
anja.paulitz@uni-graz.at

Malwine Seemann, Michaela Kuhnhenne (Hg.): Gender Mainstreaming und Schule. Anstöße für Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse

Oldenburg, 2009, BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, ISBN 978-3-8142-2142-7

Schule steht heute im Zentrum sozialen Wandels. Dabei nimmt die Auseinandersetzung mit Gender im Sinne einer Veränderung der bestehenden Geschlechterverhältnisse eine zentrale Rolle ein. Gender Mainstreaming ist eine zentrale Strategie, ohne die eine Weiterentwicklung von Schule zu einer Institution, die Schülern und Schülerinnen verschiedenster Herkünfte, Lehrerinnen und Lehrern sowie Eltern gerecht wird,

Kontakt
 Michaela-Kuhnhenne@
 BOECKLER.DE

nicht möglich ist. Der Band ist hervorgegangen aus dem 3. Fachtag Gender und Schule, der in Kooperation der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) Bezirk Weser-Ems mit dem Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (ZFG) der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg sowie dem Kooperationsnetzwerk Geschlechterforschung in der Nord-West-Region veranstaltet wurde. Er enthält neben den Tagungsbeiträgen weitere aktuelle Beiträge, die Möglichkeiten und Grenzen sowie weitergehende Perspektiven für die Umsetzung von Gender Mainstreaming im Schulbereich eröffnen.

Aazar Ayaz, Andrea Fleschenberg (Eds.): The Gender Face of Asian Politics

2008, 268 pp., ISBN: 978-0-19-547516-6, Oxford University Press

The book covers a wide range of studies on gender and politics, gender and political leadership, the impact and forms of female political representation and participation in different Asian countries namely Afghanistan, the Philippines, India, Burma (Myanmar), Thailand, Malaysia, Indonesia and Pakistan. The various chapters represent an ongoing study effort and transnational discussion among experts, academicians, women politicians and NGO representatives, leaving the reader with a systematic, in-depth and comparative knowledge of the various dynamics, characteristics and challenges of the gender face of Asian politics. Aazar Ayaz has a Masters in Economics and a dynamic portfolio of experience spanning 29 years. Strategic policy planning, research and analysis, institutional organizational development, project, event and PR management and alternate energy are some of his areas of expertise. He has several publications to his credit. Andrea Fleschenberg has a Ph.D. in Political Science and currently works as research associate and lecturer at the Institute of Social Science at the University of Hildesheim, Germany. Her research areas are comparative politics (in particular Asia and Europe), democratization and election studies, transitional justice issues, gender and politics, on which she has contributed numerous publications.

Kontakt
 andrea.fleschenberg@yahoo.
 de

Brabandt, Heike, Ross, Bettina, Zwingel, Susanne (Hg.): Mehrheit am Rand? Geschlechterverhältnisse, globale Ungleichheit und transnationale Handlungsansätze

Wiesbaden: VS Verlag 2008, ISBN: 978-3-531-15679-8, EUR: 42,90

Prekarisierung, Verelendung und Armut sind zu den Schlagwörtern der politischen Debatte des frühen 21. Jahrhunderts geworden. Während in den 1990er Jahren über die Feminisierung von Armut im Globalen Süden diskutiert wurde, ist die Armut zwischenzeitlich in den Ländern des Globalen Nordens angekommen. Ziel des Buches ist es, diese komplexen Wandlungsprozesse in den Bereichen Arbeit, Migration und Sicherheit aus einer Geschlechterperspektive zu untersuchen und dabei nach Möglichkeiten der politischen Teilhabe zu fragen.

Kontakt
 zwinges@potsdam.edu

Frauen verändern EUROPA verändert Frauen

Aus Anlass der alle zwei Jahren stattfindenden Aktionswochen der kommunalen Gleichstellungsbeauftragten in NRW vom MGFFI herausgegeben, dienen aber auch insgesamt der Information aller, die an Frauen- und Geschlechterfragen beruflich, politisch und privat interessiert sind. Die Handbücher stehen zur Einsicht im Internet und können kostenfrei von der Publikationestelle des Ministeriums bezogen werden. Im Jahr der Europawahl sollten sich Frauen besonders informieren, welche Auswirkungen dieses Europa auf ihr Leben hat und wie sie mitgestalten können. Den wenigsten ist bewusst, wie weit reichend Europa Recht, Wirtschaft und Zusammenleben in ihrem Land beeinflusst. Kapitel I: Bürgerinnen Europas, Kapitel II: Frauen im Herrenhaus Europa, Würdigung – Kritik – Visionen, Kapitel III: Europa der Chancengleichheit, Handlungsfelder – Maßnahmen – Modelle, Kapitel IV: Europa vor Ort, Handlungsoptionen für die Praxis

Kontakt
[http://www.cews.org/cews/
 cewspublik.php](http://www.cews.org/cews/cewspublik.php)
 Ulrike Schultz (Hrsg.):

Her mit dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht für Mann und Frau!“

Friedrich-Ebert-Stiftung 2008, Gesprächskreis Geschichte, Heft 80, 58 Seiten, zahlreiche Bilder

Die Broschüre „Her mit dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht für Mann und Frau!“. Die internationale sozialistische Frauenbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts und der Kampf um das Frauenwahlrecht.

Kontakt
Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung
2008
kostenlos zu bestellen bei:
Doris.Fassbender@fes.de

Ruth Becker: Frauenwohnprojekte – keine Utopie! Ein Leitfaden zur Entwicklung autonomer Frauen(wohn)räume mit einer Dokumentation realisierter Projekte in Deutschland

Neuerscheinung Studien Netzwerk Frauenforschung NRW Nr. 3, 582 Seiten

Die Entwicklung neuer Wohnformen für Frauen war schon für die erste Frauenbewegung in Deutschland ein zentrales Anliegen. Sie gründete Frauenwohngemeinschaften, baute Wohnungen für berufstätige Frauen und gründete Banken, um diese Bautätigkeiten zu finanzieren.

Auch für die zweite Frauenbewegung war die Schaffung autonomer Frauenräume ein Kernpunkt ihrer Aktivitäten, wobei es ihr allerdings vor allem um öffentliche Frauenräume ging. Doch bereits in den 1970er und vor allem in den 1980er Jahren entstanden erste Frauenwohnprojekte – meist in Kombination mit öffentlichen Frauenräumen.

Inzwischen entstehen landauf, landab gemeinschaftliche Wohnprojekte mit unterschiedlichen Zielsetzungen. Frauen, insbesondere ältere Frauen „nach der Familienphase“ sind daran sehr aktiv beteiligt – nach Einschätzung mancher Kommunalpolitiker dominieren sie sogar in den Gruppen. Frauenwohnprojekte im engeren Sinn, d. h. Wohnprojekte, in denen das Zusammenleben von Frauen bzw. die baulich-räumlichen Kriterien umgesetzt werden, die im Zuge der feministischen Planungs- und Architekturkritik entwickelt wurden, sind jedoch selten.



Um solche Projekte geht es in der Veröffentlichung von Ruth Becker. Nach einer kurzen *Geschichte des emanzipatorischen Wohnens* von Frauen werden in einer umfangreichen Dokumentation 78 sehr unterschiedliche Frauenwohnprojekte nach ihren Initiatorinnen und Zielsetzungen sowie ihren rechtlichen, finanziellen und baulichen Aspekten vorgestellt – als Anregungen für Nachahmerinnen. Unterschieden werden dabei fünf Projekttypen:

- Autonome Frauenwohnprojekte, d. h. Projekte, die von Frauen initiiert und realisiert wurden, die sich explizit auf die autonome Frauenbewegung beziehen und/oder bei denen der „Autonomiegedanke“, also das Ziel, Wohnraum „in Frauenhand“ oder für das Leben in Frauenbezügen zu schaffen, im Vordergrund steht und die sich in ihrer Zielsetzung an Frauen unterschiedlichen Alters und in unterschiedlichen Lebenssituationen beziehen.
- Beginen-Projekte, die in gewisser Weise als eine Unter- oder Nachfolgegruppe der autonomen Projekte verstanden werden können. Von letzteren unterscheidet sie jedoch die gemeinsame, explizite Bezugnahme auf die Tradition der im Mittelalter entstandenen Beginen-Höfe.
- Wohnprojekte für ältere/alte Frauen, d. h. Projekte, die sich explizit (nur) auf das Wohnen von Frauen im Alter beziehen, wobei einige der Projekte eine spezifische Form der autonomen Projekte darstellen, während bei anderen Projekten dieses Typs sich der ausschließliche Bezug auf Frauen „erst im Projektverlauf ergeben“ hat.
- Wohnprojekte für allein erziehende Frauen, die in erster Linie die Verbesserung der Wohnungsversorgung allein erziehender Frauen zum Ziel haben und die zwar teilweise auch von Frauengruppen und -vereinen initiiert wurden, dann jedoch in einem institutionellen Rahmen realisiert wurden.
- Projekte des frauengerechten Wohnungsbaus, deren primäres Ziel die Umsetzung der im Rahmen der feministischen Architektur- und Städtebaukritik entwickelten baulich-räumlichen Kriterien ist.

Die dokumentierten Entwicklungsgeschichten dieser Projekte zeigen, welcher mühsamer, langwieriger Weg oft zurückgelegt werden musste, bis die Projekte tatsächlich entstehen konnten. Um diesen Weg zu verkürzen enthält die Veröffentlichung einen ausführlichen Leitfaden zur Entwicklung eines Frauenwohnprojekts. In sechs dem Verlauf einer Projektentwicklung folgenden Kapiteln werden Hinweise zur Initiierung, zur Klärung grundlegender Fragen, zu den möglichen Rechtsformen, zur Finanzierung, zur Förderung, zur Realisierung und zur Bewirtschaftung eines Frauenwohnprojekts gegeben. Der Leitfaden kann zwar eine kompetente Beratung nicht völlig ersetzen, ermöglicht es aber allen Interessentinnen für ein Frauenwohnprojekt, gezielt Beratung einzuholen und Alternativen informiert in der Gruppe zu diskutieren.

Die Dokumentation der Projekte wird ergänzt durch eine zusammenfassende Darstellung der Charakteristika der erfassten Projekte. Außerdem enthält die Veröffentlichung ein umfangreiches Adress- und Literaturverzeichnis.

Kontakt
ruth.becker@uni-dortmund.de



Netzwerk Frauenforschung NRW
Universität Dortmund
44221 Dortmund

ISSN 1617-2493